Im Reih' und Glied.

Dritter Band.

In Reih' und Glied.

Ein Roman in neun Büchern

von

Friedrich Spielhagen.

Dritter Band.

Berlin, 1866.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Der Freiherr hatte nur zu Recht gehabt, wenn er sagte, daß es in letzter Zeit sehr dunkel gewesen sei in seinem Hause.

Und doch hatte er, der so selten sein Zimmer verließ, und selbst wenn er einmal in der Familie erschien, eingesponnen war in seine eigene trübe, oft verzweifelte Stimmung, wol nur das Wenigste von dem bemerkt, was um ihn her vorging. Er hatte nicht gesehen und nicht gehört, wie die Dienerschaft die Köpfe zusammensteckte und sich lange, unheimliche Geschichten erzählte; er hatte nicht die zahllosen Thränen gesehen, die Charlotte in ihrem einsamen Zimmer vergoß; er hatte nicht das heimliche Schluchzen gehört, mit dem die arme Amélie sich nur zu oft in den Schlaf weinte.

Charlotte hatte keinen Versuch gemacht, den Bruder in Bezug auf Walter umstimmen zu wollen. Sie hatte nur einmal über Walter mit ihm gesprochen, und das war schon am nächsten Tage nach der Katastrophe gewesen, als Walter an sie schrieb, er halte es für seine Pflicht, das Haus, das ihm heilig sei, zu meiden, nun, seitdem es auch dem Freiherrn kein Geheimniß mehr sei, daß er Amélie liebe und der Freiherr diese seine Liebe so streng verurtheilt habe; und daß er sie bitte, diesen seinen Entschluß

dem Freiherrn mitzutheilen, an den er nicht selbst schreibe, weil er in der That dazu außer Stande sei, und doch nicht wünsche, daß dem Freiherrn auch nur einen Augenblick länger eine Erklärung vorenthalten würde, die er selbst vielleicht schon vor Jahren hätte machen müssen.

Charlotte hatte diesen Brief dem Bruder gegeben; er hatte denselben mit augenscheinlicher Erregung gelesen und ihn dann schweigend zurückgegeben.

„Du billigst Walter's Entschluß?" hatte Charlotte dann mit leiser Stimme gesagt.

„Ich wüßte nicht, wie er jetzt, nach dem, was geschehen ist, anders handeln könnte," hatte der Freiherr geantwortet.

Weiter war nichts zwischen den Geschwistern geredet worden; und was hätten sie sich auch sagen können, sie, die seit so langen, langen Jahren gelernt hatten, Eines in des Andern Seele zu lesen! Der Freiherr wußte, daß die Schwester in Amélie's und Walter's Vereinigung nun und immerdar die Erfüllung ihres höchsten Wunsches sehen würde; Charlotte wußte, daß es für den Augenblick vollkommen nutzlos sei, den Bruder mit einem Gedanken befreunden zu wollen, der seine aristokratischen Vorurtheile so grausam verletzte.

Und doch war Charlotte nicht ganz ohne Hoffnung für ihre geliebten Kinder. Der Bruder war schon so oft von Entschlüssen zurückgekommen, die er mit großer Heftigkeit für unerschütterlich ausgegeben hatte, und diesmal baute sie nicht blos auf den Wankelmuth seines Charakters, der ihr schon so viel Sorgen und Kummer im Leben bereitet und ihr dafür auch wol einmal etwas Gutes bringen konnte; sie baute noch viel mehr auf den Edelmuth seines Sinnes und die Güte seines Herzens, die noch jedesmal,

wenn auch oft erst nach langem schwerem Kampfe, den Sieg über seine Launen und Vorurtheile davongetragen hatten. Und dann, er liebte ja Walter! Er wußte gewiß nicht, wie sehr er ihn liebte; es bedurfte vielleicht eines solchen Conflicts, damit er einsähe, was er an Walter gehabt hatte, was er mit Walter verlieren würde. Wie oft hatte er es Charlotten gegenüber mit dankbarer Rührung ausgesprochen, daß ihm das Licht in Walter's treuen blauen Augen wie ein Widerschein jener seligen Jugendzeit sei, als er im Ueberschwang von Lebenskraft und Lebensmuth mit Fritz Gutmann die Wälder von Tuchheim durchstreifte. Wie oft hatte er auf Walter hingewiesen, als auf das Muster eines jungen Mannes nach seinem Sinn! Wie oft hatte er vertraulich seine Hand auf Walter's Arm gelegt und war mit ihm, harmlos plaudernd, wie er es sonst mit Niemanden that, in den Zimmern, in dem Garten auf- und abgegangen. Das Alles sollte er vergessen haben, sollte er auf immer vergessen können? Charlote wollte, Charlotte konnte es nicht glauben.

So suchte sie sich selbst zu trösten, zu beruhigen, um ihre geliebte Amélie trösten und beruhigen zu können; und Amélie ihrerseits gab sich die größte Mühe, der geliebten Tante nur immer ein heiteres Gesicht zu zeigen.

„Du sollst mich deiner nicht unwürdig finden,“ sagte Amélie oft; „du bist im Leben so unglücklich gewesen, und bist so edel und gut — was hätte denn ich für ein Recht, zu murren und zu klagen!“

„Und Walters Proceß, mein süßes Kind? Ich muß dich darauf gefaßt machen, daß Walter verurtheilt wird; er selbst, Dr. Paulus, seine anderen Freunde geben seine Sache verloren; man will eben ein Opfer haben. Wirst du auch das so geduldig hinnehmen?“

„Wie lange kann seine Haft dauern?“ fragte Amélie mit bebender Stimme.

„Vielleicht nur ein paar Wochen, vielleicht auch ebenso viel Monate.

„Und was sagt Walter?“

„Walter sagt, daß ein Sieg ohne Kampf kein Sieg sei, und ist überhaupt, wie immer, voll frohen Muthes und voll freudiger Hoffnung einer besseren Zukunft.“

„So will ich es auch sein, so bin ich es auch,“ rief Amélie, in ihrer Aufregung der Tante Hände leidenschaftlich küssend und mit Thränen benetzend.

„Still, still, mein Kind, ich höre Silvia kommen. Du weißt, sie liebt es nicht, uns sentimental zu finden.“

Charlotte sagte das wol lächelnd, aber doch mit einer gewissen Hast, die keineswegs ganz unbefangen war.

Und dann, wenn Silvia nun wirklich in das Zimmer trat und ihren Platz am Fenster eingenommen hatte, erhielt das Gespräch fast jedesmal eine andere Wendung, wenn es nicht ganz in's Stocken gerieth.

Das war früher nie geschehen; aber seltsamerweise schien Silvia diese Veränderung, die für die beiden anderen Frauen so schmerzlich war, kaum zu bemerken.

Was ist mit Silvia vorgegangen? Was geht mit Silvia vor?

So fragten die Blicke, mit denen Charlotte und Amélie an der schönen, stummen Gestalt im Fenster hingen; so fragten Charlotte und Amélie oft einander, und Keine wußte etwas, was die Andere über Silvia's wunderliches Wesen hätte beruhigen oder aufklären können.

Wohin war Silvia's Munterkeit entschwunden? ihre sonnige Heiterkeit? ihr herzliches Lachen? wohin die Schlagfertigkeit ihres Witzes? wohin die kampffrohe Lust, die sie

früher am Disputiren hatte? die schöne Freude an holder Wechselrede, die Niemand besser zu führen wußte, als sie? Einsylbig, ernst, schwermüthig wandelte sie jetzt durch den Tag, ohne eine Spur von Interesse für das, was sonst ihr Leben auszufüllen schien: an der Gesellschaft, an der Lectüre, an der Musik. Sie mied die Gesellschaft, selbst die Charlottens und Amélie's, wo es irgend ging; sie, die oft stundenlang musicirte, hatte seit Wochen, seit Monaten keine Taste berührt, keines ihrer Lieder, die sie so bezaubernd zu singen wußte, angestimmt; sie las, las sogar sehr viel, aber es waren Bücher, Broschüren, die sie sich aus der Bibliothek des Freiherrn geholt, oder die ihr Leo dagelassen oder geschickt hatte, und niemals las sie dieselben in Gegenwart der beiden anderen Damen.

Und verändert wie ihre Beschäftigungen und ihr Wesen war auch ihr Aussehen. Um die herb geschlossenen Lippen spielte nie mehr das reizende Lächeln von ehemals; die großen, sonst so strahlenden blauen Augen waren tiefer in die Höhlen gesunken und blickten wie durch einen Schleier von Melancholie, wenn sie nicht, was jetzt bei dem leisesten Widerspruch geschehen konnte, in Zorn oder Leidenschaft aufflammten; selbst ihr sonst so elastischer Gang war schleppend geworden, als sei sie des ewigen Kommens und Gehens müde, das doch nur immer in der Irre umher- und nie zu einem Ziele führe.

Nicht, daß sie es an rücksichtsvoller Aufmerksamkeit gegen Fräulein Charlotte, an gefälliger Freundlichkeit gegen Amélie hätte fehlen lassen; aber allzu oft waren es nur die alten gewohnten Formen ohne den Geist der Liebe, der dieselben früher beseelt hatte. Was war aus dem Liebereichthum dieses Herzens geworden? Wie war es möglich, daß sie Charlottens Sorgen nicht zu ahnen, daß

sie Amélie's Kummer nicht zu kennen, daß sie Walter's Fortbleiben kaum zu bemerken schien? Und auch an ihren alten Vater dachte sie kaum; sie sprach wenigstens jetzt sehr selten von ihm, und nie war sie auch nur mit Einem Worte auf den Wunsch, nach Tuchheim zum Vater zu gehen, den sie im Anfang des Winters wiederholt und mit Lebhaftigkeit geäußert hatte, je wieder zurückgekommen.

Charlotte und Amélie liebten Silvia viel zu innig, als daß das veränderte Wesen derselben irgend eine andere Empfindung als tiefste Sorge und herzlichstes Mitleid hätte erwecken können, und auch hier war es wieder Charlotte, die, selbst des Trostes bedürftig, trösten mußte.

„Ich habe es immer geahnt, daß eine solche Zeit in Silvia's Leben kommen würde," sagte sie; „Silvia ist eine zu tiefe, zu leidenschaftliche Natur, als daß sie nicht einmal den Versuch hätte machen sollen, sich von der bestehenden Ordnung loszulösen und sich eine Existenz nach ihrem Bilde zu schaffen: eine freie, großartige Existenz, die ihr Raum giebt, die ungemessene Kraft ihres Kopfes und ihres Herzens frei und großartig zu entfalten. Ich habe diesen Moment kommen sehen, schon seit Jahren, und jetzt ist er da. Es ist eine Krisis in ihrem Leben, aber ich vertraue der Tüchtigkeit und Bravheit ihrer Natur. Sie wird einsehen, daß ihr Loos eben nur allgemeines Menschenloos ist; daß Keinem von uns vergönnt ist, sich nach allen Seiten auszuleben; daß uns in sehr vielen Fällen schlechterdings nicht Anderes übrig bleibt, als stumm zu resigniren."

„Ich habe immer gedacht, wenn Silvia lieben könnte, ich meine, wenn sie Jemanden fände, den sie lieben könnte, so wäre Alles gut," sagte Amélie mit Lebhaftigkeit.

Charlotte lächelte.

„Du liebes Kind, du denkst, daß Alle sich aus derselben Quelle Erquickung und neuen Muth des Lebens trinken müssen. Wenn uns das Schicksal nun nicht so gnädig ist, so müßten wir doch auch so unseren Weg durch's Leben finden. Und ich weiß nicht einmal, ob Silvia eine individuelle Liebe je wahrhaft genügen könnte. Ideale Naturen, wie sie, streben immer in's Große und Ganze; und wenn ich hoffe und wünsche, daß sie lernen wird, zu resigniren, so will ich damit nicht sagen, daß sie nicht berechtigt ist, sich einen Wirkungskreis zu suchen, wo sie mehr arbeiten und schaffen kann, als sie es hier bei uns vermag. Ich habe oft schon gedacht, sie sollte sich als Schriftstellerin, als Künstlerin versuchen. Hat sie dann Erfolg, so kann sie in ihrer Weise glücklich, ja, ich möchte sagen, in ihrer Weise unglücklich sein; hat sie keinen Erfolg, so ist es immer noch besser, gekämpft zu haben und nicht zu siegen, als sich fortwährend sagen zu müssen: du würdest Großes leisten können, wenn dir nicht jede Gelegenheit, es zu beweisen, genommen wäre. Aber sieh nur, wie der Kirschbaum dort voller Blüthen hängt! Ach mein Kind, ich habe auch eine Sehnsucht im Herzen, und die ist: dich, den Vater, uns Alle aus der Stadt zu bringen, zurück nach unserem Tuchheim, daß wir genesen von so Manchem, was uns hier drückt. Der Vater muß fort, er verkommt hier in einem Leben, das seiner Natur wie seinen Gewohnheiten widerspricht."

So sprachen Charlotte und Amélie, während sie in dem langen, breiten Gange an der sonnigen Gartenwand unter den knospenden Bäumen wandelten, und der Freiherr, Gram und Verzweiflung im Herzen, sich hinter den Gardinen seines Fensters verbarg, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Sie waren kaum in's Haus getreten,

als er herabkam, ihnen zu sagen, daß er nothwendig auf einige Tage, vielleicht auf einige Wochen, verreisen müsse. Eine Stunde später war er wirklich abgereist.

Und jetzt hatte Charlotte vollauf Gelegenheit, ihren Muth, ihre Seelenstärke zu beweisen. Es war nicht, daß der Bruder so plötzlich, so ohne alle Vorbereitung verreiste, er, der seit sieben Jahren keine größere Reise gemacht, ja kaum noch ausgefahren war, weßhalb sollte er nicht einmal plötzlich genöthigt sein, zu verreisen? Auch war seine Miene beim Abschied viel heiterer gewesen, als in der ganzen letzten Zeit, und er hatte, wie er davonfuhr, freundlich mit Kopf und Hand genickt und gegrüßt — aber was war das für eine Geschäftsangelegenheit, die seine Gegenwart so gebieterisch in Anspruch nahm, in dem Augenblick, nachdem er mit Henri eine so heftige Unterredung gehabt hatte, daß der alte Christian noch zitterte, als er dem gnädigen Fräulein davon in aller Eile erzählte? „Und vor Henri war Leo dagewesen, und auch er hatte eine lange Unterredung mit dem Freiherrn gehabt, und der junge Herr und Leo hatten sich im Vorzimmer getroffen und sich mit so zornigen Blicken gemessen — ich sage Ihnen, gnädiges Fräulein, noch viel schlimmer, als sonst bei uns zu Hause, obgleich sie auch dazumal schon oft an einander vorüberstrichen, wie zwei Hunde, die sich am liebsten zerreißen möchten."

Der alte Christian hatte das Alles so verwirrt berichtet, während er die Sachen des Herrn in die Koffer packte, und hatte dabei so recht angstvoll aufgeblickt und mit leiser heiserer Stimme gefragt: „Was gibt es denn nur eigentlich, gnädiges Fräulein?" daß sich Charlottens Herz in namenloser Angst zusammengekrampft hatte.

Der Bruder war abgereist; die Nacht brach herein —

eine lange bange Nacht für Charlotte. In ihre Augen kam kein Schlaf. Sie sann und sann, und hoffte, wünschte, fürchtete; sie begleitete den Bruder auf seiner nächtlichen Fahrt, sie wußte kaum, wohin — an den Rhein — zu welchem Zweck? Oder war es nur ein Vorwand? Wollte er — heiliger Gott, nein, das war nicht möglich? Er hatte ja freundlich gelächelt, als der Wagen davonrollte! Er konnte mit der Tochter, der Schwester nicht so gräßlich haben spielen, sie nicht so fürchterlich haben täuschen wollen. Er hatte sie ja nie getäuscht! nie? und diese ganze letzte Zeit? wo offenbar so viel in seinem Kopfe, in seinem Herzen vorging, das er sorgfältig verbarg? War diese plötzliche Reise nicht blos das Ende all der Heimlichkeit, in die er sich nun schon monatelang gehüllt hatte?

So kauerte die Schattengestalt der Sorge an Charlottens Lager; so huschte sie immer hinter der Aermsten her, während sie trostlos durch die großen leeren Zimmer irrte. Endlich kam der Morgen und mit dem Morgen neue Hoffnung und neuer Muth. Was war denn so Bedenkliches geschehen?

„Ich freue mich, daß der Vater so prächtiges Wetter zu seiner Reise hat; der Aufenthalt in der frischen Luft, der Wechsel der Umgebung, der Verkehr mit neuen Menschen, die Beschäftigung mit anderen Dingen — das Alles wird ihm gewiß wohlthun. Und wie lange hat er nun schon an den Rhein gewollt, den er Achtzehnhundertfünfzehn, als er aus Frankreich zurückkam, zum letztenmale gesehen hat. Die schöne Zeit seiner Jugend wird ihm wieder in die Erinnerung kommen; er wird wieder Freude am Leben gewinnen, er, der wie selten Jemand befähigt ist, die Schönheit der Welt zu empfinden."

Amélie stimmte der Tante mit Ueberzeugung zu. In der That sah sie, die von des Vaters Angelegenheiten so wenig wußte, diese Reise nur in dem allerbesten Licht, ja sie knüpfte daran die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Wenn der Vater nur erst so weit wieder kam, wie sonst zu lächeln und zu scherzen und mit den schönen braunen Augen freudig in das Leben zu blicken, wie sollte er seine kleine Amélie ansehen können, und dabei wissen, daß sie unglücklich war — unglücklich durch ihn! Das konnte ja gar nicht sein.

Der Morgen verging; die warme Luft, der helle Sonnenschein, der blaue Himmel lockten in's Freie. Charlotte ließ anspannen und machte mit ihrer Nichte (Silvia hatte gedankt) eine lange Spazierfahrt. Es war bereits ziemlich spät am Vormittage, als sie zurückkehrten. Charlotte hörte, daß Dr. Paulus dagewesen sei. Der Herr Doctor habe ein Billet für das gnädige Fräulein zurückgelassen.

Die frohe Zuversicht, die Charlotte von ihrer Spazierfahrt zurückgebracht hatte, war sofort wieder verschwunden. Sie öffnete mit zitternder Hand das Billet. Es lautete: „Verehrte Freundin! Ich höre, daß Ihr Herr Bruder seit gestern Abend verreist ist, aber an den Rhein, nicht nach Tuchheim, wie man nach seiner heutigen Erklärung in den Zeitungen vermuthen sollte. Sie können sich denken, wie sehr es mich verlangt, Sie zu sprechen. Ich werde heute Nachmittag 4 Uhr wiederkommen."

Charlotte stand erstarrt. Also auch der kluge, umsichtige, immer muthige Mann war voller Unruhe, voller Sorge. Das konnte man nur zu gut den hastig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen ansehen. Und was war das für eine Erklärung, die der Bruder in die Zeitungen hatte rücken lassen?

Sie griff nach den Morgenblättern, die auf dem Tische lagen. Sie suchte, sie konnte es nicht finden, und doch mußte es darin stehen. Und hier war es!

Charlotte war so verwirrt, daß sie kaum verstand, was sie las. Sie mußte mehr als einmal absetzen; endlich begriff sie, daß ihr Bruder in der Arbeiter-Angelegenheit, die jetzt so viel von sich sprechen machte, eine in den schärfsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung erlassen hatte, in der er sich ganz auf die Seite der Arbeiter stellte und sich von dem „Aussaugungs- und Bedrückungssystem der Fabrikherren" feierlich lossagte.

Das also war es! Die gespenstische Sorge, von der sie heute Nacht verfolgt worden war, hatte Form und Gestalt angenommen. Der Bruder hatte mit dem Schwager unwiderruflich gebrochen. Der Kampf, der schon so lange hereindrohende Kampf, hatte begonnen — für den Bruder, der mit für seine Verhältnisse ungeheuren Summen engagirt war, ein Kampf auf Tod und Leben.

Charlotten fiel das Blatt aus der Hand. Eine kleine Weile blieb sie gesenkten Hauptes stehen; sie konnte nichts fühlen, nichts denken; dann stieg die Lebenswelle wieder auf aus dem tiefsten Grund der Seele und Charlotte erhob das Haupt, nahm das Blatt abermals und las die Erklärung ruhig, aufmerksam, genau. Sie wußte nun, was da gedruckt stand; sie wußte auch, was sie zu thun hatte.

Sie hieß den Wagen wieder vorfahren und unterrichtete Amélie, die eben, ein Sträußchen Frühlingsblumen in der Hand und die Wangen noch von der Spazierfahrt geröthet, in's Zimmer trat, von dem, was geschehen war. „Du mußt es doch einmal erfahren, so ist es besser jetzt als später."

Die erbleichende Amélie wollte die Tante nicht allein lassen, aber Charlotte lehnte ihre Begleitung entschieden ab. „Ich habe manche Besuche zu machen, auf denen du mich nicht wol begleiten kannst.“

Amélie mußte sich darein finden; Charlotte stieg in den Wagen, der bereits vor dem Hause hielt, und befahl, zu Herrn v. Sonnenstein zu fahren.

Zweites Capitel.

Henri war noch gestern Abend durch den Bedienten Paul, der ihm schon lange Alles, was im freiherrlichen Hause vorging, zutrug, die Nachricht von der Abreise des Vaters gemeldet worden. Er war sogleich zu Herrn v. Sonnenstein geeilt; weder dieser, noch er selbst konnten für die Richtung der Reise des Freiherrn eine Erklärung finden.

Henri überlegte an diesem Morgen, wie man es anzufangen habe, den Vater oder Herrn v. Sonnenstein zu einem entscheidenden Schritt zu zwingen, als ihn die Erklärung des Freiherrn, die er in den Morgenblättern fand, alles weiteren Nachdenkens nach dieser Seite hin überhob. Sonnenstein mußte jetzt den hingeworfenen Handschuh aufheben. Henri war dessen froh. Er wußte nicht erst seit gestern, daß er seinen Vater haßte und der Vater ihn; aber gestern war geschehen, was auch das äußerliche Verhältniß, um dessentwillen er bis jetzt geschwiegen, vernichtet hatte; und was gab es nun noch zu schonen?

Der junge Mann eilte wieder zu dem Banquier, den er mit dem Zeitungsblatte in der Hand und in großer Aufregung traf.

„Das hätte ich nicht erwartet," rief Herr v. Sonnenstein, während seine Augen unter den buschigen Brauen

unruhig hin- und herfuhren. „Mir zuvorzukommen, mir, der ich die Macht und das Recht zugleich auf meiner Seite habe! Ich glaube, Henri, dein Vater ist von Sinnen. Aber ich weiß, wer uns diesen Streich gespielt hat. In diesem Moment, wo das Feuer lichterloh brennt, noch Oel hineingießen — das sieht ihm ähnlich. Das kann der ganzen Sache eine neue Wendung geben; es wird die Arbeiter vollends toll machen und uns auch in den Augen des übrigen Publicums unendlich schaden."

Henri hatte eine Ahnung, daß sein gestriger Streit mit dem Vater vielleicht mehr als alles Andere die Erklärung beschleunigt oder gar hervorgerufen haben müsse; aber es war ihm sehr recht, daß die Schuld auf den verhaßten Leo zurückfiel.

„Ihr habt mir ja nie glauben wollen," rief er. „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben. Ich will nur hoffen, daß du wenigstens durch den Schaden klug wirst und endlich in der Angelegenheit mit dem Vater einen entscheidenden Schritt thust."

Der Bankier selbst hatte vielleicht eine Veranlassung, die das unleidliche Verhältniß mit dem Schwager zum Austrag brachte, herbeigewünscht; nun aber, im Augenblick der Entscheidung, war ihm gar nicht gut zu Muthe.

„Es wird einen heillosen Scandal geben, lieber Freund," sagte er kopfschüttelnd, „und daran kann mir nichts gelegen sein, wie du sehr wohl weißt. Ich habe mich um euret-, ich meine um des Prinzen willen, der über kurz oder lang doch die Geschicke unseres Landes in der Hand haben wird, beinahe mit der liberalen Partei überworfen. Paulus und Consorten betrachten mich jetzt schon als einen Abtrünnigen; soll ich es nun auch noch mit dem Adel verderben? Und was die eigentliche Demo-

kratie betrifft, nun — ich kann dich versichern, mon cher, es ist kein Spaß, in einem Augenblick, wie dieser, wo man so ein Tausend krawallirender Arbeiter auf dem Halse hat, einen Mann wie den Leo sich zum Feinde auf Tod und Leben zu machen."

Der Bankier rieb sich bedenklich die dichten Augenbrauen. Henri trommelte ungeduldig auf dem Tische.

„So ist denn wirklich wahr," rief er, „was euch eure Feinde von allen Seiten nachsagen, daß ihr keinen Muth habt, selbst nicht der Beste unter euch! Hier, wo wir jetzt halten, können wir nicht bleiben, also müssen wir weiter. Es ist ein ganz einfaches Exempel. Je länger du zögerst, eine gerichtliche Entscheidung zwischen dir und meinem Vater herbeizuführen, um so sicherer kannst du sein, nicht wieder zu deinem Gelde zu kommen. Du fürchtest die Folgen eines offenen Bruches mit meiner Familie. Gut, gib mir Emma zur Frau; eine eclatantere Genugthuung kannst du nicht haben, als wenn der letzte Tuchheim deine Tochter heirathet, und ich bekomme als dein Schwiegersohn das Vermögen oder doch wenigstens einen Theil des Vermögens wieder, das ich als Sohn meines Vaters verloren habe."

„Die Sache läßt sich hören," sagte Herr v. Sonnenstein; „aber Henri — ich sage nicht, daß es sein wird, indessen ist es doch eine Möglichkeit — wenn Emma dich nun nicht will? Das Mädchen ist in der letzten Zeit wie ausgetauscht. Ich glaube, sie hat ein ernstes Attachement für den Doctor."

„Nun, meiner Treu', das wäre in der That spaßhaft!" rief Henri mit einem häßlichen Lachen. „Du glaubst wirklich, Onkel, Emma könne, wenn die Entscheidung an sie herantritt, ob sie noch länger mit einem Charlatan

kokettiren oder mich heirathen will, auch nur einen Augenblick ernstlich im Zweifel sein? Wenn sie es ist, so seid ihr und ihr allein schuld, die ihr sie so grenzenlos verzogen habt. Aber ich glaube, ich kenne Emma besser als ihr, und jedenfalls gebe ich dir mein Wort darauf, der Mensch, der Leo, wird uns nicht lange mehr schaden — ich habe mir Alles überlegt, und ihm ist von mehr als Einer Seite beizukommen."

„Du bist ein guter Rechner, Henri, aber ich fürchte, in diesem Punkte möchtest du dich verrechnen," erwiderte der Bankier nachdenklich.

Henri wollte eben lebhaft etwas entgegnen, als der Bediente eine Karte hereinbrachte.

„Deine Tante!" rief der Bankier erschrocken, Henri die Karte hinreichend.

Henri sprang auf: „Willst du sie annehmen?"

„Um Gotteswillen!" sagte der Bankier, „das fehlte noch; in diesem Augenblicke, wo wir uns entscheiden müssen, ja schon entschieden haben — und ich habe so immer mit ihr einen schweren Stand gehabt."

„Es ist auch besser, du siehst sie nicht," sagte Henri, und dann zu dem an der Thür harrenden Bedienten: „Herr v. Sonnenstein ist ausgefahren, Johann! Verstehen Sie, ausgefahren!"

Der Bediente ging verwundert. Das gnädige Fräulein war noch immer angenommen worden. Henri sah ihm mit höhnischem Lächeln nach. „Sie wird das ja hoffentlich verstehen," murmelte er; „mag sie! sie hat mir nie das Wort geredet und hat mir stets den Tropf, den Walter, ja selbst den Leo vorgezogen. Ich gehe jetzt zu Emma, Onkel! Auf die Erklärung meines Vaters müssen wir mit einer Verlobungs-Anzeige antworten."

Der Bankier zuckte die Achseln.

Als Henri über den Flur kam, sah er eben die Equipage seiner Tante wieder davonfahren. Er ließ sich bei Emma melden.

Emma saß auf dem Balcon. Henri fand den Moment und die Situation für seine Absicht nicht eben günstig; aber er wußte, daß Emma ihren Lieblingsplatz um diese Stunde schwerlich verlassen würde. So setzte er sich denn zu ihr.

„Nun, du ungerathener Mensch," sagte Emma, ohne die Lorgnette von den Augen zu nehmen, „war das nicht der Tante Equipage, die eben da vorfuhr? Setze dich nicht auf mein Kleid! Kommst du endlich, mich um Verzeihung zu bitten?"

„Endlich? Dies Endlich ist sehr schmeichelhaft für mich."

„Pourquoi?"

„Weil es kaum vierundzwanzig Stunden her ist, daß wir uns erzürnt haben."

„Gott, wie die Zeit schleicht! Vierundzwanzig Stunden! Ich glaubte, es wäre ein Monat. Ach, da fährt der Graf Wartenburg mit seiner jungen Frau. Wie reizend! Ich habe es immer gesagt, er hat den feinsten Geschmack von allen unseren jungen Cavalieren."

„Hm," meinte Henri, „es geht so; obgleich ich für mein Theil nicht mit einem Handpferd fahren möchte, das entschieden spatlahm ist. Auch würde ich meinem Wagenfabrikanten eine solche abscheuliche hellblaue Farbe nicht verzeihen, oder dann wenigstens meiner Frau die gelben Kleider verbieten."

„O du heilloser, heilloser Mensch!" rief Emma, mit dem Taschentuche nach Henri schlagend.

Henri ergriff die kleine, fette Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Um Gotteswillen, Henri! Hier auf dem offenen Balcon.“

„Was kann ich dafür, daß du deine Visiten auf dem Balcon empfängst?“

Emma ließ die Lorgnette fallen und blickte ihren Vetter an. Sie hatte ihn immer hübsch gefunden; heute Morgen fand sie ihn sehr hübsch. Die kurzen braunen Locken, das allerliebste Schnurrbärtchen — und wie elegant er sich zu kleiden verstand! Ja, er hatte Geschmack; er würde seine Frau nicht in einem gelbseidenen Kleide in einer hellblau ausgeschlagenen Kutsche fahren lassen.

„Nun,“ fragte Henri mit einem Lächeln, das die Spitzen seiner weißen Zähne zeigte, „warum blickst du mich so nachdenklich an?“

„Ich denke darüber nach, warum du immer so unliebenswürdig bist, während du doch manchmal passabel liebenswürdig sein kannst.“

„Passabel liebenswürdig? Ich schmeichle mir, sehr liebenswürdig sein zu können, und es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, wenn ich es nicht immer bin.“

„Wessen Schuld denn?“

Emma hatte wieder die Lorgnette vor die Augen genommen. Henri beugte sich näher zu ihr und sagte: „Deine Schuld, ma belle cousine!“

„Pah, weßhalb meine Schuld?“

„Weil, wenn man so reizend ist, wie du, man die Leute nicht noch muthwillig reizen darf.“

Emma antwortete nicht, sondern blickte sehr eifrig durch ihre Lorgnette nach einem Herrn und einer Dame, die eben, von einem Bedienten in Livree gefolgt, auf dem Reitwege vorübersprengten.

„Ich finde, es zieht hier etwas,“ sagte sie plötzlich.

„Abscheulich,“ sagte Henri.

Emma erhob sich und ging durch die offene Fensterthür in das Zimmer; Henri folgte ihr mit einem Lächeln, das Emma, die an ihre Goldfischvase getreten war, nicht bemerkte. Henri legte seinen Arm um ihre Taille.

„Du bist heute unerträglich!“ rief Emma, sich losmachend und nach einer Causeuse eilend, um, sobald sie sich in dieselbe geworfen, ihr Taschentuch vor das Gesicht zu drücken und in Thränen auszubrechen.

Henri hielt das für ein gutes Zeichen. Er beeilte sich, an ihrer Seite niederzuknien, und sagte, während er ihr die Hände vom Gesichte zu ziehen versuchte: „Emma, liebe Emma, was fehlt dir? Was hast du?“

„Laß mich; ich bin so unglücklich, so grenzenlos unglücklich!“ rief Emma schluchzend.

Henri rückte sich einen Stuhl heran und sagte, indem er eine von Emma's Händen in seinen Händen behielt:

„Laß uns einmal ein vernünftiges Wort miteinander sprechen, Emma! Wir müssen endlich in's Klare kommen. Du weißt, ich liebe dich, oder, wenn du es nicht weißt, so sage ich es dir jetzt. Du hast mich immer gern gehabt, und ich glaube, wir wären schon lange einig, wenn unsere Familienhändel nicht immer als unübersteigliches Hinderniß zwischen uns gestanden hätten. Nun ist aber seit gestern etwas Entscheidendes geschehen. Ich und dein Vater haben mit meinem Vater unwiderruflich gebrochen, oder vielmehr mein Vater mit uns. Mein Vater hat sich öffentlich auf die Seite der Arbeiter gestellt, und ist darauf abgereist, wir wissen nicht, wohin, vermuthlich auf einem Umwege nach Tuchheim, um dort mit den Arbeitern zu fraternisiren, oder Gott weiß welche neue Thorheit zu

begehen. Mein Vater hat für sich selbst zu solchen Schritten nicht den Muth. Ich brauche dir wol nicht zu sagen, wer hinter ihm steht."

Emma, die sehr eifrig zugehört hatte, fing von neuem an zu schluchzen; Henri kniff die Augenbrauen zusammen, aber fuhr in einem noch milderen Ton, als in welchem er bisher gesprochen hatte, fort:

„Ich will dir keine Vorwürfe machen, liebes Kind! Du bist ein geistreiches Mädchen; das Außergewöhnliche zieht dich unwiderstehlich an, und ich lasse ihm — du weißt, wen ich meine — die Gerechtigkeit widerfahren, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist. Aber, liebes Kind, wir leben nun einmal in sehr bestimmten Verhältnissen, in denen das Außergewöhnliche meistens eine sehr bedenkliche, und manchmal, was noch schlimmer ist, eine lächerliche Rolle spielt. Mit dem außerordentlichsten Menschen, wenn er kein „von" vor dem Namen hat, kann man nicht bei Hofe erscheinen, aber man kann mit ihm sehr leicht in die Lage kommen, einen Handwerkerball oder eine ähnliche noble Gesellschaft mit seiner Gegenwart verherrlichen zu müssen. Nun waren Tabaksrauch und Biergeruch früher wenigstens gar nicht nach deinem Geschmack — nein, lache nicht, liebe Emma! ich rede ganz ernsthaft, denn die Sache hat auch eine sehr ernsthafte Seite."

Emma, die eben nicht abgeneigt gewesen war, in ein Gelächter auszubrechen, fing wieder an zu schluchzen. „O diese Männer, diese Männer! hartes, grausames Geschlecht! was habt ihr davon, ein armes Mädchenherz zu zertreten! Was fragt die Liebe nach Rang und Stand!"

„Das ist ja lauter dummes Zeug, liebes Kind," sagte Henri ärgerlich; „in unsern Verhältnissen fragt die Liebe allerdings sehr nach Rang und Stand."

„Ja, und nach Reichthum,“ rief Emma spöttisch; „ach, ich wollte, ich wäre ein armes Bürgerkind!“

„Ich wollte, du wärest einen Augenblick vernünftig! Ich versichere dich auf meine Ehre, Emma, daß sich dein außerordentlicher Freund auf gar nicht spaßhafte Dinge eingelassen hat. Du hast mir es gestern nicht glauben wollen, aber ich wiederhole es: es ruht der dringendste Verdacht auf ihm, daß er den Dr. Lippert — du kennst ihn ja — zu dem Depeschendiebstahl, von dem jetzt so viel die Rede ist, verleitet hat. Es vergeht vielleicht keine Woche mehr, so sitzt Lippert wegen des Diebstahls und der andere wegen der moralischen Mitschuld an diesem Diebstahle. Ich war gestern beim Prinzen; der Prinz ist außer sich und wird die Sache nicht, wie wir anfänglich vermutheten, auf sich beruhen lassen. Nun bedenke, Kind, in welche Lage du dich bringst, wenn du diese gefährliche Spielerei mit dem Menschen weiter treibst. Du weißt, unsere Gesellschaft verzeiht gewisse Dinge auch dem reichsten, hübschesten, zierlichsten, liebenswürdigsten Mädchen nicht.“

Und Henri streichelte und küßte Emma's Hand.

Emma hatte ihre Koketterie mit Leo noch nie in einem so trüben Lichte gesehen. Sie hatte mit ihm glänzen wollen, sie hatte mit ihm geglänzt; sie mußte weiter mit ihm glänzen können — das war die selbstverständliche Bedingung, auf die hin sie ihn auch geheirathet haben würde. Wenn Henri freilich die Wahrheit sprach — und er war heute Morgen so beklemmend ernsthaft — so stand die Sache natürlich anders. Aber weßhalb konnte er sich diese Geschichten nicht ausgesonnen haben, um sie zu einem übereilten Entschlusse zu drängen! Und selbst, wenn auch Alles war, wie Henri sagte, wenn man Leo wirklich fallen

lassen mußte — so konnte das ja noch immer geschehen, so mußte man sich doch sehr hüten, Henri nachzugeben, oder ihn gar merken zu lassen, daß er heute Morgen wirklich entzückend liebenswürdig war.

So seufzte sie denn nur tief, während er eifrig ihre Hände küßte, und erklärte noch einmal, daß sie das unglücklichste Mädchen von der Welt sei, und daß sie in ein Kloster gehen wolle, wo sie doch wenigstens ihrem Herzen und ihren Idealen leben könne.

Henri's Geduld war erschöpft und überdies mußte er noch vor Tische zu seines Vaters Anwalt, von dem er Wichtiges zu erfahren hoffte. Er machte noch einen letzten Versuch, indem er sich neben der Causeuse auf die Knie niederließ und Emma umfaßte; als diese aber ihn von sich stieß, sprang er auf und rief:

„Nun wol! Du willst die Närrin spielen! thu's; aber verlange weiter nicht, daß wir dich schonen, wie bisher. Er kommt nicht wieder in dieses Haus, das schwöre ich dir; aber ich kann dir vielleicht die Erlaubniß verschaffen, ihn im Gefängniß zu besuchen.“

Emma hatte sich ebenfalls erhoben. Sollte sie dem Scheltenden um den Hals fallen, nachdem sie den Liebkosenden von sich gestoßen? Einen Augenblick hatte sie nicht übel Lust; aber dazu war ja noch immer Zeit. Sie antwortete schnippisch. Ein heftiger Wortwechsel folgte, der, wie schon mancher vorangegangene, damit endete, daß Emma in Thränen ausbrach und Henri voller Zorn das Zimmer verließ.

Emma war nun wirklich in Aufregung gerathen. Henri hatte ihr zu harte Dinge gesagt. Wie sollte sie sich rächen? sollte sie sich von Leo entführen lassen? sollte sie ihn im Gefängnisse besuchen! die Geliebte eines politischen Ver-

brechers! das war etwas Neues und würde Henri außer sich bringen. Das Wenigste war, daß sie an Leo schrieb — o, sie war ganz in der Stimmung! Warum machte man sie unglücklich, während die Sonne so hell durch die hohen Fenster in die Zimmer schien, und die Goldfische so lustig durch das Wasser fuhren, und ihr Canarienvogel so laut schmetterte, und draußen die Equipagen rollten! O, sie war so unglücklich! weßhalb sollte sie es nicht sagen, ihm nicht sagen!

Und Emma setzte sich, und schrieb zwischen den Nippesfiguren, Obelisken en miniature und den anderen Spielereien, mit denen ihr Schreibtisch ausgestattet war, an Leo, daß sie unglücklich sei.

Drittes Capitel.

Charlotte war von Herrn v. Sonnenstein nach Leo's Wohnung, von dort zu ihres Bruders Anwalt gefahren. Sie hatte Niemanden zu Hause getroffen, oder vielleicht: war nirgends angenommen worden. Aber sie empfand nichts von persönlicher Kränkung; sie dachte nur an ihren Bruder, wie schlimm seine Sache wol stehen müsse, daß man mit seiner Schwester nicht mehr zu sprechen wagte.

Als sie kam, fand sie Dr. Paulus schon vor. Er kam ihr entgegen und führte sie nach dem Sopha. Charlotte fühlte sich sehr angegriffen; sie konnte für des Freundes Aufmerksamkeit nur durch einen schwachen Druck der Hand danken.

„Ich entschuldige mein Hiersein nicht," sagte Dr. Paulus, sich zu Charlotten auf das Sopha setzend: „in gewissen Stunden ist es kindisch, mit einander Versteckens zu spielen, und so gestehe ich offen, daß mich und uns Alle die Erklärung Ihres Herrn Bruders in Verbindung mit seiner plötzlichen Abreise mit großer Sorge erfüllt. Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen so oder so von Nutzen zu sein, und daß Sie über mich verfügen können, brauche ich wol nicht zu versichern."

Charlotte nickte dem bewährten Freunde traurig lächelnd zu, und Dr. Paulus fuhr fort: „Ich vermuthe, daß Sie

ausgewesen sind, um Erkundigungen, Aufklärungen einzuziehen. Haben Sie mehr als Sie bereits wußten, erfahren?"

„Man hat mich nirgends angenommen," sagte Charlotte.

„Sie waren bei Herrn v. Sonnenstein, denke ich, und bei dem Rechtsanwalt Ihres Herrn Bruders?

„Ja, und bei Leo — ich meine bei Herrn Dr. Gutmann; ich habe Grund, anzunehmen, daß er meinem Bruder den unseligen Rath gegeben hat," und Charlotte erzählte dem Freunde ausführlich von Leo's eifrigem Verkehr mit dem Freiherrn und wie er erst noch gestern kurz vor der Abreise desselben über eine Stunde dagewesen sei.

„Sie sagen mir da wenig, was ich nicht schon wüßte," erwiderte der Doctor: „Walter und ich haben mit schmerzlicher Theilnahme diesen immer mehr wachsenden Einfluß Leo's auf Ihren Herrn Bruder verfolgt; ja, ich kann Ihnen noch mehr sagen: diese Erklärung ist aller Wahrscheinlichkeit nach Wort für Wort von Leo abgefaßt: es sind seine Gedanken in der knappsten, energischesten Form, die ihm so wunderbar zu Gebote steht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er seine ganze Ueberredungskunst aufgeboten hat, den Freiherrn zu diesem Schritte zu drängen."

„Aber mein Gott, welches Interesse hat er denn daran?" rief Charlotte in schmerzlicher Erregung.

„Ein sehr großes," erwiderte Paulus, „es ist ihm jetzt Alles daran gelegen, die liberale Partei zu demüthigen, unter die Füße zu treten. Zu diesem Zwecke nimmt er die Bundesgenossen, woher er sie bekommen kann. Der Freiherr ist ihm nur ein Repräsentant unseres alten Adels, den er so mit in den Kampf zu ziehen sucht, und wäre es auch nur scheinbar. Man stutzt, man fragt, man glos-

sirt, man erwägt das nahe Verhältniß des Freiherrn zu Herrn v. Sonnenstein, und der Refrain ist: Ja, ja, die bösen Liberalen! Das ist der einzige Zweck, den Leo im Auge gehabt hat, und diesen Zweck wird er erreichen."

„Und darum — darum wird er zum Verräther an dem Manne, dessen Schuld es ist, wenn er dem verwaisten Knaben nicht ein zweiter Vater wurde!"

Paulus zuckte die Achseln. „Er erkennt nur Eine Tugend an: seinem Principe zum Siege zu verhelfen, und nur Eine Schwäche, sich durch Nebenrücksichten aus seiner Bahn lenken zu lassen. Er würde seinen besten Freund, er würde die Geliebte opfern, wenn er einer Sache damit zu nützen glaubte. Aber wir wollten nicht von Leo sprechen."

Charlotte erröthete. Sie fühlte sehr wohl, daß der Doctor ihr Gelegenheit geben wollte, in der Angelegenheit ihres Bruders seinen Rath, seinen Beistand, wenn es nöthig war, in Anspruch zu nehmen. Sie wußte auch, daß Niemand zu diesem Liebesdienst so bereit und so geschickt war, wie er — aber es war doch immer ein Dienst. Sie hatte in ihrem Leben so Vielen geholfen — jetzt sollte sie sich zum erstenmale helfen lassen. Und wie konnte sie über des Bruders Angelegenheit sprechen, ohne ihn direct oder indirect anzuklagen? Sie glaubte vor einer Stunde auf Alles gefaßt zu sein — auf die Vorwürfe des Schwagers, auf die Insolenz des Anwaltes, auf Leo's kalte Zurückweisung — auf diese Demüthigung war sie nicht gefaßt gewesen. Sie kannte nur Einen Menschen, dem sie dieses letzte, dieses schwerste Opfer gebracht hätte — und der war fern.

„Wie steht es mit Walter?" fragte sie nach einer langen Pause mit leiser, unsicherer Stimme.

Der Doctor hatte von Charlotten's Gesicht die ge=

heimsten Regungen ihrer Seele gelesen. Er sah, daß es vergeblich sein würde, jetzt weiter in sie zu dringen, und antwortete, als ob er gerade diese Frage erwartet hätte:

„Man hat den Termin auf heute über acht Tage festgesetzt. Er wird sich selbst vertheidigen und ich billige das. Er wird den Richtern sagen und beweisen, daß sie in diesem Falle gar nicht competent sind; daß die Frage, um die es sich handelt, vor ein ästhetisches und nicht vor ein juridisches Forum gehört. Seine Rede ist in jeder Hinsicht vortrefflich, auch wird sein Advocat — wie Sie wissen, einer unserer vorzüglichsten Juristen — thun, was er kann. Dennoch sind wir vollkommen darauf gefaßt, daß er verurtheilt wird. Er hat die Dunkelmänner, seinen gleißnerischen Director Moritz und den einflußreichen Urban an der Spitze, zu tief beleidigt, und die Corruption unserer Richter kennt schon längst keine Scham mehr."

Hier wurde die Unterredung durch Miß Jones unterbrochen, die, von Amélie gefolgt, in das Zimmer trat.

Miß Jones war in größter Aufregung, was, wer sie kannte, schon daraus abnehmen mochte, daß sie heute Englisch sprach. Amélie hatte ihr gestern Abend noch die Nachricht von der Abreise des Vaters gebracht, und heute Morgen hatte sie die Erklärung des Freiherrn in der Zeitung gefunden; auch sie hatte sogleich geschlossen, daß Leo der Verfasser derselben sei: „Ich weiß, was Styl ist," rief sie, „ich!"

Nun hatte sie sich verpflichtet gefühlt, Leo zu Rede zu stellen, wie er dem Freiherrn einen solchen Rath habe geben können. Sie hatte durch ihn den Freiherrn womöglich zu einem Widerruf, oder doch wenigstens zu einer Milderung bewegen wollen, denn der Ausfall gegen Sonnenstein sei doch zu grausam. Leo war nicht zu Hause

gewesen; aber Miß Jones war ihm auf der Straße begegnet, als er eben in einen Wagen steigen wollte. Sie hatte ihm in's Gesicht gesagt, daß er die Erklärung verfaßt habe, und er hatte es nicht geleugnet. „Aber, mein Gott," rief ich, „wie konnten Sie das, da Sie wissen mußten, daß dies das Signal zu einer Familienfehde sein würde, wie sie die Montagus und Capulets nicht schlimmer unter sich geführt haben!" Und was antwortete er mir? „Madame, die Proletarier Veronas werden sich, Alles in Allen, bei dem Streit der beiden edlen Häuser nicht schlechter befunden haben; und Sie wissen, daß ich auf Seiten der Proletarier stehe." Damit machte er mir eine ironische Verbeugung und ließ mich auf dem Trottoir — mich, die ich ihn gekannt habe, als er, wie ein schwarzbraunes Zigeunerkind, in den Gassen von Feldheim umherschlich und davonlief, wenn sich ihm ein Mensch näherte; mich, der er das gute Englisch verdankt, in welchem er mich heute so grenzenlos beleidigt hat."

Und die erzürnte Miß fächerte ihr erhitztes Gesicht mit dem Zeitungsblatt, das sie von dem Tisch genommen hatte.

Dr. Paulus hatte schon lange die tiefe Erschlaffung bemerkt, unter der Charlotte litt. Er erhob sich und nahm Miß Jones, der er wichtige Nachrichten von Walter zu bringen habe, mit. Charlotte ließ sich von Amélie auf ihr Zimmer begleiten.

Als die Thür sich hinter ihnen schloß, erhob Silvia in dem kleinen rothen Cabinet neben dem Zimmer, in welchem diese Unterredungen stattgefunden hatten, und das nur durch eine Portière aus schwerem Damast von demselben getrennt war, ihr Haupt von der Marmorplatte des Tischchens. Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen

hatte; es mochte eine Stunde, es mochte den ganzen Vormittag gewesen sein. Sie wußte nur, daß, während sie hier saß — glücklich wenigstens darin, daß sie allein war — sein Name an ihr Ohr schlug und sie aus ihren Träumen erweckte. Und dann hatte sie über ihn sprechen hören in Ausdrücken, die ihr bald das Blut im Herzen stocken machten, bald in mächtigen Wellen nach dem Gehirn trieben. Und wer waren die Sprechenden? Fräulein Charlotte, die milde Charlotte, — Dr. Paulus, der gerechte Paulus! Wenn die Milde und die Gerechtigkeit so sprachen, wie mochte die Härte sprechen und die Ungerechtigkeit! Und was mochten nun erst die Feinde thun! Er hatte Feinde vollauf; aber er hatte keinen Freund, nicht Einen, der für ihn das Wort nahm und ihn gegen alle diese Anklagen vertheidigte! Nicht einmal sie selbst, die ihn besser kannte — nicht einmal sie hatte den Versuch gemacht, jene Beschuldigungen in ihr Nichts zurückzuschleudern!

Silvia machte ein paar rasche Schritte nach der Portière und griff in die Falten; dann ließ sie die Hand wieder sinken.

„Was würde es mir helfen? Sie würden mich nicht einmal begreifen, geschweige denn mir Recht geben. Wann hätten sie je begriffen, was das Maß des Gewöhnlichen nur eben überschreitet! So ist es von jeher gewesen; sie haben ihn nie verstanden, sie haben nie geahnt, was in der Seele des düstern Knaben vorging, wenn er ihrer Gesellschaft die Einsamkeit vorzog, wo er ungestört Zwiesprach halten konnte mit seinem Genius. — Wie sagte sie? ein schwarzbraunes Zigeunerkind, daß in den Gassen von Feldheim umherschlich? — und ich war wie sie Alle; ich schalt ihn den Zigeunerjungen, ich habe ihn geneckt und gequält und verhöhnt. Und doch hatte ich eine Ahnung von seinem

Werthe, von seiner Größe. Ich neidete ihm seine Geisteskraft; ich wußte noch nicht, daß es gegen die grenzenlose Bewunderung nur ein Mittel gibt: grenzenlose Liebe!“

Silvia drückte die Hand gegen die Augen; ihr Athem ging tief und schwer, unendliche Wehmuth füllte ihren Busen, aber sie zerdrückte die hervorquellenden Thränen.

„Nein, nein! — die wahren Leidenschaften sind die des Kopfes, nicht des Herzens — das sind seine Worte. Er würde die Geliebte opfern, wenn er seiner Sache damit zu nützen glaubte! — ja ja, er würde und er müßte! Wer darf ihn tadeln! Soll ich ihn mit dem Maßstabe der gewöhnlichen Menschen messen, wie jene Alltagsseelen?“

Silvia dachte des Abends, als sie Leo nach so langen Jahren zum erstenmale wieder gesehen hatte: hier in diesem kleinen Raume war es gewesen. Er hatte sie im Anfang durch seine Herbheit abgestoßen, ganz wie ehemals; dann aber hatte sie es, wie mit einem Zauber, zu ihm gezogen; sie hatte das Gefühl gehabt, daß sie vor ihm niederknieen und ihn anbeten müsse. Und dann war die Furcht über sie gekommen, ob er nicht ein falscher Prophet sei, wie so viele vor ihm, und sie hatte ein Zeichen von ihm gefordert, wie die frommen Juden, die nicht glauben konnten und doch das tiefste Bedürfniß dazu hatten, vom Heiland. Sie hatte ihn gefragt: was denke ich in diesem Augenblicke? und er hatte ihr geantwortet: daß auch du deinen Weg durch's Leben würdest zu finden wissen, wenn du ein Mann wärest.

„Es war kein Wunder vielleicht; es war nur der Scharfblick des Psychologen; gleichviel, er hatte Recht; ich würde meinen Weg zu finden wissen. Ich kann und darf nicht sein, was ich sein könnte und möchte; er kann es und soll es. Und vermag ich nicht, ihm zu helfen, so will

ich ihm wenigstens den Muth erhöhen, jetzt, wo selbst die, die sich seine Freunde nannten, ihn verlassen."

Silvia eilte auf ihr Zimmer und schrieb an Leo, ruhiger, einfacher, als sie je an ihn geschrieben. Er sollte in einer Zeit, wo ihm der Gleichmuth der Seele gewiß so nöthig war, nicht auch noch durch sie verwirrt werden.

Als Silvia den Brief durchlas, wurde sie selbst von der Kühle, die darin wehte, seltsam berührt. Es war so gar nicht ihre Weise sich auszudrücken; nicht die leiseste Spur von der Unruhe, dem Zorn, der Wehmuth, der Bewunderung, der Sehnsucht — von dem Frühlingssturm, der durch ihre Seele brauste.

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen, während sie mit starren Blicken auf die Adresse des Briefes sah. „Es ist ja nur, was er will. Keine Leidenschaft des Herzens, nur eine Leidenschaft des Kopfes; nur die Leidenschaft der Wahrheit und Gerechtigkeit, der einen großen Idee der Freiheit, der er dient, und der ich dienen möchte, indem ich ihm diene."

Viertes Capitel.

Einige Tage später war Henri in dem Cabinet des Prinzen. Der Prinz ging mit lebhaften Schritten auf und nieder; Henri, der in einiger Entfernung stand, verfolgte ihn mit den Augen, deren für gewöhnlich kalter und stechender Ausdruck heute noch besonders finster war. Auf des Prinzen Gesicht lag es wie ein tiefer Schatten.

„Sie haben es auch gewiß danach angefangen," sagte der Prinz.

„Verzeihen, königliche Hoheit, ich habe gethan, was ich konnte," erwiderte Henri; „aber es ist am Ende begreiflich, daß die junge Dame in ihrem ersten Schmerz —"

„Ach lassen wir die Phrasen!" rief der Prinz stehen bleibend, „glauben Sie denn, ich bin taub und blind? Ich sage Ihnen, das Mädchen hat nie eine Spur von Liebe für mich gefühlt und deßhalb hat sie so schnell herausgefunden, daß sie auch auf mich nicht den Eindruck gemacht hatte, der denn doch schließlich zu einer längeren Liaison erforderlich ist. Deßhalb ist sie auch, ohne Ordre, ohne Erlaubniß hieher zurückgekehrt. Mon Dieu! Meinetwegen hätte sie noch Jahr und Tag auf dem Jagdschlosse bleiben können."

„Vielleicht hatte diese Aussicht wenig Verlockendes für sie," sagte Henri mit einem feinen, böswilligen Lächeln.

Der Prinz zuckte ungeduldig die Achseln und begann seine Promenade von neuem.

„Was will sie denn nun eigentlich?" fragte er.

„Ich glaube, sie weiß das genau selbst nicht," erwiderte Henri. „Vorläufig jammert sie ohne Zweifel trotz alledem über ihre verfehlten Hoffnungen, obgleich sie klug genug ist, einzusehen, daß es hier nichts zu repariren giebt. Indessen, das wird sich legen; ihr Charakter neigt nicht zu müßiger Sentimentalität. Und die angenehme Lage, in welche Eurer königlichen Hoheit bekannte Liberalität sie ja ohne Zweifel versetzen wird, ist doch immer eine Art von Aequivalent."

„Da sind wir ja wieder bei dem Punkte, von dem wir ausgegangen sind," rief der Prinz eifrig. „Natürlich soll sie haben, was sie verlangt; aber wenn das Ding nicht sofort unter die Leute kommen soll, muß sich ein Liebhaber finden, dessen Vorhandensein den Luxus, den sie wird treiben wollen, erklärt, das heißt also: ein reicher Liebhaber."

„Ich bin nicht reich, königliche Hoheit," sagte Henri.

„Ja, mein Gott, Entschuldigungen habt ihr immer, das kennt man," rief der Prinz; „so schaffen Sie mir einen Andern; es ist mir gleich; aber schnell."

„Ich fürchte, die junge Dame wird königlicher Hoheit den Gefallen nicht thun," erwiderte Henri.

„Aus Rancüne?

„Einestheils und anderntheils —"

„Anderntheils?"

„Königliche Hoheit werden, fürchte ich, wieder einmal finden, daß ich nicht der eifrige Diener gewesen bin, der ich mich zu sein rühmen möchte."

„Wieder einmal? rühmen möchte? Sie sind die

seltsamste Mischung von Unhöflichkeit und Geschmeidigkeit, die mir noch vorgekommen ist. Ich werde Sie nie zu meinem Minister-Präsidenten machen; Sie sind unerträglich."

„Und doch würde ich einen ganz erträglichen Minister-Präsidenten abgeben," erwiderte Henri mit einer Verbeugung.

Der Prinz lachte. „Ich glaube es; nur nicht für mich; — aber wird sind von unserem Thema abgekommen. Weßhalb glauben Sie, daß sich das Mädchen sträuben wird, sich einen andern Liebhaber gefallen zu lassen?"

„Weil ich entdeckt zu haben glaube — heute Morgen in ihren wirren leidenschaftlichen Reden — daß sie einen Andern liebt," sagte Henri.

„Heute Morgen — très bien! weiter! und wen! den Lippert etwa?"

„Nein, königliche Hoheit! Denselben Dr. Leo Gutmann, den ich königlicher Hoheit neulich als den Verfasser gewisser Broschüren bezeichnen mußte."

„Treffe ich schon wieder auf den Menschen?" rief der Prinz. „Sie wollten ihn ja einstecken lassen? Haben Sie nicht mit Hey gesprochen?

„Noch nicht, königliche Hoheit."

„Und weßhalb nicht?"

„Ich war und bin keineswegs sicher, daß Herr v. Hey meine Insinuationen wird verstehen wollen, und ich hatte selbstverständlich keine Eile, mich, das heißt in diesem Falle Eure königliche Hoheit, einem Refus auszusetzen."

„So ist denn außer der Depeschengeschichte — an die darf man selbstverständlich nicht rühren — gar nichts da, womit man dem Hallunken beikommen könnte?"

„Höchstens seine Vergangenheit, die politisch ziemlich

anrüchig ist; indessen ist jetzt nach der Amnestie bei der Thronbesteigung Sr. Majestät auch damit nichts zu machen."

„Und was treibt der Mensch denn jetzt? seinen Broschüren nach muß er ja ein Erzdemagoge sein."

„Ich zweifle nicht, daß es eine Kleinigkeit wäre, ihn in irgend einen Preßproceß zu verwickeln, oder ihm wegen Uebertretung irgend eines Paragraphen des Vereinsgesetzes beizukommen; indessen habe ich auch nach dieser Seite hin vorzugehen gezögert."

„Und weßhalb?"

„Um mir nicht nachträglich einen vielleicht nicht ungerechtfertigten Tadel zuzuziehen. Königliche Hoheit wissen, daß in der Arbeiterfrage von der äußersten Linken ein Antrag eingebracht werden soll. Es ist dies ein Versuch der liberalen Partei, im letzten Augenblick ein Stück des verloren gegangenen Bodens wiederzugewinnen, ein Versuch, der ohne Zweifel fehlschlagen wird, denn es wird sich bei der Debatte und bei der Abstimmung klar herausstellen, daß die Partei überhaupt in sich ganz und gar zerfallen ist. Nun wäre es vielleicht nicht übel, und würde entschieden dazu beitragen, die seit dem Bekanntwerden des bewußten Briefes im Volk etwas erschütterten Sympathien für Eure königliche Hoheit wieder zu erwecken, wenn man den Schein annähme, sich für den Antrag zu interessiren. Man würde dabei freilich den der Sache Eurer Hoheit zugethanen Theil der liberalen Partei vor den Kopf stoßen — indessen —"

Der Prinz stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Ach," rief er, „lassen Sie mich mit diesen Dingen ungeschoren. Wenn Sie mit solchen Plänen reussiren wollen, wenden Sie sich an meinen geistreichen Vetter. Ich bin für dergleichen Winkelzüge nicht geschaffen. Ich

bin ein ehrlicher Mann, mein Weg muß gerade sein. Schlimm genug, daß ich Ihrem Onkel und seinesgleichen einige Concessionen machen muß; aber mit dem Pöbel will ich ein- für allemal nichts zu thun haben. Ich will kein Pöbelregiment."

In dem Blick, mit welchem Henri den noch immer auf und ab schreitenden Prinzen folgte, lag nichts weniger als Achtung; desto unterwürfiger war der Ton, mit dem er jetzt sagte:

„Sonst hätten königliche Hoheit nichts zu befehlen?"

„Ja, was ich zu wissen wünschte: Sie haben sich wirklich mit Ihrem Vater irreparabel überworfen?"

„Irreparabel, königliche Hoheit."

„Das gefällt mir gar nicht. Es wird einen abscheulichen Eclat geben, der vielleicht mit etwas Nachgiebigkeit von Ihrer Seite hätte vermieden werden können."

„Es war nicht möglich, königliche Hoheit."

„Ich will mich heute mit Ihnen nicht noch mehr streiten. Sie sind und bleiben ein unverbesserlicher Trotzkopf. Nun, nun, ich wollte Ihnen nicht wehe thun, lieber Tuchheim; ich glaube, daß Sie mich lieb haben. Speisen Sie morgen bei mir. Und hören Sie, lieber Tuchheim, was meinen Sie, wenn man dem Lippert nun doch jetzt den Laufpaß gäbe? Sehen mag ich den Menschen ohnedies nicht wieder. Was meinen Sie?"

„Es käme nur darauf an, einen passenden Vorwand zu finden."

„Wohl, wohl! wir können morgen weiter darüber sprechen; ich muß den spanischen Gesandten empfangen. Adieu, lieber Tuchheim."

Der Prinz reichte Henri mit gnädigem Lächeln die Hand. Henri verbeugte sich tief und ging.

Er verließ diesmal seinen hohen Gönner zufriedener als neulich; ja es schwebte ein stolzes Lächeln um seine Lippen, wie er jetzt durch die Vorgemächer an den sich bückenden Hofbedienten vorbeischritt. Es war klar — der Prinz konnte ihn nicht mehr entbehren, und wenn der hohe Herr auch, Alles in Allem, nur ein beschränkter Kopf war — er hatte offenbar den politischen Schachzug, den ihm Henri gerathen, kaum verstanden — so war das vielleicht für den Günstling und künftigen Premierminister gar so übel nicht.

Henri fühlte sich vollkommen in der Stimmung, der schwierigen Situation, in welcher er sich befand, Herr zu werden. Von dem Vater war noch keinerlei Nachricht eingelaufen; aber Herr v. Sonnenstein war jetzt wirklich klagbar geworden und hatte auf Subhastation der Fabriken angetragen. Das war die Hauptsache. Sodann hatte der Anwalt des Vaters, mit bedauerndem Achselzucken über die Unvorsichtigkeit und Halsstarrigkeit seines Clienten, einige, allerdings sehr vorsichtige Winke über dessen Verhältnisse fallen lassen, die man in der verwickelten Angelegenheit vortrefflich brauchen konnte.

Auch Emma's kindischen Trotz hoffte er mit der Zeit zu besiegen. Vielleicht war es ihr mit ihrer neulichen Weigerung gar so ernst nicht gewesen — er erinnerte sich, daß sie ihn ein paarmal ganz verliebt angeblickt hatte; ja es war ja Alles gut gegangen bis Leo's Name erwähnt wurde.

Henri's Miene wurde dunkel, wie jetzt das Bild des Mannes, den er mehr als jeden Andern haßte, vor seine Seele trat. „Er soll und muß in den Staub," murmelte er, „und ich denke, ich habe ihn jetzt in der Hand."

Unwillkürlich faßte Henri nach einem Brief, den er,

als er sich zu dem Prinzen begeben wollte, erhalten hatte. Es waren ein paar Zeilen von dem kranken Marquis aus Nizza, des Inhalts, daß Henri den unbequem gewordenen Miethsmann aus der Wohnung entfernen möge, „aber convenablement, mein Lieber, und vor Allem so, daß die Reputation des jungen Mannes, dem ich doch schließlich Dank schuldig bin, nicht unnöthig darunter leidet.“

„Ueber die gutmüthigen Seelen,“ sagte Henri, als er den Brief wieder in die Tasche steckte. „Ich denke, ich mache es so, wie es mir convenirt. Und dann, nachdem ich den guten Buffone, der doch nun endlich wissen muß, wem er eigentlich sein Fiasco verdankt, auf ihn gehetzt habe — werde ich schließlich Herrn v. Hey wol begreiflich machen können, daß es für das Wohl des Staates absolut nothwendig ist, den Herrn Doctor auf einige Zeit verschwinden zu lassen. Bliebe also nur noch für Fräulein Eve ein Liebhaber zu finden.“

Henri bog in die Promenade, die jetzt bei dem herrlichsten Frühlingswetter von Carossen, Reitern und Spaziergängern wimmelte.

Unter den Letzteren entdeckte er Alfred v. Sonnenstein, der, das Lorgnon im Auge, mit verdrießlicher Miene dahergeschlendert kam.

„Sieh' da, Alfred! nach wem blickst du denn so eifrig?“

„Nach irgend einem hübschen Mädchen, in das ich mich verlieben könnte. Ich langweile mich schauderhaft.“

„Möglicherweise kann ich dir helfen,“ sagte Henri, seinen Arm in den seines Vetters legend.

„Wo ist sie?“ rief der Dandy, das Lorgnon, das er hatte fassen lassen, wieder in's Auge klemmend.

„Nicht hier, mon brave! Keine dieser Lilien auf dem Felde. Eine Dornenrose oder richtiger eine Rose in Dornen.

Ich bringe dich gelegentlich zu ihr; vorderhand laß uns erst noch einmal die Lilien betrachten."

Henri war sehr aufgeräumt; er lachte, er scherzte, er grüßte nach rechts und links. Er wußte, daß er nach der Erklärung seines Vaters einen schweren Stand in der Gesellschaft haben werde, aber er war entschlossen, sich, komme was da wolle, zu behaupten.

Fünftes Capitel.

In derselben Mittagsstunde war Leo's Vorzimmer von einer Gesellschaft angefüllt, wie sie diese Räume schwerlich jemals gesehen hatten. Männer mit schwärzlichen Gesichtern und knorrigen, unbehandschuhten Händen, deren Kleider offenbar aus den Werkstätten ehrbarer Dorfschneider hervorgegangen waren; zwölf an der Zahl, Alle die Hüte in den Händen, die Meisten mit dem Blick scheuer Neugier die Herrlichkeiten rings umher betrachtend.

„Das dauert lange," sagte einer der Männer, eine lange hagere Gestalt mit einem ernsten, nachdenklichen Gesicht, zu einem jüngeren Manne von trotzigem, verwegenem Aussehen.

„Ich hab' es ja gleich gesagt, daß wir nicht zu dem Rechten kämen;" antwortete der jüngere mürrisch, und fuhr dann nach einer kleinen Pause mit einem verbissenen Ingrimm fort: „Ich weiß noch ganz gut, wie er immer an uns vorüberstolzirt ist, als ob unsereiner gar nicht auf der Welt wäre. Und ist denn das hier eine Wohnung für einen Volksmann!"

„Was meint ihr? wird er mit uns sprechen?" fragte ein Dritter, der eben herantrat.

„Wenn er nicht will, läßt er's bleiben," sagte der mit dem verwegenen Gesicht, grollend.

Die Thür zu dem Nebengemache ging auf, und statt des jugendlichen Dieners, der sie angemeldet hatte, erschien Leo's schlanke hohe Gestalt auf der Schwelle. Sein Auge flog schnell über die Gesichter, die plötzlich alle auf ihn gerichtet waren, und ein Lächeln spielte um seinen Mund, als er jetzt auf den Hagern zuging und ihm die Hand reichte.

„Sieh' da, Herr Krafft! das ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben, und auch Sie, Brandt, wahrhaftig, ich hätte Sie kaum wiedererkannt."

Der Verwegene, der sich so plötzlich angeredet sah, machte ein verblüfftes Gesicht, legte aber doch, obgleich zögernd, seine Hand in Leo's dargebotene Rechte.

„Ich weiß — zum Theil wenigstens — aus Ihrem gestrigen Schreiben, was Sie zu mir führt, meine Herren," fuhr Leo fort, „und ich kann bis jetzt nur sagen: was in meinen Kräften steht, Ihnen zu dienen, oder vielmehr: uns Allen zu helfen — das soll geschehen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort, und jetzt treten Sie näher, damit wir die Sache in aller Ruhe besprechen können."

Er lud mit einer Handbewegung die Männer ein, in das Studirzimmer zu kommen. Es dauerte einige Zeit, und er mußte seine einladende Geste noch manchmal wiederholen, bis sie Alle an ihm vorüber waren. Hatte die elegante Einrichtung des Vorzimmers schon das Staunen, zum Theil das Mißtrauen der einfachen Männer erregt, so war die Verwunderung, mit welcher sie die prachtvolle Ausstattung dieses Gemaches, der Anblick all dieser kostbaren Möbel, Teppiche, Bilder und Büsten erfüllte, noch viel größer und prägte sich zu deutlich auf ihren Mienen, selbst in ihren Geberden aus, um von Leo nicht bemerkt zu werden.

Er sagte lächelnd:

„Sie wundern sich, meine Freunde, einen Mann, der sich einen der Ihren nennt, in einer so luxuriösen Wohnung zu finden; aber ziehen Sie nicht auch Ihren besten Rock an, wenn Sie bei dem Pastor, dem Landrath ein Anliegen haben? Sie thun das nicht für sich — denn Sie wissen, daß Sie bleiben, wer Sie sind und was Sie sind — Sie thun es, weil jenen Herren gegenüber Kleider Leute machen, und eine Arbeitsblouse in den Augen derselben keineswegs, was sie doch sein sollte, die beste Empfehlung ist. Sehen Sie, so habe ich es gerade mit meiner Wohnung gehalten. All' dieser Plunder ist nur ein Kleid, das mich in den Augen des Bourgeois-Philisters zu einem Manne von Bedeutung erhebt, in demselben Maße, als er mich in Ihren gesunderen Augen verdächtigt. Ja es ist sehr zweifelhaft, ob ich ohne dies traurige Hilfsmittel im Stande gewesen wäre, die Erfolge zu erringen, die ich den Bourgeois gegenüber denn doch errungen habe. Aber Sie wollten ja nichts von dem Kleide des Mannes, sondern von dem Manne selber. Lassen Sie mich nun in aller Ausführlichkeit hören, was Sie beabsichtigen, und dann wollen wir überlegen, was zu thun ist."

Der Sprecher der Leute — jener hagere, ernste Mann — nahm nun das Wort.

Er sprach in anfänglich stockender, dann aber, je weiter er kam, immer leichter fließender Rede von der Lage der Arbeiter in den Tuchheimer und den benachbarten Fabriken, von der geistigen und leiblichen Noth, die schwerer und immer schwerer auf ihnen laste, so daß es schier nicht mehr zu tragen sei, und wie sie dann endlich, als alle Mahnungen, alle Bitten, alle Vorstellungen vergeblich gewesen wären, Alle zusammen — an die tausend Mann in den Tuchheimer und Feldheimer Fabriken, und vielleicht noch

einmal so viel in den benachbarten — den Entschluß gefaßt hätten, die Arbeit einzustellen und nicht eher wieder aufzunehmen, als bis ihren bescheidenen Forderungen Genüge geschehen. Nun aber könnten sie in dieser Lage nur noch kurze Zeit verharren. Ihre kargen Vorräthe und Hilfsquellen seien erschöpft; sie müßten entweder sich unter das alte Joch beugen, oder zur Gewalt schreiten. In dieser äußersten Noth sei ihnen die Erklärung des Freiherrn wie ein Evangelium erschienen. Aus dieser Erklärung hätten sie ersehen, daß es doch noch große Herren gäbe, die ein Herz hätten für das arme Volk, und so wären sie auf den Gedanken gekommen, ein letztes Mittel versuchen zu wollen — zuzusehen nämlich, ob es einer aus ihrer Mitte erwählten Deputation möglich sein würde, in der Residenz auch andere angesehene Herren, besonders unter den Mitgliedern der noch tagenden Kammer, für ihre Sache zu gewinnen. Sollten sie denn auch erfahren, daß für den Augenblick keine Hülfe für sie sei, so wollten sie sich gern gedulden, falls man ihnen das Versprechen gäbe, sich ihrer ernstlich mit allen Mitteln und aus allen Kräften anzunehmen. „Das war," fuhr der Redner fort, „in einer letzten allgemeinen Arbeiter-Versammlung in Tuchheim beschlossen worden; aber wir sahen auch alsbald ein, daß es nothwendig sei, einen intelligenten, uns wohlgesinnten Mann zu gewinnen, der uns in der großen Stadt in so schwierigen Dingen mit Rath und That zu Hülfe käme und gleichsam unser Anwalt in dieser Sache würde. Und da habe denn ich, und manch geborner Tuchheimer mit mir, sogleich an Sie gedacht, der uns durch seine Schriften bewiesen hat, wie sehr ihm die Sache der Arbeiter am Herzen liegt, und der Sie ja überdies unter uns aufgewachsen und so recht eigentlich unser Vormann sind."

Der Hagere schwieg und wischte sich mit dem kleinen baumwollenen Taschentuch die kahle Stirn; die Anderen, welche die Rede ihres Sprechers mit gelegentlichem Beifallsgemurmel und manchem Kopfnicken begleitet hatten, blickten auf Leo.

Leo saß da, das Haupt in die Hand gestützt. Während er doch Alles hörte und genau faßte, was der Mann sprach, schweifte sein Geist in die Vergangenheit und in die Ferne. So war denn wirklich erfüllt der stolze Traum seiner Jugendzeit, daß die Kinder seines Dorfes kämen und sich vor ihm neigten? erfüllt der heiße Wunsch jener Jahre, wo er, aus der Heimath vertrieben, in der Fremde umherschweifte, der Wunsch, es möge ihm vergönnt sein, zurückzukehren, und in dem Herzen seines Volkes für sein Volk zu streben und zu wirken — ein Tribun ihrer Rechte im Kampf gegen die Unterdrücker! Er hatte gestrebt und gewirkt, was er konnte; und hier war der Beweis, daß er es nicht vergeblich gethan; hier waren die Männer aus den Bergen und Wäldern seiner Heimath, und sie sprachen: sei du unser Herzog, wir wollen dir folgen, wohin du uns führst.

„Ich danke Ihnen, meine Freunde,“ sagte er mit bewegter Stimme, „ich hoffe Ihnen beweisen zu können, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben. Es sind Einige unter Ihnen, die da wissen, daß ich schon einmal treu zu Ihnen gestanden habe in einer ernsten, entscheidungsvollen Stunde. Ich habe damals, als ich an der Seite des wackern Mannes, dessen Andenken Ihnen theuer sein muß, von Ihnen ging, bei dem letzten Scheideblick von den Höhen hinab in mein Heimaththal, über dem der Morgen heraufdämmerte — ich habe mir damals mit heiligem Eidschwur gelobt, der Sache des Volkes treu zu

bleiben bis in den Tod. Ich kann sagen, daß ich noch mit keinem Athemzuge diesem Schwure untreu geworden bin; aber gerade deßhalb darf ich es aussprechen, es war ein thörichtes Beginnen unser Aufstand an jenem Wintertage, und so sind Sie auch jetzt auf dem Wege nach einem falschen, trügerischen Ziel. Wir glaubten damals unsern schlimmsten Feind in einem Manne zu bekämpfen, der uns niemals übel wollte, ja der schon oft vorher und oft seitdem und nur noch erst ganz kürzlich Beweise gegeben hatte und gegeben hat, daß er Ihr Freund, Ihr aufrichtiger, wenn auch nicht eben weitsichtiger Freund ist. Und jetzt glauben Sie, Freunde in den Menschen finden zu können, die von jeher Ihre bittersten, und ich kann leider nicht sagen, kurzsichtigsten Feinde gewesen sind. Im Gegentheil, diese Menschen haben Ihre hilflose Lage immer nur zu gut auszubeuten verstanden; haben immer nur zu gut gewußt, wann Simson schlief, um ihm die Locken seiner Kraft abzuschneiden und ihn des Lichtes seiner Augen zu berauben, daß der arme blinde Sklave sich ja nicht auflehnen könne wider den ungerechten Herrn. Von diesem Menschen Unterstützung, ja selbst nur Verständniß Ihrer Lage und Mitleid für Ihre Noth hoffen, hieße Feigen pflücken wollen von dem Dornstrauch. Sie haben meine Schriften gelesen. Wohl! so wissen Sie auch, daß es nicht der ohnmächtige Adel, nicht die in sich zerbröckelnde Kirche ist, die Ihren Ansprüchen auf ein menschenwürdiges Dasein sich entgegenstemmen, sondern die Bourgeois-Partei, die Partei des allmächtigen Kapitals, der ruchlosen, schrankenlosen Ausbeutung des Arbeiterstandes. Nun, meine Herren, und aus Anhängern dieser Partei besteht der Theil der Kammer, auf welchen Sie Ihre Hoffnungen setzen. Ja, was wollen Sie? Ihr Peiniger und Drän-

ger, Ihr Fabrikherr, der Herr v. Sonnenstein, ist ein, und zwar sehr einflußreiches Mitglied dieser Partei. Wollen Sie bei den Hehlern über den Stehler Klage führen? Die Wenigen aber, die es besser meinen, wie Dr. Paulus und seine Gesinnungs-Genossen, sind gute, aber unbedeutende Männer, die weder die geistige Kraft haben, die Frage bis in ihre Tiefe zu durchschauen, noch die moralische Kraft, auch nur das Wenige, was sie erkannt, zu verwirklichen. Ja, meine Herren, ich schwöre es Ihnen zu, es ist meine heilige Ueberzeugung, es giebt nur zwei Wege für Sie, die zum Ziele führen: den einen Weg wollen Sie nicht gehen, und, wie die Sachen jetzt liegen, würde eine gewaltsame Erhebung auch nur die Folgen haben, Ihnen das Joch fester auf den Nacken zu drücken. Der zweite Weg —"

Leo schwieg und blickte scharf in die eifrigen Gesichter rings um sich her.

„Der zweite Weg," begann er langsam von neuem, „liegt scheinbar weit, sehr weit ab von jenem ersten und fällt doch schließlich mit ihm zusammen. Der erste Weg war die Revolution von unten; der zweite ist die Revolution von oben, die Revolution, die von der Macht ausgeht, welche von dem Schicksal dazu bestimmt ist, dem Volke zu dienen, während sie nur immer ihren eigenen Vortheil im Auge hat. Ich spreche vom Königthum; ich spreche vom König. Sehen Sie zu, daß Sie sich bei ihm Gehör verschaffen, er ist der Einzige, der Ihnen helfen kann."

Die Männer blickten sich staunend einander an; der mit dem verwegenen Gesicht lächelte höhnisch.

„Sie sind verwundert, mich so sprechen zu hören," fuhr Leo fort, „und Einige unter Ihnen lächeln über mich,

wie über einen Thoren oder entlarvten Betrüger; aber glauben Sie mir, Johann Brandt, wenn vor acht Jahren, als wir vor der Schänke von Tuchheim allen Adeligen den Tod schworen, ja nur noch vor einem Jahre, ein Freund so zu mir gesprochen hätte, wie ich jetzt zu Ihnen, ich würde es genau so gemacht haben, wie Sie. Es ist nicht eben mein Verdienst, daß ich jetzt ein wenig weiter blicke; die Erfahrungen, die ich in dem Lager der sogenannten Liberalen gemacht habe, hätten wol Jedem, hätten auch Ihnen die Augen geöffnet, daß Sie die Lage der Dinge genau so sähen, wie ich sie jetzt sehe. Ich wiederhole es: nicht von der Kammer, die als solche ohnmächtig ist und Ihnen nicht helfen könnte, selbst wenn sie wollte; nicht von der Bourgeois-Partei überhaupt, die leider nur zu mächtig ist, aber Ihnen ganz gewiß nicht würde helfen wollen, so gut sie es auch könnte — nur von dem Könige haben Sie noch zu hoffen. Erweist sich auch diese Hoffnung trügerisch, nun — die Revolution bleibt Ihnen noch immer."

„Da möchte ich lieber gleich dreinschlagen," rief Johann Brandt, indem er heftig in die Höhe fuhr, „kommt, Brüder, was wollen wir weiter hier!"

„Ich kann und will Sie nicht halten," sagte Leo, „Sie sind gekommen, meinen Rath zu hören; ob Sie meinem Rathe folgen wollen oder nicht, steht natürlich bei Ihnen."

Der Hagere nahm wieder das Wort: „Lieben Brüder, wir haben uns zugeschworen, treu zu einander zu stehen und keinen Streit oder Unfrieden unter uns aufkommen zu lassen, auch nicht rechthaberisch zu sein und mit heftigen Worten aufeinander loszufahren, Johann Brandt! Du bist der Jüngste von uns und hast nicht Frau und

Kind und Niemanden, für den du zu sorgen brauchtest, so kannst du bald mit der Faust bereit sein. Nehmen Sie es ihm nicht übel, Herr Doctor, und sagen Sie uns weiter, wie Sie sich das denken mit dem König. Wir vermeinten immer, es würde nicht besser werden, als bis wir gar keine Könige mehr hätten, weder gute noch schlechte, sondern eine einzige große Republik wie in Nordamerika?"

„Ich sage nicht, daß dies nicht das Ziel und das Ende der ganzen Entwicklung ist, die sich jetzt in Europa vollzieht," erwiderte Leo, „aber wie die Gebilde der Natur sich streng gesetzmäßig und allmälig entwickeln, so ist es nicht anders mit den politischen Gestaltungen. Das Königthum hat uns schon einmal geholfen, das Joch der Feudalherrschaft abzuschütteln, es muß uns auch helfen, die Fesseln des Kapitals abzustreifen, und mag dann, wenn es uns diesen letzten Dienst gethan, aus der Reihe der Mittel der Erziehung und Fortbildung des Menschengeschlechts verschwinden. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Morgen findet in der Kammer die Debatte über die Arbeiter-Angelegenheit statt. Faßt die Kammer einen Beschluß, wie Sie ihn von Männern erwarten müssen, die ein Herz für Ihre Sache, ja die nur eine Ahnung davon haben, daß die Zukunft Ihnen gehört, daß es nicht ein Stand, sondern die Menschheit ist, die in Ihnen und mit Ihnen nach einer menschenwürdigen Existenz ringt — ich sage: können Sie auch nur diese Sympathien, dieses Verständniß aus der Debatte heraushören — nun wohl, so verharren Sie in Ihrem Glauben, daß Ihnen die Bourgeoisie helfen kann und will; ist das Resultat aber, wie ich es voraussehe, so kommen Sie wieder zu mir, und wir überlegen dann gemeinschaftlich, was wir thun können."

„So soll es sein, Herr Doctor," sagte der Hagere

indem er aufstand und die Uebrigen seinem Beispiele folgten. „Wir sind es den zweitausend Brüdern schuldig, daß wir Alles ernstlich prüfen. Haben wir so lange berathschlagt und sind zu keinem Entschluß gekommen, so können wir auch wol noch ein paar Tage dazugeben. Adieu, Herr Doctor, und nichts für ungut."

Er reichte Leo die große, schwielige Hand mit treuherzigem Druck. Auch die andern Männer traten einer nach dem andern heran; nur Johann Brandt hielt sich in mürrischer Ferne und drängte sich, einer der Ersten, zur Thür hinaus.

Sechstes Capitel.

War es die durch die Anwesenheit so vieler Menschen verdorbene Luft, war es die dumpfe Ahnung der Zukunft, über welche der Moment entschieden hatte — Leo fühlte sich seltsam beklommen, als er wieder allein in seinem Zimmer war. Er riß die Fenster auf, die goldene Frühlingsluft hereinströmen zu lassen. Dann wendete er sich wieder in das Zimmer, durchmaß es ein paarmal mit heftigen Schritten und warf sich endlich in der Nähe des Fensters auf eines der Sofas, Stirn und Augen in die Hand gepreßt, verloren in tiefstes Sinnen.

Ja, es war enschieden! Der Moment hatte einmal wieder seine Allmacht bewährt. Das Wort, das er so lange in seiner Brust verschlossen gehalten — es war über seine Lippen gesprungen und stand nun da, ihm gegenüber, des eigenen Lebens voll, durch keine Kunst zu bannen, durch keine Gewalt zu vernichten. Er hatte es nicht mehr; die Männer hatten es, die eben gegangen waren, die Männer mit den leidendurchfurchten Gesichtern und den treuen guten Augen, die Repräsentanten des Volkes, des vielgeprüften, arbeiterdrückten, hungergequälten, geschändeten Volkes! Der arme Konz der Bauernkriege, da war er wieder in kaum veränderter Gestalt, immer noch auf der letzten Stufe civilisirten Daseins, immer noch das Lastthier,

das den Herrn schleppen und jede Unbill, jede Rohheit dazu tragen muß!

„Und das sollte so fortgehen in alle Ewigkeit! Immer wieder sollten Mütter in Schmerzen gebären, blos damit das Maß des Elends niemals kleiner würde! Geschöpfe zum Dasein bringen, die niemals frei das Haupt erheben, deren Seelen nie von der Herrlichkeit der Wissenschaft, von der Wonne der Kunst begnadigt werden könnten! Welcher Teufel wäre teuflisch genug, zu diesem grausen Fluch Ja und Amen zü sagen!

„Nein, nein, und tausendmal nein! Es muß einen Weg aus dieser Hölle geben. Daß er noch nicht gefunden ist, kann das beweisen, er werde nie gefunden werden? Ist die Welt deßhalb zu Ende, weil unsere Sehkraft nicht weiter reicht? Und ich sehe sie in dämmernden Umrissen die Gebilde der Zukunft, und deßhalb darf ich es wagen, die Gegenwart nach meinem Sinne gestalten zu wollen. Es ist nur ein Versuch — meinetwegen; auch nur gestrebt und sich geregt zu haben, ist schon Verdienst inmitten dieser verdumpften Masse, die sich widerstandslos von der eigenen Schwere zu Boden drücken läßt.

„Und wen opfere ich denn schließlich — als mich selbst? Selbst wenn mein Experiment fehlschlagen sollte — die Lage der armen Menschen kann nicht schlimmer werden; ist die Sonne nun doch schon so viele Jahrhunderte nicht müde geworden, dasselbe Elend zu bescheinen! Aber ich könnte es anders haben; ich könnte mich die paar Lebenstage im Sonnenschein wiegen, wenn mir an dem Mückentanz gelegen wäre. Sie machen es mir ja leicht genug. Ich brauchte ja nur zu schachern und zu betrügen und nicht zu sehen, was um mich her vorgeht. Was hindert mich, vom Schweiße eben dieser armen

Teufel zu prassen, ich war auf dem besten Wege, ja es kostete mich selbst in diesem Augenblicke nur ein paar Stunden, um für diese Menschenmäkler zu schreiben, wie ich gegen sie geschrieben habe, und der reiche Laban gäbe mir seine Lea und die Hälfte von Allem, was sein ist. Wie schrieb sie? — Mein stolzer Adler — die demüthige Taube harret deiner, sich mit dir zu schwingen durch alle Lüfte — war es nicht so? Pah! Sie ließe sich von mir entführen, ich könnte ihren kleinen üppigen Leib und ihre kleine üppige Seele haben, wenn mich danach gelüstete."

Der Diener unterbrach Leo's Meditationen, indem er mit einem Briefe hereintrat, der soeben von einer jungen Dame, die sich sogleich wieder entfernt habe, abgegeben worden sei. Leo sah nach der Aufschrift und erkannte Eve's Hand. Eine unangenehme Empfindung, als ob er unversehens die Spitze eines Dolches berührt hätte, durchzuckte ihn und er ließ den Brief neben sich auf das Sofa fallen. Er hatte seit jener Schreckensnacht von Eve nichts gehört; er wußte nur durch Ferdinand Lippert, den er aber auch schon seit mehreren Tagen nicht wiedergesehen hatte, daß sie noch immer auf dem Jagdschlosse des Prinzen sich befand. In der leidenschaftlichen Verfolgung seiner politischen Pläne hatte er des sonderbaren Mädchens und ihres merkwürdigen Schicksals kaum mehr gedacht; jetzt trat ihr Bild vor ihn hin, in drohender Gestalt — ein Gespenst am hellen Tage.

Er machte ein heftig abwehrende Bewegung, aber der Brief lag noch immer da. „Pah, es wäre das erstemal in meinem Leben, daß ich einer meiner Handlungen nicht gerade in das Gesicht gesehen hätte. Her damit!"

Leo erbrach das Siegel und las:

„Ich schreibe, nicht, wie Sie in Ihrer Eitelkeit vielleicht

wähnen, Ihnen noch einmal eine Liebe nachzuwerfen, die Sie nicht verdienen; ich schreibe, nicht, Sie um Ihr Mitleid anzuflehen, dessen Sie nicht fähig sind — ich schreibe, Ihnen zu sagen, daß ich Sie hasse, wie eine Elende den haßt, der sie in's Elend stürzte. Ja, ja, runzeln Sie nur immer zornig Ihre Stirn und krümmen Sie verächtlich Ihre Lippen. Sie, Sie sind Schuld an meinem Unglück, Sie haben mir, die ich am Abgrund taumelte, nicht die rettende Hand gereicht — was sage ich — nicht einmal ein Wort des Rathes, der Warnung haben Sie für mich gehabt, und das, das allein schon hätte mich retten können.

„Sie, Mann der Pflichttreue, der heroischen Tugend! Hatten Sie mir gegenüber keine Pflichten? Verbot Ihnen Ihre Tugend, mir gegenüber tugendhaft zu sein? Wenn Sie keine Liebe für mich fühlten, durften Sie auch nicht die allergewöhnlichste Nächstenliebe an mir üben? War ich auch der nicht würdig? Hatte Ihnen die Energie, mit der ich aus der Tiefe der Unwissenheit, der Verwilderung hinaufstrebte zum Wissen und zur Bildung, keine Achtung abgenöthigt? Rührte Sie der verzweifelte Kampf nicht, mit dem ich mich rein erhalten hatte in der unreinen Atmosphäre, die mich umgab? War ich Ihnen auch als Schwester meines Bruders nichts, meines Bruders, den Sie Ihren besten Freund nennen, von dem Sie eingestehen, daß Sie ihm Unendliches zu danken haben? Wäre es zu viel der Dankbarkeit gewesen, wenn Sie seine Schwester vor der Schande bewahrt hätten?

„Aber was rede ich denn von dem Allen, als ob Sie das verständen, als ob Sie ein Herz hätten, wie ein anderer Mensch? Wann hätten Sie das je gehabt? Damals vielleicht, als Sie dem Manne, der Sie genährt

und gekleidet, den Feuerbrand in sein Haus schleudern wollten? Oder als Sie meinen Bruder verließen, um sich hier zum großen Manne zu lügen und zu trügen. Ja, Mann! Sie haben gelogen und getrogen! Ich selbst bin Ihnen nicht zu schlecht gewesen, Ihre Künste an mir zu versuchen. Können Sie es leugnen? leugnen, daß Sie mich aufgesucht haben? daß Sie mir unter der Maske eines Jugendfreundes entgegengetreten sind? daß Sie sich in mein Vertrauen eingeschlichen? daß Sie mich mit gütigen Worten beglückten? daß Sie sich meine Liebe, die Sie, der Kluge, Vielerfahrene, recht gut erkennen mußten, gefallen ließen, so lange — so lange es Ihnen paßte, so lange, als Sie mich brauchen konnten, so lange ich noch ein Rechenpfennig in Ihrem politischen Exempel war! Und das ist es, was ich Ihnen nicht vergeben kann, nimmer und nimmer vergeben werde. Um zu erfahren, was Sie von dem Prinzen und über den Prinzen zu wissen wünschten, haben Sie mich geopfert, haben Sie Ferdinand geopfert, der jetzt um Ihrethalben schimpflich aus dem Dienst gejagt ist. Welches Recht hatten Sie dazu? Ich sage Ihnen: Ferdinand, so tief er gesunken sein mag, er ist, verglichen mit Ihnen, der bessere Mann!

„Aber ich! Freilich ich habe kein besseres Los verdient! Ein Mädchen, das für die Verzweiflung seines Herzens kein anderes Mittel weiß, als Maitresse eines Fürsten zu werden! . . . Mann der Politik, was wissen Sie, der Sie kein Herz haben, von der Pein verschmähter Liebe! Und wenn ich die Kokette wäre, für die Sie mich halten, würde ich jetzt hier in einer elenden chambre garnie, Wand an Wand mit einer Dirne wohnen, die sich ihre Liebhaber beim Schein der Straßenlaterne sucht? Glauben Sie, es sei so schwer, einen Sultan bei guter Laune zu

erhalten? oder daß eine Buhlerin sich so leichten Kaufs hätte abfinden lassen, wenn man ihrer wirklich überdrüssig war? — O, dann überschätzen Sie das ganze sogenannte starke Geschlecht ebenso hochmüthig, wie Sie sich selbst überschätzen.

„Doch der Tag der Abrechnung zwischen mir und Ihnen wird kommen; nicht morgen oder übermorgen, denn Sie haben Ihre Bahn noch nicht vollendet; aber er wird kommen. Bis dahin — aber auch nur bis dahin, lachen Sie über das Geständniß, daß ich Sie hasse, wie ich noch keinen Menscheu auf Erden gehaßt habe.“

Aber Leo lachte nicht, als er den Brief, der, wie man der hastigen, manchmal fast unleserlichen Handschrift deutlich ansah, in größter Leidenschaft geschrieben war, aus der Hand gleiten ließ. Er blickte düster vor sich nieder. Des Anklägers Heftigkeit hatte ihn erschüttert; es schien kaum möglich, daß die Klage so ganz unbegründet, daß der Angeklagte so ganz schuldlos sei.

Ganz schuldlos? Wer ist das? Ja, welcher tüchtige Mensch verlangt das? Doch der nur, der das Wort des Philosophen, daß es die Ehre großer Charaktere ist, schuldig zu sein, nie begriffen hat. Was soll mir der Unkenruf aus dem unreinen Munde? Wenn ich nach einer anderen Stimme verlange, als die mir im eigenen Busen vernehmlich spricht, so sei es wenigstens eines reinen, großherzigen Weibes Stimme.

Er trat an den Schreibtisch und nahm aus einem der Kasten einen Brief, den er, über das Pult gebeugt, langsam las, als ob er ihn auswendig lernen wollte.

„Sie schelten dich einen Egoisten, weil sie die Leidenschaften der Idee nicht kennen; einen kalten Rechner, weil sie nicht begreifen, daß du, um des Gemeinwohles willen,

von dem Einzelnen Opfer fordern mußt! Laß dich nicht irre machen, Leo! Dir ziemt das Zagen und Zaudern kleiner Seelen nicht. Groß und still und ruhig mußt du deinen Weg wandeln; es darf dich nicht kümmern, was sie auf den Seiten neben dir schreien. Unverrückt mußt du dein Ziel im Auge behalten. Daß sie nicht mit den Augen winken, daran erkennt man die Menschen, die von dem Schicksal begnadigt sind, Träger einer großen Idee zu sein. — Wenn mich nicht Alles trügt, steht jetzt für dich und deine Sache Großes auf dem Spiel. Sei stark und groß! Ich habe nur den Einen heißen Wunsch, wie ich nur Ein Furchtbares kenne: du könntest dich je schwach und klein zeigen, könntest je vergessen, daß du nicht dir gehörst. Könige schulden sich ihrem Volk, große Menschen ihren Zwecken."

Leo athmete tief auf und richtete sich empor. Seine Seele war erquickt; er fühlte sich wieder stark genug, um das verhängnißvolle Wort einzulösen, mit dem er sich und seine Zukunft den Männern von Tuchheim verpflichtet hatte.

Siebentes Capitel.

„Ich kann Ihnen mit Bestimmtheit nichts versprechen," sagte Herr v. Hey und machte eine Bewegung in seinem Sessel, als ob er die Unterredung, die bereits eine Stunde gedauert hatte, nun abgebrochen zu sehen wünsche.

Leo erhob sich.

„Ich fürchte, Excellenz," sagte er, „die Zeit ist nicht fern, wo Sie es sehr bereuen werden, eine so günstige Gelegenheit nicht eifriger ergriffen zu haben."

Der Minister schob sich die goldene Brille fester gegen die kleinen Augen und starrte vor sich nieder. Leo entging dieser Ausdruck der Unentschlossenheit nicht.

„Denn die Gelegenheit ist günstig," fuhr er in demselben Tone ruhiger Ueberzeugung, in welchem er während der ganzen Zeit gesprochen hatte, fort, „das müssen mir Excellenz selbst zugeben. Die Kammer hat sich durch ihren gestrigen Beschluß um den Rest der Achtung und des Vertrauens gebracht, dessen sie in den radicalen Arbeiterkreisen etwa noch genoß. Die Stimmen der paar wirklich liberalen Männer sind ohne Wirkung geblieben, man wird diese Männer einfach mit zu den Todten werfen. Die Tafel ist, sozusagen, rein; in Ihrer Hand liegt es, eine neue Ordnung der Dinge darauf zu schreiben."

„Ich sage Ihnen, es geht nicht, es geht nicht!“ rief der Minister, sich jetzt ebenfalls erhebend.

„So lassen Excellenz die Entscheidung wenigstens von Sr. Majestät ausgehen,“ sagte Leo dringender, „bedenken Excellenz die ungeheure Verantwortung, die Sie auf sich nehmen, wenn Sie die Deputation nach Hause schicken, ohne sie auch nur vorgelassen, ohne die Beschwerden der Männer auch nur angehört zu haben. Excellenz kennen aus eigener Erfahrung den revolutionären Geist jener Gegend. Sie wissen, welcher Zündstoff dort bereits vor acht Jahren aufgehäuft war, und wie es nur eines Funkens bedurfte, um die Flamme hoch emporlodern zu machen. Damals hatten Sie es mit einem verdummten ländlichen Proletariat zu thun, heute mit dem um Vieles gewitzigteren, fanatischeren Proletariat der Fabriken. Die Menge, die damals nach Hunderten zählte, zählt jetzt nach Tausenden. Damals reichte eine Compagnie hin, die Empörer zu Paaren zu treiben; heute würde schwerlich ein Regiment ausreichen.“

„Wir haben noch mehr als ein Regiment disponibel,“ sagte der Minister mit einem häßlichen Lächeln.

„Und wen wird das Odium des blutig unterdrückten Aufstandes treffen? Die Regierung Sr. Majestät, ja den König selbst, denn das Volk hat noch keineswegs gelernt, den König von seinen Ministern zu trennen. Mir däucht, der Dank des Königs für diesen Dienst kann nicht groß sein.“

Durch Herrn v. Hey's plumpes Gesicht flog ein Zucken; er bezwang sich indessen und sagte mit einer Miene, die lächelnde Ueberlegenheit bezeichnen sollte:

„Ich habe Sie ruhig aussprechen lassen, da Sie ein junger Mann sind, dessen Fähigkeiten mir von einer Seite,

auf die ich Gewicht lege, als bedeutend gerühmt wurden. Indessen, so willig ich Ihnen auch eine das gewöhnliche Niveau übersteigende Geistesbildung einräume, so fehlt es Ihnen doch an aller Erfahrung in so wichtigen Dingen. Als ich so jung war, wie Sie, dachte ich etwa wie Sie; Sie würden so denken wie ich, wenn Sie wie ich im Staatsdienst ergraut wären."

Herr v. Hey deutete nach seiner blonden Perrücke, in welcher, seitdem er Minister-Präsident geworden, sich einige silbergraue Härchen hatten blicken lassen, und verbeugte sich, zum Zeichen, daß die Audienz beendigt sei. Auf Leo's Lippen schwebte ein bitteres Wort, aber er sprach es nicht aus, sondern erwiderte die Verbeugung und entfernte sich schweigend.

Der Minister sah ihm mit bösem Blick nach.

„Ein frecher Mensch," murmelte er, „ganz das Ebenbild seines Vaters, der mich vor neun oder zehn Jahren einmal um die Gemeindeschreiberstelle in Tuchheim bat; der Kerl drohte mir damals förmlich, so daß ich auf dem Punkte stand, ihn verhaften zu lassen. O, ich habe ein gutes Gedächtniß."

Der Minister reckte seine kleine untersetzte Gestalt behaglich in dem bequemen Fauteuil. Wie lange war es denn her, daß er ein kleiner Landrath war — und jetzt war er ein großer Minister! Damals mußte er vor dem Freiherrn v. Tuchheim sich neigen, mußte sich eifrig um die Gunst des vornehmsten Mannes im Kreise bemühen; heute war der Mann allem Anscheine nach ein Bankerotteur, eine gefallene Größe — und er, der Minister, hatte das Heft in Händen.

Herr v. Hey hatte den Freiherrn immer gehaßt, ja eigentlich die ganze Familie, seitdem man sich geweigert

hatte, ihm eine Tochter des Hauses zur Frau zu geben. Herr v. Hey hatte nie angenommen, daß die Weigerung von Charlotte allein ausgegangen sein könne; der Bruder hatte sicher dahinter gesteckt. Und der andere Bruder — der General — stand ihm der nicht noch immer im Wege? Scheinbar freilich hatte er ihm den Rang vollständig abgelaufen; der General, der die ersten Schritte des jungen constitutionellen Königs geleitet hatte, war gefallen, als die Fluthen der Revolution sich verlaufen hatten und die Solidarität der dynastischen Interessen zu einer energischen Reaction drängte. Aber der General war doch immer noch in der Nähe des Königs und erfreute sich unfraglich einer besseren Behandlung von Seiten des heftigen jungen Monarchen, als irgend einer der actuellen Minister. Wer weiß, ob nicht wieder einmal eine Zeit kam, wo der alte Schleicher der öffentliche Beirath des Königs wurde, wie er jetzt der geheime Rathgeber war! Wenn es eine Möglichkeit gab, dem General zu schaden, so durfte man die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.

Und die Gelegenheit war offenbar günstig. Der Freiherr hatte durch seine Erklärung der Tuchheimer Arbeiter-Bewegung unzweifelhaft bedeutenden Vorschub geleistet; der junge Mensch vorhin hatte eingeräumt, daß die Leute gerade in der Hoffnung auf den Beistand des Freiherrn den Gedanken gefaßt hatten, eine Deputation in die Hauptstadt zu senden. Konnte man nun dem Könige das Schädliche, Verdammliche dieser ganzen Bewegung begreiflich machen — und warum sollte man das nicht können? — so fiel ein großer Theil der Schuld auf den Freiherrn, das heißt auch auf den General, das heißt, man mußte die Sache so zu wenden suchen — und die Insinuation

des jungen Tollkopfes, dem Könige die Deputation zuzuführen, war einfach verrückt.

Und dann konnte man bei dieser Gelegenheit sozusagen zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen. Es war politisch nothwendig, den Einfluß des Prinzen auf die öffentlichen Angelegenheiten möglichst zu paralysiren, aber ihm privatim einmal eine Gefälligkeit zu leisten, verbot die Klugheit nicht. Und dann durfte man das umsomehr wagen, da der Mantel der Liberalität, in welchen sich der Prinz in letzter Zeit zu hüllen gesucht hatte, durch die Brief-Affaire so fadenscheinig geworden war. Er wünschte den Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach der moralische Urheber des Diebstahls gewesen war, bestraft zu sehen; nun wohl, so werde er bestraft.

Der Minister dachte weiter darüber nach, welchen Grund wol der Unterhändler des Prinzen, der junge Tuchheim, gehabt haben möchte, die Sache mit einem so großen Eifer zu betreiben. Aus bloßem Eifer für seinen hohen Freund, oder aus persönlichem Interesse? Die Motive waren jedenfalls nicht ganz klar; aber gleichviel! So viel stand fest: der gestörte Frieden in der Familie Tuchheim würde durch die Parteinahme des Sohnes gegen den Rathgeber seines Vaters ganz gewiß nicht wieder hergestellt werden.

Herr v. Hey lächelte.

Und dann hatte der junge Tuchheim gewisse Andeutungen in Betreff eines möglicherweise schnelleren Avancements des Bruders fallen lassen, der noch immer erst Oberstlieutenant und leider von dem Prinzen, dem man das Präsidium im Militär-Cabinet hatte lassen müssen, abhängig war.

Herr v. Hey faßte nach der Schelle.

Aber der Ministerialrath Urban hatte auf den Dr.

Gutmann als einen Mann hingewiesen, der, wenn er sich erst die Hörner abgelaufen, ein ganz vortreffliches Werkzeug abgeben würde. Dr. Urban hatte einen scharfen Blick, pflegte fast immer den Nagel auf den Kopf zu treffen. Nun wohl, so helfen wir dem jungen Manne sich die Hörner ablaufen; ein paar Monate Untersuchungshaft sind herrlich dazu geeignet, einen Menschen mürbe zu machen.

Herr v. Hey klingelte und hieß seinen Secretär kommen.

„Auf wann ist die Arbeiter-Versammlung angesagt?"

„Auf Sonnabend Abend, Excellenz, ein halb acht Uhr, in der Musenhalle."

„Noch vier Tage. Morgen ist das Souper bei dem Polizei-Präsidenten. Da kann ich die Sache bequem mit ihm besprechen. Es ist gut, Mühlbach!"

Achtes Capitel.

Leo hatte mit dem Eindrucke, daß der engherzige Bureaukrat nichts für ihn und die Sache, die ihm so sehr am Herzen lag, thun würde, das Hotel des Ministers verlassen. Er war auf diesen Mißerfolg vorbereitet gewesen, dennoch kochte es in ihm, wie er sich jetzt, während er an dem Rande des Parkes nach der Sommerwohnung des Generals v. Tuchheim fuhr, sagen mußte, daß er abgewiesen sei wie ein unverschämter Bittsteller — er, der Anwalt der Armen, der Anwalt der Zukunft; abgewiesen von einem dumm-pfiffigen Bureaukraten, in dessen enge Seele nie ein Strahl der Menschenliebe, nie ein Schimmer der Erkenntniß von dem, was da war und sein würde, gefallen war. Und doch steht dieser Zwerg wie ein Riese zwischen mir und meinem Ziele, wie zum Hohn für Walter's Theorie von der Ohnmacht der Einzelnen und der Allmacht der Masse.

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Generals, die ein kleiner Garten von der Parkstraße trennte, auf welcher zu dieser Stunde prächtige Equipagen unaufhörlich rollten, elegante Reiter vorübersprengten und die Schaaren der Promenirenden hin und wieder zogen.

Leo hatte sich schon am Tage vorher brieflich bei dem General angemeldet und wurde sogleich vorgelassen. Die

Anmuth der Haltung, welche den General, wie alle Mitglieder seiner Familie, auszeichnete, stach sehr vortheilhaft gegen die plumpen Manieren ab, in denen sich Herr von Hey bewegte. Leo fühlte sich durch den verbindlichen Empfang angenehm berührt; er faßte wieder einige Hoffnung, er werde hier Verständniß für seine Ideen finden, und er trug mit Beredtsamkeit seine Wünsche, seine Pläne vor. Aber gar bald mußte er bemerken, daß der General mit ganz anderen Gedanken beschäftigt war.

„Ich fürchte, ich mache meine Meinung Excellenz weniger deutlich, als es mir wünschenswerth ist," sagte Leo.

„Doch, doch, mein junger Freund," erwiderte der General, „ich bin Ihren so klaren, so überzeugenden Auseinandersetzungen mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt; aber ich gestehe allerdings, daß mir eine Episode dieses Dramas noch ganz besonders nahegeht. Sie sagten, daß die Erklärung meines Bruders mehr als alles Andere die Leute bewogen habe, diesen Schritt zu thun. Ich ahnte vom ersten Augenblicke und erkenne es jetzt immer deutlicher, daß jener Schritt ein sehr verhängnißvoller war. Sie sehen, werther Herr Doctor, daß das Gerücht, welches Sie zum intellectuellen Urheber jener unglückseligen Erklärung macht, auch zu mir gedrungen ist — auf privatem Wege, wie ich hinzuzufügen wohl verpflichtet bin — durch meine Tochter, der es — ich weiß nicht, ob von meiner Schwester oder von meiner Nichte — im Hause meines Bruders mitgetheilt wurde. Ich frage nicht, ob diese Nachricht begründet ist, denn ich wünsche nicht, Sie zu einer Antwort zu drängen, der auszuweichen Sie vielleicht durch andere Rücksichten genöthigt sind."

„Verzeihen Sie, Excellenz," unterbrach Leo den Ge-

neral, „ich kann weder, noch will ich es leugnen, daß ich es bin, der den Freiherrn zu jener Erklärung bestimmt hat.“

„Aber was, um Gotteswillen, bewog Sie dazu?“ rief der General in schmerzlicher Erregung.

„Die Rücksicht auf das Gemeinwohl, Excellenz.“

„Der Sie die Ruhe einer Familie zum Opfer brachten!“

„Verzeihen Excellenz, wenn ich eine Verantwortung ablehnen muß, die offenbar eine Beleidigung der intellectuellen Fähigkeiten Ihres Herrn Bruders in sich schließt.“

„Ich sage nicht, daß Sie Unrecht haben,“ erwiderte der General, „ich muß annehmen, daß Sie weder die etwas schwankenden Verhältnisse, noch das nur zu leicht bestimmbare Wesen meines Bruders hinlänglich kannten. Wenn Sie gewußt hätten, was eintreten würde und nun zum Theil bereits eingetreten ist, der offene Bruch zwischen meinem Bruder und Herrn v. Sonnenstein — ein beide Theile compromittirender Proceß, trotz Allem, was ich in diesen Tagen auf dem Wege der Vermittlung versucht habe — der sehr wahrscheinlich folgende Ruin meines Bruders, des Chefs einer der ältesten Familien des Königreichs —“

Der General bedeckte sich die Augen mit der Hand; um Leo's Lippen zuckte ein tiefer Unmuth.

„Verzeihen Excellenz,“ sagte er, „wenn Jemand, der, wie ich, niemals so recht eigentlich dem Banne einer Familie angehörte, für Familienglück und Unglück nicht die lebhaften Sympathien anderer in dieser Hinsicht mehr vom Schicksal begünstigter Menschen besitzt. Mein Blick war von Jugend auf unverwandt auf die öffentlichen Interessen gerichtet; die alte Gewohnheit ist so mächtig, daß ich auch

in diesem Augenblicke nicht davon lassen kann, und mir erlauben muß, Euer Excellenz daran zu erinnern, daß ich in der so überaus wichtigen Angelegenheit, um derentwillen Sie mir eine Audienz zu bewilligen die Güte hatten, noch immer des Bescheides harre."

Der General bewegte die weiße, sorgsam gepflegte Hand nach dem Mund und affectirte einen leichten Hustenanfall; aber bevor er noch zur Antwort kommen konnte, trat der Kammerdiener herein, der ihm einen Brief überreichte und ihm dabei einige Worte in's Ohr flüsterte. Leo sah, wie der General sich entfärbte, während er, nachdem er sich flüchtig entschuldigt, den Brief durchflog. Er gab dem harrenden Kammerdiener einen Auftrag und sagte dann zu Leo gewendet:

„Sie müssen mich für einen Augenblick entschuldigen, Herr Doctor, ich bin in der Lage, Jemanden in einer dringenden Angelegenheit empfangen zu müssen. Da aber auch Ihre Angelegenheit schleunige Erledigung heischt, möchte ich Sie ersuchen, so lange bei meiner Tochter einzutreten."

Der General sagte das mit einer gewissen Unsicherheit und Verlegenheit. Auch ließ er Leo keine Zeit, zu antworten, sondern schlug hastig die Portière zurück, öffnete die Thür und sagte, Leo vorstellend:

„Herr Dr. Gutmann, liebe Josephe, von dem du mir schon öfter gesprochen hast. Es wird dir eine Freude sein, ihn einige Minuten unterhalten zu dürfen, während ich einen Besuch, den ich leider annehmen muß, abfertige."

Damit schloß er die Thür und Leo hörte, wie nebenan die Portière wieder zugezogen wurde.

Josephe v. Tuchheim hatte in einer tiefen Fenster-

nische des großen, mit vielem Geschmack ausgestatteten Gemaches gesessen. Sie erhob sich auf die Anrede des Vaters und lud Leo, indem sie sich verneigte, mit einer Handbewegung ein, auf einem Sessel in ihrer Nähe Platz zu nehmen.

Leo war erstaunt über das ihm unerklärliche Benehmen des Generals, ja er fühlte sich verletzt in dem Gedanken, zu einer Unterredung, der er wohl sonst entschieden ausgewichen wäre, so gleichsam gezwungen zu sein. Dennoch konnte er nicht umhin, zum andernmale die Schönheit der Dame, der er jetzt gegenübersaß, zu bewundern. Er hatte sie seit jenem Abend bei Emma v. Sonnenstein nicht wieder gesehen; aber er fand, daß er keine Einzelheit des Bildes vergessen hatte, nicht die schöne Form des Kopfes, den Glanz der dunklen Haare, die fast antike Harmonie der großen Züge, die Blässe des Gesichtes, welche seltsam mit dem Lichte der tiefbraunen, von langen Wimpern überschatteten Augen contrastirte. Und was ihm an jenem Abend entgangen war, wo Josephe ihre Gestalt in eine weite Spitzenmantille gehüllt hatte: der hohe, schlanke Wuchs entsprang dem edlen Gesicht; ja, die Contouren von Schultern und Büste, die ein enganliegeudes dunkles Gewand heute Morgen scharf und doch zart hervortreten ließ, waren von seltenster Vollkommenheit. Leo's Augen weideten sich an so viel Schönheit, die ihn um so sonderbarer rührte, je weniger dieser Eindruck mit den Gedanken zu schaffen hatte, die seine Seele erfüllten; aber es war nur für einen Moment, dann empfand er diese ganze Scene nur als eine ungeschickte und unschickliche Unterbrechung seines Besuches beim General, und er betonte es, daß es durchaus nicht in seiner Absicht gelegen habe, die Muße des Fräuleins zu stören.

„Man hat in letzter Zeit so viel von Ihnen sprechen hören, daß ich mich glücklich schätzen muß, eine Ungerechtigkeit, die ich mir gegen Sie habe zu Schulden kommen lassen, wieder gut zu machen," erwiderte Josephe mit einer Neigung des Hauptes.

„Von welcher Ungerechtigkeit reden Sie?"

„Von der, Sie nicht hinreichend beachtet zu haben, als ich das erstemal das Vergnügen hatte, Sie zu sehen."

„Wer, wie Sie vermuthlich, sich sehr viel in der Gesellschaft bewegt, hat das Recht, vorsichtig zu sein."

„Das Recht — und auch die Pflicht."

„Auch die Pflicht."

„Ein Satz, den meine gute Cousine Amélie schwerlich unterschreiben würde."

Josephe sagte es in einem Tone leichten Hohnes und fuhr dann nach einer kleinen Pause in derselben Weise fort:

„Die arme Amélie — Sie kennen sie ja von früher her, und haben sie ja auch wohl in letzter Zeit öfters gesehen — sie weiß nichts von Vorsicht und überhaupt nichts von Welt, das gute Kind. Dieser Zweig unserer Familie hat uns von jeher viel Sorge gemacht, und scheint es ja in jüngster Zeit ordentlich darauf anzulegen, unsern Namen in die Oeffentlichkeit zu bringen."

„In der That!" sagte Leo, aber er hatte kaum verstanden, was das Fräulein sprach, denn sein leises Ohr hatte von nebenan eine Stimme gehört, die ihm sehr bekannt vorkam und nicht angenehme Erinnerungen in ihm wachrief. Vielleicht wurde die laute Stimme schnell beschwichtigt, denn man vernahm sie jetzt nicht mehr, und das Fräulein fuhr fort:

„Sie kennen ja die Familie meines Onkels so lange;

war denn meine Cousine von jeher dieses schwärmerische, romantische Wesen, das immer nur in seinen Empfindungen lebt, und von dem wirklichen Leben kaum eine Ahnung zu haben scheint? Und was mich sehr interessirt und worüber Sie mir gewiß Auskunft zu geben im Stande sind: meine Cousine Emma v. Sonnenstein hat schon wiederholt auf ein zartes Verhältniß angespielt, das zwischen Amélie und einem jungen Gelehrten, den man mir als Ihren Vetter bezeichnete, existiren soll. Ist denn etwas daran?"

„Ich weiß es in der That nicht," erwiderte Leo zerstreut.

Josephe zog die schöngeschweiften Augenbrauen in die Höhe. Sie hatte auf eine bequeme Weise ihre Neugier nach den Verhältnissen in der Familie ihres Onkels in der Form einer gnädigen Unterhaltung mit diesem Doctor befriedigen wollen; sie fand es unerhört, daß der Mann sich nicht einmal die Mühe gab, auf diese Unterhaltung einzugehen.

Leo merkte nichts von dem Verstoß, den er begangen hatte. Er war in keiner Weise zu einer medisanten Conversation aufgelegt, und überdies hatte er wiederum, und diesmal noch deutlicher als zuerst, die laute Stimme von nebenan vernommen. Es war ihm nicht länger zweifelhaft, wer der Besuch war, dem er so eilig hatte Platz machen müssen. Welches Recht hatte der Mann, dem General sein Anliegen in dieser Weise vorzutragen? Und welcher Art war dieses Anliegen?

Leo's Stirn zog sich in düstere Falten; das Fräulein blickte, halb von ihm abgewendet, durch die Spiegelscheiben auf die sonnige Parkstraße und schien seine Anwesenheit vergessen zu haben. Die Thür zu des Generals Zim-

mer wurde geöffnet, und der General erschien auf der Schwelle.

„Entschuldige, liebe Josephe, daß ich dich des Vergnügens der Unterredung mit dem Herrn Doctor so bald berauben muß. Darf ich bitten?"

Leo stand auf, verbeugte sich vor dem Fräulein, das ihm mit einem kaum merklichen Nicken dankte, und folgte dem General in sein Cabinet.

Der General deutete nach einem Sessel, nahm selbst aber nicht Platz, sondern ging mit sichtbarer Unruhe auf und ab.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen eine Frage vorlege, die um so indiscreter klingt, als sie mit der Angelegenheit, die Sie zu mir führt, nicht direct zu thun hat. — Sie kennen die Familie des Castellan Lippert?"

„Ja, Excellenz."

„Ich bin Ihnen, ehe ich weiter gehe, eine Erklärung schuldig. Die Familie hat mich von je interessirt, und stand und steht so zu sagen, unter meinem Schutz. Die Frau, die kürzlich gestorben ist — Sie haben sie in ihrer letzten Krankheit behandelt, höre ich — war — ich spreche mit einem Manne von Ehre und darf offen sein — die Geliebte eines sehr, sehr lieben Freundes, des verstorbenen Ministers v. Falkenstein. Der Sohn war der Protégé des Ministers; ich habe Grund zu vermuthen, daß er zu dem Verstorbenen in einem noch näheren Verhältnisse stand. Auf jeden Fall war er mir ein theures Vermächtniß des Jugendfreundes; ich habe die Erziehung des Knaben überwacht, habe ihm zu der verantwortlichen Stellung verholfen, die er bis gestern bekleidete. Bis gestern! Lassen Sie mich kurz sein. Soeben war der junge Mann mit allen Zeichen der schrecklichsten Aufregung bei mir.

Er theilte mir mit, daß er seit gestern aus dem Dienst Sr. Hoheit entlassen sei; noch mehr, er theilte mir den Grund mit, der diese Entlassung herbeigeführt hat; er gestand, daß er den Brief, dessen Mittheilung kürzlich so ungeheures Aufsehen gemacht hat, unterschlagen habe, daß aber — ich nehme Anstand, es auszusprechen — daß Sie, Sie mein Herr, die moralische Schuld an diesem entsetzlichen Vergehen tragen. Mißverstehen Sie mich nicht, ich sage nicht, daß dem so ist, im Gegentheil, ich harre Ihrer Erklärung, daß der Unglückliche — verführt durch ich weiß nicht welchen Schein, der gegen Sie sprechen mag — Sie fälschlich beschuldigt."

Der General blickte aus seinen dunklen Augen, die in diesen letzten Minuten tiefer in ihre Höhlen zurückgesunken waren, Leo forschend in das Gesicht. Leo erwiderte fest den spähenden Blick des Generals und sagte ruhig:

„Auch ich habe die Ueberzeugung, mit einem Manne von Ehre zu sprechen, und so antwortete ich denn: der Dr. Lippert hat Excellenz nur die Wahrheit gesagt; ich habe ihn veranlaßt, mir den bewußten Brief auszuliefern, von dem ich dann den Ihnen bekannten Gebrauch gemacht habe."

„Aber, um Himmelswillen, wie konnten Sie das wagen!" rief der General in dem Tone des höchsten und zugleich schmerzlichsten Erstaunens.

„Ich glaubte, meiner Partei dies Opfer schuldig zu sein," erwiderte Leo, „überdies war das Wagniß für mich minder groß, als es scheint. Ich war und bin überzeugt, daß der Prinz niemals daran denken kann, den oder die Thäter öffentlich zu verfolgen, weil er dadurch und damit eingestehen würde, daß der Brief echt ist."

„Aber Sie hören ja, daß der Dr. Lippert auf diesen Grund hin seines Dienstes entlassen ist.“

„Ob auf diesen Grund hin, Excellenz, muß ich bezweifeln. Man wird sich irgend eines andern Vorwandes bedient haben. Und auch so ist diese Entlassung eines Mannes, auf den sich selbstredend der Verdacht concentrirt, eine Unvorsichtigkeit, die ich den Rathgebern Sr. Hoheit nicht zugetraut hätte, und die man, glaube ich, betreffenden höchsten Ortes sehr bald bereuen wird.“

Der General stand ganz erstarrt. Er hatte in seinem Leben so manche Intrigue eingefädelt und durchgeführt; aber seine Nerven, die nie die stärksten gewesen waren, hatten immer sehr dabei gelitten. Die kühne Sicherheit, mit welcher dieser junge, nur auf seine Kraft gestellte Mann seine gefährliche Position behauptete, imponirte ihm durchaus.

„Jedenfalls,“ fuhr Leo, da der General nichts erwiederte, fort, „hätte ich geglaubt, mich um die Partei am Hofe, zu welcher man im Publikum auch Excellenz rechnet, durch die Veröffentlichung dieses Briefes gewissermaßen verdient gemacht zu haben.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der General.

„Excellenz würden mich hinterher belächeln, wenn ich naiv genug wäre, diese Frage alles Ernstes beantworten zu wollen,“ erwiderte Leo.

Der General wußte am besten, wie richtig dies war. Hatte er doch Ferdinand nur zu dem Posten verholfen, um einen Mann, dessen Ergebenheit er mit so schweren Opfern erkaufte, in der unmittelbaren Nähe des Prinzen zu haben! Hätte er doch mit Vergnügen jeden Brief, der dem Prinzen in der öffentlichen Meinung schaden konnte, drucken lassen, wenn er den Muth dazu gehabt hätte!

Vor Allem deßhalb traf ihn die Entfernung Ferdinand's von seiner Stelle als ein harter Schlag. Und nun auch der Plan, Eve zur Maitresse des Prinzen zu machen, ein Plan, den er so fein ersonnen, so warm unterstützt, über dessen Gelingen er schon so triumphirt hatte, nun doch gescheitert — er hatte aus Ferdinand's Bericht nicht recht abnehmen können, weßhalb — das Alles war so plötzlich über ihn gekommen — der alte Höfling fühlte sich verwirrt, betäubt; er glaubte sich einer Ohnmacht nahe.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitten muß, die Unterredung jetzt abbrechen zu dürfen," sagte er mit blassen Lippen; „ich bin schon den ganzen Vormittag unwohl gewesen, und mein Kopfschmerz nimmt überhand. Ich werde mich freuen, Sie in nächster Zeit wieder bei mir zu sehen. Ueberdies habe ich so den Vortheil, mir die wichtigen Mittheilungen, die Sie mir gemacht haben, bis dahin reiflicher überlegen zu können."

Leo erhob sich.

„Ich wäre gern mit einem bestimmten Bescheide von Ihnen gegangen, Excellenz," sagte er, „auf Sonnabend Abend ist eine Arbeiterversammlung anberaumt. Wenn bis dahin nichts Entscheidendes in unserer Sache geschehen ist, dürfte es allerwegen zu spät sein."

„Sie drängen mich sehr," sagte der General.

Leo zuckte die Achseln. „In drei Tagen
thun, Excellenz — wenn man will."

„Nun, nun, ich werde sehen, we
der General. — Leo verbeugte sich

Die Sonne schien ihm hell i
dem braunen Kieswege zwischen
beeten nach der Ausgangsthür
in unendlicher Tiefe; in den

Hecken jubilirten die Vögel; auf der Parkstraße fuhren noch immer die glänzenden Carrossen, sprengten noch immer auf schönen Rossen elegante Reiter: auf dem Fußwege, der neben der Fahr- und Reitstraße hinlief, promenirten noch immer die Schaaren der Damen und Herren — aber Leo sah von dem Allem nichts; er durchschnitt den bunten Strom, um die Einsamkeit des Parkes zu suchen. Ohne sich aufzuhalten, eilte er weiter und weiter, immer tiefer in das grüne Revier. Aber auch jetzt, als das Rollen der Wagen nur noch eben sein Ohr berührte, als er sich allein fand unter den ehrwürdigen Bäumen, kam die Ruhe, die er instinctmäßig mehr als absichtlich suchte, nicht über ihn. Seine Seele war voll Zorn, denn er mußte sich sagen, daß auch durch den General schwerlich seine Sache gefördert werden würde. „Ueber die bedenklichen, kleinsinnigen Menschen, daß nicht Einer die Situation begreift! Nicht Einer! Elende Rücksichtnahme auf die Stellung hier, auf die lieben Verwandten dort! Und mit solchen Menschen soll man Geschichte machen!"

Leo warf sich auf eine Bank, die im Schatten einer breitastigen Buche nicht weit vom Rande eines Teiches stand, dessen baum- und buschumgebene Fläche in den Sonnenstrahlen glitzerte.

Den Kopf in die Hand gestützt, versuchte er, sich die [illegible] mit den beiden Staatsmännern noch einmal [illegible] ob nicht doch etwa ein Wort gefallen sei, [illegible]ffnung anknüpfen ließe; aber je ener[illegible] [illegible]rung auf das eben Geschehene zu [illegible]to willkürlicher schien sie in das [illegible]en zu wollen. Das Bild des [illegible] immerfort in das seines ver[illegible] [illegible]n jenem Morgen, als er zum

Landrath in die Stadt wollte, sich über den halb Schlummernden gebeugt hatte. Es mußte irgendwie eine Aehnlichkeit stattfinden — in den dunklen Augen vielleicht, die tief in den großen Höhlen lagen, oder in dem unruhigen Zucken der hagern, bleichen Züge.

Es war ein verhängnißvoller Morgen gewesen.

Als er sein Kämmerchen verließ, hatte er nicht gedacht, daß er die Schwelle desselben niemals wieder überschreiten würde. Dann war er in dem morgenfrischen Wald umhergeirrt, in grenzenloser Trauer, bis er an den Wasserfällen, von Hunger und Müdigkeit überwältigt, zusammenbrach. Weßhalb war es nicht für immer gewesen? Weßhalb mußte er erwachen, jenes lieblichste aller Bilder zu schauen — das reizende badende Mädchen — eine trügerische Spiegelung gleichsam, mit der uns ein schadenfrohes Schicksal weiter und weiter in die Wüste des Lebens narrt. Nein! Noch ist die Hoffnung nicht verloren; und wäre sie es, so gilt es, weiter zu leben, weiter zu streben ohne Hoffnung; so gilt es, größer zu sein als das Schicksal, das uns zermalmen, aber nicht erniedrigen kann!

Ein Rascheln in dem vorjährigen Laube dicht hinter ihm ließ Leo sich aus seiner gebückten Stellung aufrichten; im nächsten Moment stand Ferdinand vor ihm.

Ein Blick sagte Leo, daß dies Zusammentreffen kein zufälliges, daß der Mann ihm vorsätzlich bis hieher gefolgt war. Ferdinand's schönes Gesicht war bleich, nur auf seinen Wangen brannten rothe Flecken, die dunklen Augen sprühten Zorn und Haß, die ganze Gestalt bebte, die Lippen zuckten, als er in heiseren, kaum hörbaren Tönen sagte:

„Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen, mein Herr.“

„Sie haben den Ort gut gewählt, es stört uns hier Niemand,“ erwiderte Leo.

Leo hatte sich erhoben und stand nun — ruhig, wie bei einer zufälligen harmlosen Begegnung — vor seinem leidenschaftlichen Gegner.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fuhr er fort, als Ferdinand ihn noch immer, ohne weiter zu sprechen, anstierte.

„Was ich zu sagen, Ihnen zu sagen habe,“ murmelte Ferdinand durch die Zähne, „das fragen Sie mich?“

„Lassen Sie die Phrasen und kommen Sie zur Sache,“ sagte Leo; „ich habe keine Lust, am hellen Tage Blindekuh zu spielen.“

„Sie haben keine Lust? In der That!“ rief Ferdinand mit wildem Hohn, „ich glaube es gern, daß Sie keine Lust haben! Und ich sage Ihnen, daß ich ebensowenig Lust habe, weiter mit mir spielen zu lassen. Lächeln Sie nicht so verächtlich! Sie haben kein Recht, mich zu verachten. Sie haben an mir gehandelt, wie Sie nicht durften! Ich spreche nicht von dem Brief, obgleich Sie mir auch den nur wie ein geschickter Taschenspieler escamotirt haben. Ihnen war an dem Briefe sehr viel gelegen und an mir sehr wenig; uud dann konnten Sie sich zur Noth damit entschuldigen: er ist alt genug, um wissen zu können, was er thut. Aber in einer andern Angelegenheit haben Sie mich ganz einfach verrathen, und dafür sollen Sie mir Rechenschaft geben.“

„Wenn ich diesen Wunsch erfüllen soll,“ erwiderte Leo, „muß ich zuvor bitten, Sie wollen sich in Ausdruck und Haltung einer größeren Ruhe befleißigen. Die Aufregung, in der Sie sich augenscheinlich befinden, beeinträchtigt die Klarheit der Auseinandersetzung und dürfte schließlich eine Verständigung unmöglich machen.“

„Ich werde sehr ruhig sein," sagte Ferdinand, indem er sich gewaltsam zusammennahm; „ganz ruhig, Sie sollen keinen Vorwand haben, mir auszuweichen. Ganz ruhig und höflich frage ich Sie also: Warum haben Sie mir nie gesagt, daß Sie, noch als Sie in Tuchheim lebten, als Schüler schon, ein intimes Verhältniß mit Eve hatten?"

„Weil ich damit eine grobe Unwahrheit gesagt haben würde."

„Sie stellen es in Abrede? Auch dann, wenn ich es aus — aus Eve's eigenem Munde weiß?"

„Auch dann."

„Gut. Sie kommen also hieher, kannten Eve — denn gekannt haben Sie sie doch wohl? — nur ganz oberflächlich. Nichtsdestoweniger betreten Sie nicht den einzigen, ich meine den einzig schicklichen Weg, sich in die Familie einzuführen, indem Sie dort einfach einen Besuch machten; Sie meldeten sich als ein Fremder, der die Gallerie sehen wollte, und verweilten mit Eve wohl über eine Stunde in den Sälen — ich bitte um eine Erklärung."

„Die sehr einfach ist. Es lag mir in jener Zeit viel mehr an der Bekanntschaft mit Ihnen, als an der mit Ihrer Familie; die letztere — Eve eingerechnet — war mir nur so weit interessant, als sie zur Befestigung der eben mit Ihnen angeknüpften Bekanntschaft beitragen konnte. Ich würde mich gar nicht zu erkennen gegeben haben, wenn ich nicht alsbald gesehen hätte, daß ein Ende des Fadens dem ich nachging, in Eve's Hand war. Die Folge hat bewiesen, wie sehr ich Recht hatte."

„Gut. Sie sollen Recht haben. Und nun weiter! Ich machte Sie zum Vertrauten meiner Leidenschaft für Eve. Sie ließen mich nicht einmal ahnen, daß Sie, Sie

selbst sich um die Liebe des Mädchens bewarben, daß Ihre Bewerbung nur zu erfolgreich war, daß Sie geliebt wurden mit verzehrender Leidenschaft, daß Sie wieder liebten, oder sich wenigstens den Schein der Gegenliebe gaben, bis die Unglückliche Ihnen nichts mehr zu gewähren hatte; und weil das gerade in den Moment fiel, wo auch das Spiel, das Sie mit mir spielten, zu Ende ging, zeigten Sie endlich Ihr wahres Gesicht, stießen die Aermste, die auf Sie gehofft, die Ihren Schwüren getraut hatte, von sich und trieben sie so der Verzweiflung und dem Prinzen in die Arme. Leugnen Sie das Alles? Auch dann, wenn ich es aus Eve's Munde habe?"

„Auch dann!"

„So sind Sie —"

„Behalten Sie, was Sie sonst zwischen den Zähnen haben, für sich: es trifft mich nicht. Aber unsere Unterredung ist hiemit zu Ende. Ich würde jedes Wort, das ich noch spräche, für verloren erachten, da Sie nicht Willens, vielleicht auch nicht einmal im Stande sind, das Gewebe von ganzen und halben Lügen, das Ihnen Eve so geschickt über den Kopf gezogen hat, zu zerreißen."

Und Leo wendete sich, um zu gehen.

„Sie kommen nicht von der Stelle," murmelte Ferdinand, indem er Leo am Arme packte.

Leo machte sich mit einer raschen Bewegung los, trat einen Schritt zurück und sagte, indem er Ferdinand, der seinen Blick vergeblich zu erwidern versuchte, fest auf Stirn und Augen sah:

„Ich rathe Ihnen zum Guten, Herr Ferdinand Lippert! Ich dächte, Sie kennten mich hinreichend! Was wollen Sie? Sich etwa mit mir schießen? Ich habe ganz andere Dinge zu thun, als daß ich mich von Ihnen oder Ihres-

gleichen todtschießen lassen könnte. Sehen Sie, Mann: Sie sind nicht nur ein Thor, sondern auch ein Feigling. Was hindert Sie, mir jetzt auf der Stelle die Kehle zuzuschnüren, oder mich hier im Teich zu ertränken? Die Stelle ist einsam genug, um Hilfe würde ich nicht schreien, und Sie sind offenbar, nach Ihrem Körperbau und Ihrer Musculatur zu schließen, stärker als ich. Aber Sie sehen: meine Hand ist ruhig, und Sie, Sie zittern vom Kopf bis zu den Füßen; ich würde Sie, so gewiß, als die Sonne scheint, zu Boden schlagen, wenn Sie mir jetzt oder später einmal in den Weg zu treten wagen. Und nun gehen Sie hin und hetzen Sie Ihre vornehmen Patrone, oder die jungen Wüstlinge, mit denen Sie Ihre Orgien feiern, gegen mich, oder thun Sie, was Sie wollen — ich habe mit Ihnen nichts weiter zu schaffen. Aus dem Wege, sage ich."

Ferdinand wich zurück, wie ein Raubthier, das zum Sprunge Raum gewinnen will; aber er fand in dem bebenden Herzen nicht den Muth, zur Gewalt zu schreiten, und mußte sich begnügen, mit Blicken tödtlichen Hasses, wilde Drohungen zwischen den Zähnen murmelnd, Leo nachzustieren, der jetzt, ohne seine Schritte zu beschleunigen, den Weg einschlug, welcher aus den Büschen hinaus nach der belebten Straße am Rande des Parkes führte.

Neuntes Capitel.

Als Leo nach Hause kam, empfing ihn der Diener mit einiger Bestürzung in den Mienen; es warteten schon seit mehreren Stunden zwei Herren, die erklärt hätten, nicht gehen zu wollen, als bis der Herr Doctor nach Hause gekommen; er wisse nicht, was das zu bedeuten habe.

In dem Vorzimmer fand Leo den Einen am Fenster stehend, den Andern am Tische sitzend und mit den Fingern auf der Platte trommelnd. Sie erhoben sich bei seinem Eintreten. Der Erstere, ein junger, elegant gekleideter Mann mit sehr dunklem Haar und dem ersten Anflug eines Bartes, näherte sich ihm in schlotteriger, vornehm sein sollender Haltung und sagte mit näselnd-matter Stimme:

„M. Markus von der Firma A. v. Sonnenstein; ich habe Ihnen diesen Wechsel zu präsentiren, Herr Doctor."

Unterdessen war auch der andere Herr, ein untersetzter Mann in mittleren Jahren, mit einem Paar verschmitzter Augen unter einer breiten niedrigen Stirn, herangetreten und hatte Leo einen Brief überreicht.

„Von dem Bureau des Herrn Rechtsanwalts Hellfeld. Bitte um Antwort."

Leo erbrach das Schreiben des Rechtsanwalts. Es enthielt nur wenige Zeilen: „Werther Herr und Freund! Ich habe nun doch Ihr Papier aus meinem Portefeuille geben müssen, hoffe, daß Ihnen keine Ungelegenheit dadurch erwächst. Außerdem hat Ueberbringer dieses eine Vollmacht von Seiten des Marquis de Sade, von der Sie mich gütigst wissen lassen wollen, ob Sie dieselbe als vollgiltig anerkennen."

Das Papier, welches der Mann jetzt aus einer umfangreichen Brieftasche nahm, war ein schmaler Streifen, auf welchem in französischer Sprache die Worte standen: „Ich ersuche und autorisire den Herrn Baron Henri von Tuchheim, meine, dem Herrn Doctor Leo Gutmann überlassene Wohnung für mich zu reclamiren. Alphons de Sade."

„Die Wohnung wird morgen früh zu Ihrer Disposition stehen," sagte Leo zu dem Untersetzten, und dann zu dem jungen Commis sich wendend: „Wollen Sie mir gütigst in mein Arbeitszimmer folgen."

Eine Minute später verschloß Leo die Thür hinter dem Commis, der sich mit einer schlotterigen Verbeugung, das empfangene Geld in eine Maroquin-Brieftasche schließend, entfernt hatte.

„Die Schlinge hielt noch nicht," murmelte Leo, „und doch war sie geschickt genug geknüpft."

Es war gleich im Anfang seines intimen Verkehrs mit dem Freiherrn gewesen, daß Leo auch zu dem Anwalt desselben, Herrn Hellfeld, in nähere Beziehung trat. Herrn Hellfeld's politische Tendenzen waren so radical, daß er ein- für allemal nichts mit der liberalen Partei zu thun haben wollte. Seine Praxis war nicht eben ausgedehnt, dennoch machte er einen Aufwand, welcher auf

ein sehr bedeutendes Vermögen schließen ließ. Seine kleinen Diners und Soupers — Herr Hellfeld war Junggeselle — erfreuten sich eines großen Rufes; auch rühmte man die spirituelle Unterhaltung, welche bei solchen Gelegenheiten an der Runde seiner Tafel gepflogen wurde. Leo war er mit ganz besonderer Freundlichkeit entgegengekommen; ja er hatte den jungen Mann, der in der Schätzung der Gesellschaft so rasch eine Staffel nach der andern erstieg, mit Freundschaftsbezeigungen überschüttet. Er hatte ihm seine Bibliothek, seine Equipage zur Verfügung gestellt; er hatte ihm wiederholt Geld angeboten. Leo hatte endlich, da die Bahn, die er sich vorgezeichnet, ohne größere Mittel, als über die er verfügen konnte, nicht zurückzulegen war, von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht, aber er war weder verwundert noch beleidigt gewesen, als der großmüthige Freund — um Lebens- und Sterbenswillen, wie er sagte — sich für sein Geld einen Wechsel ausbat. Wußte er doch längst, mit wem er zu thun hatte, und wollte er doch lieber einem Wucherer in die Hände fallen, als Walter oder Paulus verpflichtet sein, die sein Treiben mißbilligten, oder dem Freiherrn, der selbst in Verlegenheit war! So hatte er sich denn auch durch Hellfeld's Versicherung, er betrachte das einem Freunde geliehene Geld als ein unkündbares Kapital, nicht täuschen lassen, und für den Nothfall die für seine Verhältnisse bedeutende Summe, mit welcher sich der schlotterige Jüngling aus dem Comptoir von A. v. Sonnenstein entfernt hatte, zurückgelegt. Es war freilich, bis auf einen winzigen Rest, alles Geld, über das er in diesem Augenblicke verfügen konnte, und er wußte nicht, wie er sich weiter helfen würde. Aber er hatte sich in seinem vielbewegten abenteuerreichen Leben oft in ähnlichen und

schlimmeren Lagen, als diese war, befunden und sich noch immer weiter geholfen. Das also war es nicht, was ihn stutzig machte.

Wohl aber die Ueberzeugung, die er jetzt gewonnen, daß seine Feinde den Handschuh aufgenommen, und daß er zu einem harten Kampfe auf Tod und Leben bereit sein müsse. Hellfeld hatte den Wechsel an Sonnenstein verkauft, und der Marquis hatte Henri v. Tuchheim zu seinem Bevollmächtigten gemacht, das hieß, Henri war die Seele des Complots. Und war es nicht mehr als wahrscheinlich, daß Henri auch Even und Ferdinand gegen ihn aufgehetzt hatte? Ja, konnte ihm Henri nicht bei dem Minister v. Hey und bei dem General v. Tuchheim zuvorgekommen sein?

Leo sprang auf und ging in heftiger Bewegung hin und her. Er dachte der Scene im Schulzimmer von Tuchheim, als Tusky den Buben, der ihn beleidigt hatte, in den starken Armen emporhielt und an dem Boden zerschmettern wollte; er dachte der Worte, die Tusky hernach an den Wasserfällen sprach: „Hätte ich ihn getödtet — was wäre mein Verbrechen gewesen? Ich hätte eine junge Natter zertreten, die sich von Eitelkeit und Selbstsucht nährt, und nur darum groß wird, um ihre Giftzähne in das gesunde Leben zu schlagen.“

Eitelkeit und Selbstsucht!

Leo blickte in dem Zimmer umher. War denn nicht auch ein Stück Selbstsucht in der Bereitwilligkeit gewesen, mit welcher er das Anerbieten des leichtsinnigen jungen Mannes, der ihm diese prachtvolle Wohnung beinahe aufgedrungen hatte, annahm? Nicht ein Stück Eitelkeit in dem Behagen, mit welchem er sich in diese Sammetdivans gelehnt? in der Wollust, mit welcher sein Schönheitssinn

sich an diesen herrlichen Gemälden, an diesen reizenden Marmorbildern erquickt hatte? Es war ihm ein Mittel zum Zweck gewesen — wohl! Aber hatte er nicht — auf Momente wenigstens — den Zweck über dem Mittel vergessen? Durfte er das? Er, dessen Blick unverwandt nur auf das eine hohe Ziel gerichtet sein mußte? Er, der Anwalt der Armen und Unterdrückten? Erkannte man nicht daran, daß sie nicht mit dem Auge winkten, die Götter? Und war er denn wirklich nicht mehr als die andern Menschen? . . .

„Aber dieses Fragen und Klagen, dieses Hangen und Bangen — das ist ja auch nur wieder Winken mit den Augen! Dazu ist Zeit am Ende meiner Bahn, und wenn auch dann nicht — um so besser! Noch ist es Tag, noch leuchtet mir die Sonne, noch ist die Zeit, zu wirken und zu schaffen — Zeit zum Ruhen bringt allein das Grab!"

Zehntes Capitel.

Von Stunde an konnte Leo das hurtige Wühlen seiner Feinde auf jedem Schritte seiner Bahn bemerken. Wohin er auch ging — sie waren vor ihm schon dagewesen, oder doch ganz gewiß bald nach ihm an Ort und Stelle. Der Wirth des Hôtels, in welchem er Wohnung genommen, kündigte ihm schon am nächsten Tage mit höflichstem Bedauern, aber es sei ihm unmöglich, in seinem Hause einen Gast zu haben, der Arbeiter mit nägelbeschlagenen Stiefeln in seinem Zimmer empfange; auch wolle und könne er nicht verschweigen, daß mehrere seiner vornehmsten Gäste sich geradezu geweigert hätten, mit dem Herrn Doctor unter Einem Dache zu wohnen und an Einem Tische zu speisen. Leo zog in einen anderen Gasthof, wo ihm dasselbe Lied gesungen wurde; endlich fand er in einem obscuren Hôtel garni, dessen ehrsame Wirthin sich um die Welthändel nicht bekümmerte, wenigstens für den Augenblick ein Unterkommen.

Und das war noch nicht Alles. Die liberalen Zeitungen brachten Berichte über die Arbeiter-Deputation, in welchen seine Protectorrolle, wie man es nannte, auf das entschiedenste verurtheilt, ja auf das grausamste verhöhnt wurde. Endlich erzählte das Feuilleton eines reactionären Blattes, dessen Talent in der Verdächtigung des Privat-

charakters öffentlicher Personen berüchtigt war, eine pikante Geschichte von einer Krähe, die es sich in dem Nest eines Edelfalken bequem gemacht habe, und endlich, nachdem man ihr die gestohlenen Federn (bis auf einige, die nicht wieder hätten herbeigeschafft werden können) ausgerupft, auf Verwendung des großmüthigen Edelfalken diesmal noch ohne Strafe davongekommen sei.

Leo hatte für diese Gemeinheiten nur ein verächtliches Lächeln, aber mit Zorn erfüllte es ihn, als der Minister v. Hey ihn auf sein Gesuch, der Arbeiter-Deputation eine Audienz bei dem Könige bewirken zu wollen, mit wenigen dürren Worten abschlägig beschied, und an demselben Tage vom General v. Tuchheim ein Schreiben eintraf, in welchem derselbe mittheilte, daß er sich „leider noch immer unwohl befinde, und sich daher zu seinem tiefsten Bedauern außer Stande sehe, dem jungen Freunde in seinem kühnen und edlen Projecte irgendwie förderlich sein zu können."

So kam der Tag, an welchem er die Arbeiter-Versammlung ausgeschrieben hatte, heran.

Der Morgen fand ihn nach einer schlaflosen Nacht in fieberhafter Erregung. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die ungeheure Arbeit dieser letzten Monate vergeblich gewesen war. Wo er auch den Hebel angesetzt hatte, die Last, die er fortwälzen wollte, war unbeweglich geblieben.

Eine tiefe Traurigkeit wollte sich seiner bemächtigen; mit der äußersten Anstrengung gelang es ihm, sich emporzuraffen. Die letzte Scene des Dramas sollte ihn seiner selbst nicht unwürdig finden. Die letzte Scene, ja! Es war vorbei. Hier war seines Wirkens nicht mehr. Von der Versammlung heute Abend hoffte er nichts, wie er denn längst den Glauben aufgegeben, das arme, unwissende

Volk könne aus sich heraus, durch eigene Kraft zu Wohlstand und Bildung gelangen. Er wollte nichts, als diese seine Ueberzeugung noch einmal öffentlich aussprechen. Was dann weiter kommen sollte — er wußte es nicht, er dachte auch nicht daran; vorläufig hatte er mit der Gegenwart abzuschließen.

So bereitete er denn Alles zu einer schleunigen Abreise vor. Er ließ von Philipp, dem jungen Diener, der seinen ernsten, schweigsamen Herrn in seiner Weise liebgewonnen hatte und sich ernstlich über dessen Entschluß, die Stadt verlassen zu wollen, betrübte, seine Sachen und Bücher packen, während er selbst seine Papiere ordnete. Es war da nicht eben viel zu thun. Seit Jahren bald hier, bald dort lebend, jeden Augenblick bereit, das schnell errichtete Zelt wieder abzubrechen, überdies fortwährend in hochverrätherische Unternehmungen verwickelt, hatte er längst die Gewohnheit angenommen, jede Zeile, die auch nur im entferntesten eine andere Person bloßstellen konnte, zu vernichten. Indem er das Wenige, was er noch vorfand, auf den glühenden Aschenhaufen im Ofen warf, kam ihm ein kleines Paket, das sorgfältiger als die übrigen zusammengebunden war, in die Hände. Es waren Silvia's Briefe.

Er wog sie sinnend in der Hand. Nur wenige dünne Blätter, — vier oder fünf, und doch war es ihm, als ob sie ein besonderes Gewicht hätten, wie ein Goldstück zwischen andern Münzen. — Was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß du über Nacht abgereist bist, wie ein Spieler, der seinen letzten Gulden am grünen Tisch verloren hat? Sie ist das einzige Wesen, das dich verstand, und das einzige deßhalb, das dich vermissen wird.

Leo zauderte; dann warf er das kleine Paket in die Flamme. „Was soll die sentimentale Regung! Den

indischen Priestern ist verboten, zweimal unter einem und demselben Baume zu schlafen, daß auch nicht der Schatten einer Anhänglichkeit, selbst nicht an ein lebloses Wesen, in ihre Seele fällt. Laß sie nach Liebe jammern, die ohne einen Spiegel, der ihr Bild verschönernd zurückwirft, nun einmal nicht leben können; laß sie um Freundschaft buhlen, die, im Bewußtsein ihrer Schwäche, sich im Dunkel des Lebens fürchten — ich gehöre weder zu den Einen noch zu den Andern."

Die Sachen waren gepackt; Philipp hatte sich — mit Thränen in den Augen — verabschiedet; Leo trat an das offene Fenster. Die Luft war lind und weich, der letzte Schein der untergehenden Sonne lag röthlich auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuser; auf der breiten Straße ebbete der Strom des geschäftlichen Lebens, während sich die Spaziergänger mehrten und die Kinder aus den dumpfen Hof- und Kellerwohnungen hervortauchten, in der Abendfrische zu spielen.

„Das treibt und drängt, und geht seinen Geschäften nach, wie sie nun eben sind, und genießt sein Dasein, wie es nun eben kann! Was fragen sie, im Einzelnen und Einzelsten verloren, nach dem Zusammenhange der Dinge, von dem doch eines Jeden Schicksal bedingt wird! Was kümmert sie der einsame Denker, der in diesen Zusammenhang schaut und aus dem Ganzen heraus dem Einzelnen helfen möchte! Er ist ihnen ein Narr, oder ein Betrüger, und wenn er an ihnen vorüber zum Richtplatz wankt, schreien sie: Kreuziget, kreuziget! Sie wissen nicht, was sie thun, und können es nicht wissen, und so mag ihnen vergeben sein; aber wie sollen die Vergebung finden, die da wissen, daß sie übel thun, und es dennoch thun: die Gelehrten und Klugen, die Pharisäer und Schriftgelehrten;

und sie, die Reichen und Mächtigen, die keine Noth zwingt, nur an das eigene, kümmerliche Dasein zu denken, und die dennoch Auge, Ohr und Herz dem Jammer rings um sie her verschließen!“

Durch Leo's Erinnerung zogen die Stunden, die er während des Winters in der besten Gesellschaft, welche die Residenz bot, verlebt hatte. Wie oft war er die Seele dieser Gesellschaft gewesen! wie oft hatten sie andächtig seiner Rede gelauscht! wie eifrig seine Bekanntschaft gesucht! wie oft mit begeisterten Worten ihm ihre Billigung, ihre Bewunderung zu erkennen gegeben! Wie mancher bedeutende Mann hatte ihm die Hand gedrückt und ihm zugeflüstert: Ich bewundere Ihre Kühnheit, aber Sie haben Recht! Wie manche geistvolle Frau ihm mit strahlenden Augen zugelächelt: Es ist Alles, wie du sagst.

Und das war Lug und Trug und aber Lug und Trug gewesen! Ein leeres Spiel des Witzes und der Phantasie, ein schnödes Buhlen mit Empfindungen, die nur die glatte Zunge bekannte, und von dem das kalte Herz nichts wußte! Wenn es mehr gewesen, als das — warum war er jetzt allein — allein und einsam und verlassen?

„Nun denn! so fahrt dahin! Ich habe vergeblich versucht, mit euch Frieden zu machen. Ihr wollt den Frieden nicht — so sei denn Krieg! Krieg zwischen mir und euch, den Bildungsheuchlern und Wahrheitsfälschern! — Willkommen, meine Freunde! Ich habe gethan, was ich konnte; ich bin bereit, mit reinem Herzen Zeugniß abzulegen für Ihre, für unsere Sache!“

Die Männer von Tuchheim waren eingetreten, Leo, der Verabredung gemäß, zur Versammlung abzuholen; aber ihre Zahl hatte sich fast um die Hälfte verringert.

Die Deputation hatte die Zeit, die sie in der Residenz

zugebracht, nicht unbenützt gelassen, sich vielfach in den Fabriken umgesehen, sich mit den Verhältnissen ihrer großstädtischen Cameraden nach allen Seiten vertraut gemacht. Da war ihnen denn so mancher Einblick in den Weltverkehr, in das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, das den Arbeitsmarkt regelt, verstattet gewesen; und während sich Einige von ihnen durch diese Beobachtungen und Erfahrungen nur in ihren socialistischen Ansichten bestärkt hatten, waren Andere wieder schwankend geworden und wieder Andere hatten geradezu erklärt, daß auf diesem Wege überall nichts zu erreichen sei, im Gegentheil ihre Lage nur noch schlimmer werden würde. Am wenigsten aber sei von Leo's Vorschlägen etwas Ersprießliches zu erwarten. Mit der Staatshilfe, die Leo verlangte, habe es gute Wege, und daß der König für seine Person nicht helfen wolle, oder helfen könne, sei ja schon dadurch, daß er die Deputation nicht einmal vorgelassen habe, deutlich ausgesprochen. Ja, wer wisse, ob Leo's Plan nicht ein von der Reaction angelegter Fallstrick und Leo selbst, wie ja einige Blätter geradezu behaupteten, ein Werkzeug im Solde der Reaction sei?

Diese Männer — unter ihnen Johann Brandt, der von Anfang an Leo des Verraths bezichtigt hatte — hatten sich von ihren Brüdern getrennt. Aber auch die Gesichter der Uebrigen waren noch ernster und sorgenvoller als neulich. Sie hatten aus der Heimat böse Nachrichten erhalten. Der Freiherr sei nach Tuchheim gekommen und habe versprochen, sich von jetzt an persönlich um die Arbeiter zu bekümmern und den Uebelständen in den Fabriken gründlich abzuhelfen; aber es gehe das Gerücht, die Angelegenheiten des Freiherrn seien gänzlich zerrüttet, und er werde gezwungen sein, seinen Antheil an den

Fabriken an Herrn v. Sonnenstein abzutreten. In Folge dessen hätte der größte Theil der Arbeiter es für das Gerathenste gehalten, wieder an die Arbeit zu gehen, umsomehr, als es den Anschein habe, daß man in kürzester Frist gegen die Renitenten mit Gewaltmaßregeln einschreiten werde. Bereits sei der Regierungspräsident aus der benachbarten Hauptstadt des Bezirkes zur Untersuchung der Streitigkeiten eingetroffen, mit ihm der Oberstlieutenant v. Hey. Ein Bataillon des Regiments sei bereits in den benachbarten Orten einquartiert, und was man von dem Herrn Oberstlieutenant und seinen Leuten zu gewärtigen habe, das wisse man doch wol noch von dem Bauernaufstande vor acht Jahren.

So seien denn auch sie entschlossen, morgen wieder in die Heimath zurückzukehren; sie hätten es aber für eine Pflicht der Dankbarkeit erachtet, Leo, der sich so viel um sie bemüht, das gegebene Versprechen zu halten und der von ihm angesetzten Versammlung beizuwohnen, um auch ihrerseits für ihn, der jetzt so schlimm verläumdet werde, Zeugniß abzulegen.

Das Alles theilten die biedern Männer Leo mit, während sie durch die abendlichen Straßen nach dem weit entfernten Vereinslocale gingen. Der Eine sagte Dies, der Andere Jenes; Leo ging düster und schweigsam in ihrer Mitte. Es war, als wenn er von allen Seiten an die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen erinnert würde, als ob er den Kelch der Enttäuschung bis auf den letzten bittern Tropfen leeren sollte.

Das Local, in welchem Leo seine Vereinsabende abhielt und wo auch heute die Versammlung stattfinden sollte, lag in einem obscuren Quartier der gewaltigen Stadt, in einer engen, fast nur von Arbeitern bewohnten Straße.

Leo hatte mit Absicht diese Gegend gewählt, dennoch war der erwartete Zufluß ausgeblieben. Der Verein hatte es in den besten Tagen nicht über hundert Mitglieder gebracht, und auch diese kleine Gemeinde war selten vollzählig gewesen, ja in der letzten Zeit noch sichtlich zusammengeschmolzen. Umsomehr fiel es Leo auf, daß heute Abend, je näher man dem Orte kam, ein ungewöhnliches Leben sich in den um diese Zeit sonst ziemlich stillen Straßen regte. Ueberall standen Leute eifrig sprechend vor den Thüren; kleine Trupps von Arbeitern eilten vorüber; in den Bierstuben und Branntweinschänken ertönte aus den geöffneten Fenstern wüster Lärm; eine Menge halbwüchsiger Buben schwärmte pfeifend und schreiend umher; zwischendurch patrouillirten Policisten, die heute kein Auge für den Straßenunfug zu haben schienen.

An der letzten Ecke stand ein Mann, der auf Leo gewartet hatte, und, sobald er desselben ansichtig wurde, ihm eilig entgegenkam. Es war ein junger Arbeiter, der sich voller Begeisterung an Leo angeschlossen hatte und von demselben auch besonders ausgezeichnet war. Der junge Mann zog Leo ein wenig auf die Seite und theilte ihm mit hastigen Worten mit: es gingen seltsame Dinge vor; das Vereinslocal sei überfüllt mit Arbeitern, zum Theil der schlechtesten Sorte, die sich keineswegs, den Statuten des Vereines gemäß, an der Eingangsthür in die Listen hätten eintragen lassen, sondern sich mit Gewalt den Zutritt erzwungen hätten. Auch einzelne besser gekleidete Personen seien darunter, die aber ganz in den Ton der Andern einstimmten. Die Polizei, die zahlreich zugegen sei, mische sich gar nicht in den Lärm, der von Minute zu Minute größer werde. Alles in Allem sei kein Zweifel, daß man etwas gegen den Verein im Schilde führe und

es wol hauptsächlich auf Leo selbst abgesehen habe. Er für seinen Theil bitte Leo, nicht in dem Locale zu erscheinen; der Vorsitzende habe dann einen triftigen Grund, die Versammlung zu vertagen und so auf die einfachste Weise die Anschläge der Feinde zunichte zu machen.

Der junge Mann sprach lebhaft, eindringlich, im Interesse des Vereins, der ihm ein Heiligthum war, im Interesse Leo's, an dem er mit größter Liebe hing. Aber Leo war nicht in der Stimmung, auf den wohlgemeinten Rath zu hören. Die Erbitterung, mit welcher ihn die Mißerfolge der letzten Tage zum Uebermaß erfüllt hatten, lohte in hellem Zorne auf.

Mit heftigen Worten schalt er den jungen Freund. „Was hilft das Zagen und Zaudern," rief er, indem er hastig weiterschritt; „zurück können wir nicht mehr; so mag denn kommen, was will!"

„Ich bin dabei!" rief der Arbeiter, an Leo's Seite bleibend, und so wollten auch die Männer von Tuchheim sich nicht von ihrem Führer trennen, sondern drängten mit ihm in das Local, das in der That einen Anblick bot, der auch einen Muthigen hätte stutzig machen können.

Der sehr weite Raum, welcher mit seiner breiten Galerie wol an tausend Personen fassen konnte, war fast gänzlich von einer lärmenden, wild durcheinanderwogenden Menge erfüllt, deren Treiben um so unheimlicher war, als man auch heute, wie sonst an den Vereinsabenden, nur Einen der drei Kronleuchter an dem einen Ende des Saales, dem Präsidententische und der Rednerbühne zunächst, angezündet hatte, so daß die anderen Theile des Raumes, zumal die Galerien, im Halbdunkel oder ganz im Dunkeln blieben. Dazu verfinsterte der Rauch, der aus unzähligen Cigarren aufstieg, noch mehr die trübe, qualmige Luft.

Nur mit großer Mühe gelang es Leo, bis zu dem Tische durchzudringen, in dessen Nähe der Vorsitzende des Vereins (ebenfalls ein Arbeiter) nebst einigen von Leo's getreuesten Anhängern rathlos standen. Sie erschraken bei Leo's Anblick und baten ihn auf das dringendste, sich nicht auf der Rednerbühne zu zeigen; noch hatte man ihn offenbar nicht bemerkt, noch könne Alles gut ablaufen.

Aber Leo wollte nichts von diesen Vorschlägen hören; die Versammlung müsse abgehalten werden, der Vorsitzende solle dieselbe eröffnen.

Mit Widerstreben bestieg der Mann die Plattform; aber was er sprach und selbst den Ton der Glocke, mit welcher er läutete, verschlang der Lärm im Saale.

Gleich nach ihm trat Leo auf die Tribüne.

Und nun erhob sich ein Getöse durcheinanderrufender, schreiender Stimmen, ein Pfeifen, Heulen, Stampfen, daß es war, als müsse der Bau über den Unsinnigen zusammenbrechen.

Bleich, aber ohne eine Regung in der Miene, die großen, dunklen Augen ruhig auf das wogende Meer brutaler Gesichter, die zu ihm aufgrinsten und aufdrohten, gerichtet, stand Leo da. — Dies waren die Menschen, für die er arbeitete!

Und während jetzt ein Gefühl bitterster Verachtung allmälig seine Brust erfüllte, war es ihm, als ob eine Stimme dicht an seinen Ohren sagte: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Und plötzlich war es die Kirche von Tuchheim. Die Orgel brauste, der fromme Gesang fluthete, der Morgensonnenstrahl fiel goldig durch die hohen Spitzbogenfenster,

und neben ihm stand ein blauäugiges Mädchen und lispelte, seine Hand ergreifend: Willst du mit aus meinem Buche singen? . . .

Leo reckte den Arm aus; wie durch ein Wunder war es plötzlich so weit still geworden in dem Saale, daß seine ersten Worte, hellen, ehernen Klanges, bis in die fernsten Winkel vernehmbar ertönten.

Und immer stiller wurde es, je länger er sprach; und je stiller es wurde und je länger er sprach, um so mächtiger rauschte der Strom seiner Rede, um so voller tönte seine Stimme, daß es wie ein Zauber die rohen Seelen umfing.

War es nicht eine zaubermächtige Kraft, die dem ernsten blassen Manne da oben den Muth gab, ein Einzelner, ihnen gegenüberzutreten, die ihn in Stücke zerreißen konnten, wenn sie wollten? Oder war seine Sache wirklich besser, als man ihnen gesagt hatte? Ja, war es im Grunde nicht Alles ganz richtig, was er da sagte, von dem Elend, in dem sie versunken wären? dem Elend der Armuth und der Unwissenheit, die sie taub und blind mache, daß sie selbst die von sich stießen, die keinen andern Wunsch, keinen andern Gedanken hätten, als ihnen diese Bürde des Elends abzunehmen, daß sie sich aufrichten und aufathmen könnten in dem Licht der Sonne, die für Alle scheine?

War es nicht die reine Wahrheit, was der blasse Mann, dessen Wangen sich allmälig in der Gluth der Begeisterung rötheten, da weiter sprach: daß diese Sonne trotz alledem noch nicht ein einziges mal im Laufe der Jahrtausende auf ein freies Volk geschienen habe, auf ein Volk, in welchem jedem Einzelnen nicht bloß das Recht, sondern auch die Möglichkeit eines menschlichen Daseins

gewährt sei? Und daß der Arbeiter der Neuzeit von dem Sklaven des Alterthums, von dem Leibeigenen des Mittelalters sich nur im Namen, aber nicht in der Sache unterscheide? Ja, daß dies vermeintliche Recht zu einem menschenwürdigen Dasein, auf das man den murrenden Arbeiter wieder und wieder verweise, in der Hand des Kapitalisten zu einem Fallstrick werde, furchtbarer als die Kette, mit welcher der stolze Römer seine Sklaven fesselte, oder das Joch, mit welchem der finstere Baron des Mittelalters seinen Leibeigenen an die Scholle heftete.

„Eine Kette kann man zerbrechen, ein Joch abschütteln, aber ein Recht ohne Wahrheit, das ist wie eine Schlange, in deren tausendfachen Windungen die zäheste Kraft allmälig hoffnungslos erlahmt. Glaubt ihr, daß ich übertreibe, daß ich euch nur gegen eure Herren hetzen will, wie man euch gegen mich gehetzt hat? Ich will es euch beweisen Wort für Wort und Buchstab für Buchstab aus dem Gange der Geschichte, aus der Wissenschaft, das heißt: aus der Lehre von dem, was ist."

„Glaubt ihm nicht, Leute, er lügt! Jedes Wort, das aus seinem Munde geht, ist eine Lüge!"

Der Zauber war gebrochen. Die Stimme, die so rief — es war nicht eines Arbeiters Stimme — wurde verschlungen von dem Toben, das jetzt mit Einem Schlage fürchterlicher als vorher losbrach. Die Anhänger Leo's, die der wunderbare Verlauf der Versammlung mit neuem Muth erfüllt hatte, heischten Ruhe und wollten ihr Hausrecht wahren; eine große Anzahl Anderer, die bloße Neugier oder die Lust am Scandal herbeigeführt, und die Leo's Wort wider Willen ergriffen hatte, schloß sich ihnen an; die größere Menge derer aber, die beinahe schon vergessen hatten, weßhalb man ihnen Branntwein und Geld

so reichlich gespendet, wollte nun nicht umsonst hierhergekommen sein, und erwiderte Schimpf mit Schimpf und Gewalt mit Gewalt. Im nächsten Augenblicke war das Ganze dieser Menschenmasse ein tobendes, gräuliches Chaos, in welchem durch den aufgewühlten Staub hindurch kaum noch etwas Einzelnes: zornglühende Gesichter, geballte Fäuste, drohend erhobene Arme, hin und her wogende Gestalten, sichtbar wurden.

Leo hatte sich, seitdem der Lärm begann, nicht von der Stelle bewegt. Er stand da, die Arme über die Brust verschränkt, mit einer Miene halb des Mitleids und halb der Verachtung.

Da traten ein paar der ihm befreundeten Männer an ihn heran und beschworen ihn, sich wenigstens jetzt zu entfernen.

Eine kleine Thür, die aus dem Saal auf einen Nebencorridor führe, sei noch frei. Man könne von dort leicht auf die Straße gelangen; in der nächsten Minute sei es vielleicht schon zu spät.

Während die Männer noch so sprachen, drang plötzlich ein Knäuel wüster Gesellen an die Rednerbühne heran mit wildem Geschrei, durch das eine Stimme, dieselbe Stimme, die vorhin das Signal zu dem Unfug gegeben, deutlich genug hindurchtönte. Leo fuhr zusammen, als diese Stimme sein Ohr zum zweitenmale berührte; er wendete sich hastig um, und sein scharfes Auge erkannte, trotz der Verkleidung, in die sich Jener gehüllt, Ferdinand Lippert, der seinerseits mit wildem Gelächter seinen Todfeind zu verhöhnen und herauszufordern schien.

Bei diesem Anblick loderte in Leo die Leidenschaft, die er so lange mühsam niedergekämpft, in hellen Flammen auf. Mit einem Satze war er von der Rednerbühne herab

mitten in dem Haufen, Ferdinand gegenüber, der, als er das zornglühende Antlitz dicht vor sich sah, mit bleichen Lippen hinter seine Gesellen zurücktaumelte. Plötzlich fühlte Leo sich an beiden Armen festgehalten und zurückgerissen. Die Waffen von Polizeisoldaten umblinkten ihn, und ein Officier schrie ihm entgegen: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“

„Sagen Sie Ihren Leuten, daß sie es mit keinem Banditen zu thun haben!“ rief Leo, indem er die Hände, die ihn gepackt hatten, von sich abschüttelte, „ich werde Ihnen folgen.“

Elftes Capitel.

Silvia hatte Leo seit jener Winternacht, in welcher er sie aus der Gesellschaft bei Sonnenstein nach Hause begleitete, wol ein paarmal gesehen und gesprochen, aber immer in Gegenwart von Anderen, und jene Fragen, die damals so leidenschaftlich von ihnen besprochen wurden, waren nie wieder berührt worden. Nach der Abreise des Freiherrn hatte Leo das Haus nicht wieder besucht. Fräulein Charlotte und Amélie vermieden es, von ihm zu sprechen, seitdem sie wußten, daß er der Urheber jener verhängnißvollen Erklärung war; Leo hatte auf ihren letzten Brief nicht geantwortet — und so war Silvia in Allem, was ihn betraf, auf die Nachrichten beschränkt, welche über sein Thun die Zeitungen brachten. Niemand im Hause kümmerte sich um Zeitungen, sie hatte die Lectüre derselben ausschließlich für sich allein.

Eine schmerzliche Lectüre! Denn für jeden scharfgeschliffenen Pfeil, den Leo von seinem Bogen auf seine Feinde entsenden konnte, schütteten diese aus ihren vollen Köchern eine Wolke auf ihn herab. Und für Silvia traf jeder Pfeil, den Leo abschoß, einen seiner Feinde — ihrer Feinde! — mitten in's Herz, und streckte ihn in den Staub. Er aber stürzte sich wieder in das Kampfgewühl, unerschöpflicher Kraft und unbezwingbaren Muthes voll,

gleich einem Gott — aber nicht unverwundbar wie ein Gott. Sie fühlte, sie wußte es, daß er aus mehr als Einer Wunde bluten, daß er oft und oft grausame Qualen leiden mußte. Und Silvia's Herz blutete mit: alle Qualen litt sie in ihrer stolzen Seele doppelt mit. Mußte er nicht endlich in diesem ungleichen Kampfe erliegen, einfach der Uebermacht erliegen, wie Roland in dem Thal von Roncesvalles?

Leo hatte in einer seiner Streitschriften einmal das Lessing'sche Wort: „Ich komme zu Niemandem und Niemand kommt zu mir," auf sich angewendet. Das Wort verfolgte sie, wo sie auch war, und selbst im Traume hörte sie eine geliebte Stimme traurig und schmerzlich rufen: „Ich komme zu Niemandem und Niemand kommt zu mir!" Niemand kommt zu ihm! Kein Freund, dem er sich anvertrauen, mit dem er seine Pläne durchsprechen, kein wackerer Genosse, der ihm gegen seine tückischen Widersacher auch nur auf einen Augenblick den Rücken decken kann. Wo waren sie, die sich früher in dem überschwänglichen Lobe Leo's nicht hatten genug thun können? Wo jener geistreiche Abgeordnete, der einst — wie deutlich sie sich der Scene erinnerte, und wie ihr Herz jetzt noch bei der Erinnerung schlug! — der einst mit einer neuen Broschüre Leo's in der Hand beim Freiherrn zu den versammelten Freunden trat, und, das Büchlein hoch emporhaltend, mit blitzenden Augen rief: „Auf die Knie! auf die Knie vor diesem Propheten, dem wahrhaftigen Künder einer neuen Zeit!" Wo war er? wo die andern? Hatte Keiner den Muth, sich offen zu dem zu bekennen, was sie doch in ihrem innersten Herzen als die Wahrheit erkannten? Waren die Wände des Salons die Grenze, über die hinaus man das große Geheimniß nicht aus-

plaudern durfte? War es wirklich ein todeswürdiges Verbrechen, dem harrenden Volke auf der Gasse zu verkünden, worüber man sich drinnen am behaglichen Theetisch vollkommen geeinigt hatte?

Silvia schauderte vor der Berührung mit diesen Männern, die sich in ihren Augen so furchtbar am heiligen Geiste der Wahrheit versündigten. Sie wich selbst Dr. Paulus aus, dem langjährigen Arzte der Familie, der ihr früher ein so lieber Freund gewesen war. Zwar hatte er von Anfang an Leo's Pläne für unausführbar erklärt; aber wenn er wirklich der begeisterte Anwalt der Armen und Unterdrückten war, für den sie ihn gehalten hatte, durfte er sich jetzt von Leo zurückziehen? Mußte er nicht, um die Idee zu retten, bei dem Freunde ausharren, wenn er auch in der Wahl der Mittel noch so weit von ihm abwich? War Walter's Sache so viel edler, daß er nur immer von dieser sprechen, nur für diese sich begeistern konnte? Nein, auch Paulus war nicht besser als sie Alle: ein Tugendschwätzer, ein halber Bekenner der halben Wahrheit; und galt nicht auch dasselbe von Walter?

Was half sein guter Wille, wenn ihm die Erkenntniß und mit der Erkenntniß die Begeisterung für die Idee fehlte? Die hatte er nie gehabt. Seine Seele war liebevoll, gewiß! aber es war doch schließlich jene kleinliche, individuelle Liebe, die in der Gegenliebe des geliebten Wesens ihr Ziel und ihre Grenze findet. Walter war opferfähig — sicher! aber er hatte doch noch immer seine Herzensneigungen mit seinen Ueberzeugungen zu vereinigen gewußt. Seine Liebe zu Amélie war dieselbe geblieben, obschon er doch das einfache Mädchen weit überflügelt hatte; seine Verehrung für den Freiherrn hatte sich nicht vermindert, obgleich er von jeher bei tausend Dingen nicht

mit ihm übereingestimmt hatte und jetzt der Bruch zwischen ihren beiderseitigen Ueberzeugungen so offen zu Tage getreten war. Walter hatte das Wort: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich," nie begriffen.

So machte sich Silvia innerlich immer mehr von Allem los, was der in ihr wühlenden Leidenschaft nicht Nahrung bot, oder gar die Nahrung zu entziehen drohte. Sie hatte das dumpfe Gefühl, daß ihr eine große Katastrophe bevorstehe, und daß sie sich auf diesen Augenblick vorbereiten müsse. Konnte doch der Kampf, in den Leo verwickelt war, sich nicht immer so hinziehen; mußte doch so oder so eine Entscheidung eintreten.

Und schneller noch, als sie halb gefürchtet und halb gehofft hatte, kam die Entscheidung. Sie sah, wie sich der Kampf, den sie mit so fieberhafter Spannung verfolgte, immer mehr auf einen bestimmten Punkt zusammenzog; sie sah, wie Leo's Gegner Alles aufboten, seine offen ausgesprochene Absicht, die Tuchheimer Deputation dem Könige zuzuführen, in den Augen des Publicums mit dem Makel des Verraths an der allgemeinen Sache an den Pranger zu stellen und mit dem Fluche der Lächerlichkeit zu brandmarken. Sie sah, wie man — zum erstenmale — selbst seine Person angriff und seine Ehrenhaftigkeit verdächtigte; sie las, las mit bebender Lippe die Geschichte von der Krähe, die es sich in eines Edelfalken Nest bequem gemacht, und die man mit Schimpf und Schande daraus vertrieben habe.

„Und Niemand kommt zu ihm!" schrie es in ihrer Seele, während sie, die Hände verzweiflungsvoll ringend, in ihrem Zimmer auf und abschritt und einzelne brennende Thränen aus ihren Augen tropften.

Am Abend war die Versammlung, in welcher Leo

über die Schritte, die er gethan, der Deputation Eingang beim Könige zu verschaffen, Rechenschaft ablegen wollte. Diesen Abend konnte sie durch die Zeitungen nicht mehr erfahren, ob ihm der große Wurf gelungen sei. Aber wenn sie sich selbst Gewißheit verschaffte?

Man würde sie nicht vermissen; war man doch längst daran gewöhnt, daß sie ganze Abende allein auf ihrem Zimmer zubrachte. Aus ihrem Parterrezimmer in den Garten, aus dem Garten durch die Pforte auf die Straße zu gelangen, war leicht.

Sie lauschte in den abendlichen Garten hinein; Alles war still; durch die Baumwipfel blickte von dem klaren Himmel der volle Mond; aus dem Souterrainfenster hörte sie das Klappern der Küchensachen und die Stimmen der Leute; — Niemand würde ihr Fortgehen, ihr Wiederkommen bemerken.

Sie huschte durch den Garten; der Schlüssel in der Pforte drehte sich schwer, sie mußte mehrmals ansetzen; dann kreischte die kleine, eisenbeschlagene Pforte in den verrosteten Angeln; sie meinte, man müßte es rings in der Runde gehört haben — aber es kam Niemand, nachzusehen; endlich stand sie auf der dunklen Gasse. Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sollte sie wieder umkehren? Noch konnte sie es ohne die mindeste Gefahr. Und wenn sie wieder umkehrte, was erwartete sie auf ihrem einsamen Zimmer, als die alte Ungewißheit, die alte Angst? Sie konnte ihm nicht helfen, aber sich doch vielleicht selbst befreien von jener öden Qual. Eilenden Schrittes huschte sie das Gäßchen hinab.

Hier und auf dem mit Bäumen besetzten Platz, in den das Gäßchen mündete, begegnete ihr Niemand. Nun aber mußte sie hinaus auf die breite prachtvolle Straße in

das Gewimmel der Fußgänger. Sie hüllte sich dichter in den Shawl und faltete den schwarzen Schleier enger zusammen. Niemand konnte sie erkennen; und wenn auch — was war denn am Ende daran gelegen? Wen ging es an, was sie that? Wer kümmerte sich um ihn? Wer hatte sich um sie zu kümmern?

Dennoch wich sie so viel als möglich den ihr Begegnenden aus, und vermied, wo es ging, das blendende Licht, das aus den Schaufenstern der Läden fiel. Sie wußte, in welcher Straße die Versammlung abgehalten wurde, und in welchem Theile der Stadt die Straße lag; aber sie war selten in diese Gegend gekommen, und bald befand sie sich in Gassen, die ihr Fuß noch nie betreten hatte, engen Gassen mit niedrigen Häusern, wo auf den schmalen Trottoirs eine geschäftige Menge sich drängte, und wo selbst noch in dieser Stunde Lastwagen rasselten. An einer Stelle waren ein paar solcher Wagen an einandergefahren; die Fuhrknechte fluchten, die zusammengelaufene Menge pfiff und schrie, Policisten stießen einen Menschen, den sie verhaftet hatten, vor sich her — ein altes Weib, das neben Silvia stand, redete in kreischenden Tönen auf sie ein und schimpfte in gemeinen Ausdrücken auf die schlechte Polizei, die auf Ordnung halten solle uud dabei nur die Unordnung vergrößere. Silvia drückte sich schaudernd auf die Seite und eilte, sobald sie aus dem Gedränge heraus war, in die erste Straße, die sich ihr öffnete.

Sie stand still, um Athem zu schöpfen und sich zu vergewissern, wo sie sich befand. Sie hatte die Richtung verloren; den Namen der Straße, den sie beim trüben Schein einer Laterne entzifferte, hatte sie nie gehört; die kleinen Häuser, die schmutzigen Menschen, der Lärm —

das Alles flößte ihr Entsetzen ein; ihr Beginnen schien ihr zwecklos, wahnsinnig; sie wollte zurück; aber sie getraute sich nicht, nach dem Wege zu fragen. Ein Fiaker rumpelte vorüber; sie war im Begriff, denselben anzurufen, als ihr einfiel, daß sie kein Geld bei sich hatte; sie mußte sich entschließen, auf gut Glück weiterzugehen.

Endlich gelangte sie wieder in eine breitere Straße, aber auch diese wimmelte von Menschen, die aber alle aus Einer Richtung zu kommen schienen. Gruppenweise gingen sie neben einander, sich unter den Armen fassend, singend und schreiend, Andere in lautem, heftigem Gespräch.

Silvia wurde von dem Strom mit fortgedrängt; sie konnte nichts von dem, was diese Leute so eifrig verhandelten, verstehen. Plötzlich schlug Leo's Name an ihr Ohr; dicht vor ihr gingen Arm in Arm zwei Männer, die, ihrer Kleidung nach, den höheren Ständen anzugehören schienen. Sie hörte den Einen sagen: „Jetzt sitzt er fest; sorgen Sie nur dafür, daß er nicht so bald wieder loskommt." Der Andere erwiderte etwas, das sie nicht verstand; dann sagte der Erste:

„Machen Sie nur, daß Sie aus dem Gedränge kommen; es wäre nicht gut, wenn Sie Jemand hier sähe; mich erkennt Niemand so leicht."

Die Beiden waren stehen geblieben; Silvia mußte an ihnen vorbei.

„Sacré!"

„Lassen Sie sie laufen! Sie sehen ja, wie eilig sie's hat!"

Silvia hörte Lachen hinter sich; sie beschleunigte ihren Schritt und gerieth wieder in das Gedränge. Die Menschen waren alle von dem, was sie eben erlebt hatten, erfüllt; Niemand achtete auf sie. Endlich mündete der

Menschenstrom in eine Straße, die sie kannte, von der sie ihren Weg nach Hause nicht mehr verfehlen konnte; sie eilte weiter, weiter, ohne nach rechts und links zu sehen; glänzend erleuchtete Schaufenster, vorüberdonnernde Carrossen, Fußgänger ohne Zahl, das stille Wäldchen, die dunkle, menschenleere Gasse, die Pforte, der Garten — und da war sie wieder in ihrem Zimmer. Sie warf den Shawl, den Hut ab und sank in das Sofa, die Augen in gänzlicher Erschöpfung schließend.

Als sie wieder zu sich kam, blickte sie mit Erstaunen um sich. Da brannte die Lampe auf ihrem Schreibtisch, da tickte die Stutzuhr auf der Console unter dem Spiegel, da stand der Tisch mit den Büchern, da das geöffnete Clavier, da die schöne Muse auf der Marmorsäule — war denn Alles nur ein wirrer, häßlicher Traum gewesen? hatte sie wirklich die keusche Stille dieses Gemaches mit dem wüsten Lärm der Gassen vertauschen können? Und doch, und doch! Sie hatte das Alles gehört, gesehen; auf diesen Arm hatte das alte keifende Weib ihre knöcherne Faust gelegt, dieses Kleid hatten die trunkenen Gesellen, die Arm in Arm die Straße hinablärmten, gestreift.

Silvia legte das Gesicht in die flachen Hände. Sie hatte wol manchmal geglaubt, sie könne einmal wahnsinnig werden; war sie es wirklich schon? Wenn ein Mensch, der sie kannte, erführe, was sie heute Abend gethan — wenn Jemand sie gesehen hätte!

Mit jähem Schreck richtete Silvia ihr Haupt empor. Ihr Ohr hatte auf der lärmenden Straße, was die beiden Männer unter einander sprachen, gefaßt, ohne daß sie in ihrer Angst einen Sinn damit verbunden hätte. Jetzt mit Einemmale wußte sie es. Von wem als von Leo konnten

sie gesprochen haben? Die Menschen, die alle aus Einer Richtung kamen, woher sollten sie gekommen sein, als aus jener Versammlung? So waren alle ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt und Leo ein Opfer seiner Feinde geworden!

Aber nein, nein! das waren ja Fieberträume eines überreizten Gehirns! Wäre Leo nicht der Erste, sie zu tadeln, daß sie sich so willen- und haltlos von ihrer Phantasie beherrschen ließ? Sie wollte zu Bette gehen und schlafen, der nächste Morgen würde Alles wol besser machen.

Aber kein süßer, erquickender, angstbeschwichtigender Schlaf umfing Silvia, nur eine dumpfe Betäubung, durch die wildverworrene Traumbilder schwankten. Bald war es das alte Weib, das sie am Arm packte, bald zwei Männer, die hinter ihr herkamen und sie umfassen wollten, bald wieder war es Leo, der an ihrer Seite ging und ihr sagte, daß alle die wimmelnden Gestalten eben von seiner Hinrichtung kämen. Er hätte bis zum letzten Augenblicke geglaubt, daß seine Freunde ihn befreien würden; aber du weißt, Silvia: es kommt ja Niemand zu mir!

Er lächelte schmerzlich und drückte ihr die Hand, und seine Lippen waren blaß und seine Hand war kalt. Unendliche Wehmuth erfüllte Silvia's Herz; sie weinte heiße, heiße Thränen, weinte, als ob sie sich zu Tode weinen möchte — und weinend erwachte sie.

Amélie saß auf dem Rande ihres Bettes und hatte sich mit besorgter Miene über sie gebeugt.

„Wie geht es dir, Silvi? Ich sitze hier schon eine ganze Weile, du schliefst so unruhig und weintest und schluchztest, da habe ich dich geweckt. Wie geht es dir?“

„Gut, ich glaube; — ich weiß es nicht. Der Kopf schmerzt mir etwas.“

„Wir haben uns schon so um dich geängstigt; soll ich zu Dr. Paulus schicken?“

„Nein, um keinen Preis! Ich will sehen, wie mir ist, wenn ich aufstehe. Aber du selbst siehst heute ein wenig blaß aus, däucht mir.“

„Ich habe auch nicht besonders geschlafen,“ sagte Amélie, sich abwendend.

Silvia erinnerte sich, daß auf heute der Termin für Walter's Proceß angesetzt war. Sie empfand es als ein Unrecht, daß ihr Herz in dem Augenblicke, wo ihr der Gedanke kam, stumm blieb; und doch, er hatte ja so viele Freunde! Er konnte der Schwester wol entbehren.

„Es werden vieler Menschen Schicksale an Einem Tage entschieden;“ sagte sie dumpf.

Amélie blickte sie fragend an; aber Silvia bat, sie allein zu lassen.

„Ich komme, wenn ich mich besser fühle. Unterdessen schicke mir das Frühstück.“

Silvia war bereits angezogen, als man ihr das Frühstück brachte. Auf dem Brett lag auch eine Zeitung.

Silvia schlug das Blatt auf. Die ersten Worte, auf die ihr Auge fiel, lauteten:

„Gestern Abend fand in der Musenhalle die angekündigte öffentliche Versammlung des von Dr. Leo Gutmann gestifteten Arbeitervereins statt. Die Tagesordnung: Bericht des Dr. Gutmann über seinen (bekanntlich verunglückten) Versuch, der Tuchheimer Arbeiter-Deputation bei dem Könige Eingang zu verschaffen, und Debatte über etwa weiter vorzunehmende Schritte, konnte nicht durchgeführt werden, da sich schon nach den ersten Worten des

Redners ein Tumult erhob, in Folge dessen der Redner selbst nebst mehreren andern Personen verhaftet wurde. Nur mit großer Mühe gelang es der in bedeutender Zahl anwesenden Polizei, das überfüllte, bekanntlich sehr große Local und die benachbarten Straßen zu räumen. Mit diesem neuen Unfall hat die Dr. Gutmann'sche Agitation ihr allerdings klägliches, aber natürliches und von uns längst vorausgesagtes Ende erreicht."

Das Blatt entsank Silvia's Hand. Gesenkten Hauptes starrte sie vor sich hin — stundenlang. Amélie, Fräulein Charlotte kamen, sich nach ihr zu erkundigen. Sie sprach mit ihnen, ohne, als die Thür sich hinter ihnen schloß, zu wissen, wovon die Rede gewesen war, ohne auch nur einen Augenblick darüber nachzudenken. Sie konnte nur Eines denken: Er ist gefangen und Niemand kommt zu ihm! Sie treten seinen reinen Namen in den Schmutz und Niemand spricht für ihn; sie verlästern und verhöhnen seine großen Gedanken, und Niemand ruft: Ihr frevelt und ihr lügt!

So kam der Mittag heran; es wurde Nachmittag und Abend.

Da erhob sie sich und klingelte. „Ich gehe auf eine Stunde aus. Sagen Sie das, wenn man nach mir fragt."

„Sie sind gewiß recht krank, Fräulein," sagte das gutmüthige Mädchen. „Sie sehen so blaß und angegriffen aus. Sie sollten lieber zu Hause bleiben, Fräulein; oder doch wenigstens anspannen lassen und ein wenig spazieren fahren. Soll ich es dem Kutscher sagen, Fräulein?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Silvia.

Sie hatte gar nicht gehört, was das Mädchen sagte. Das Mädchen schüttelte den Kopf und sah verwundert zu, wie Silvia sich zum Ausgehen zurecht machte und mit

starrem Blicke, als sei es gar nicht mehr im Zimmer, an ihm vorüber zur Thür hinausging.

„Was das nun wieder ist," sagte das Mädchen. „Die gnädigen Fräulein haben verweinte Augen, und wie es mit Fräulein Silvia steht, das ist ja ordentlich schrecklich. Und der Herr kommt auch nicht zurück. Ich weiß nicht, wie das werden soll."

Zwölftes Capitel.

Eine halbe Stunde später saß Dr. Paulus bei Charlotten im Wohnzimmer.

„Wir können nichts thun," sagte Charlotte, „eine Natur wie die Silvia's muß sich selber helfen, oder ihr ist nicht zu helfen."

„Sie abstrahiren diesen Satz aus der Erfahrung Ihres eigenen Lebens," erwiderte Dr. Paulus, „und doch, wenn Sie zurückdenken wollen, kommt Ihnen nicht die Erinnerung mehr als Einer Situation, über die Sie mit einer viel geringeren Einbuße an Kraft und Lebensfreude fortgekommen wären, wenn Sie ihr Inneres einem bewährten Freunde rückhaltslos hätten aufschließen können? Ich meine, es ist in gewissen Lagen des Lebens Pflicht, sich mitzutheilen, wie es andererseits Pflicht ist, dem Bedrängten jederzeit ein williges Ohr zu leihen. In der Weltanschauung, in welcher wir leben, haben wir keinen Priester, dem wir beichten können, der uns absolviren dürfte; so müssen wir unter einander diese heiligen und heiligenden Pflichten erfüllen. Wir haben kein Recht, den Tempel niederzureißen, wenn wir nicht im Stande sind, ihn in uns selbst wieder aufzubauen."

„Ich bin von der Wahrheit dessen, was Sie sagen, vollkommen überzeugt," erwiderte Charlotte, „und Ihnen

als Arzt muß es vor Allem klar sein, daß Sie in Ihrer Kraft zu helfen gelähmt sind, wenn Ihnen der Leidende nicht auf halbem Wege entgegenkommt. Aber diese Scheu, aus sich herauszugehen, ist doch nun einmal dem Menschen angeboren; Sie können das nicht leugnen."

„Allerdings leugne ich es," erwiderte Paulus lebhaft, „nicht angeboren ist uns diese Scheu, sondern vielmehr anerzogen; eine falsche Scham, in die uns die Härte oder der Unverstand unserer Erzieher hineinzwang, und die wir dann hernach in mißverstandener Begier, ein Ganzes in uns selbst zu sein, noch weiter künstlich in uns nährten. Ein Kind, das sich geliebt weiß, ist wortreich in seinem Kummer, und so ist der naive Mensch; die homerischen Helden schämen sich ihrer Thränen nicht. Das Himmelreich auf Erden kann nur kommen, wenn wir, in einem höheren Sinne freilich, wieder wie die Alten und wie die Kinder werden; wenn wir uns Eines wissen mit dem All, wie in dem antiken Menschen das Gefühl dieser Einheit noch ungebrochen war und noch heute in dem Kinde ungebrochen ist."

„Ich will mich bessern," sagte Charlotte, indem sie dem Doctor die Hand reichte.

„Es ist manchmal zu spät dazu;" erwiderte Paulus mit Bedeutung.

Der Doctor war eigentlich nur gekommen, um über den Stand von Walter's Angelegenheiten zu berichten: Die Sitzung hatte bereits seit dem Morgen um zehn Uhr gedauert; Paulus, den seine Berufsgeschäfte in Anspruch nahmen, war nur immer auf wenige Minuten dort gewesen, das letztemal vor ungefähr einer Stunde, als die Richter eben zur Berathung zusammengetreten waren. Jetzt wollte er wieder hin, zu hören, ob das Urtheil schon

gesprochen sei. Er verabschiedete sich von Charlotte und sagte in der Thür: „Ich komme jedenfalls noch einmal vor. Beunruhigen Sie sich also nicht.“

Charlotte blickte ihm traurig nach. „Es ist manchmal zu spät dazu — ist vielleicht jetzt schon zu spät.“

Charlotte nahm einen Brief, den sie kurz bevor der Doctor kam, erhalten hatte, um ihn zum zweitenmale zu lesen. Der Brief war von Fritz Gutmann und lautete:

„Der Herr ist vorgestern Abend hier angekommen, ohne mich vorher von seiner Absicht unterrichtet zu haben. Das hätte nun just nichts zu sagen gehabt, denn es ist hier Alles stets zu seinem Empfange bereit — und der Himmel weiß, wie manchen langen Sommertag ich jede Stunde vergeblich nach ihm ausgeschaut habe! — wenn er nur anders gekommen wäre, oder, wenn er nur gerade nicht jetzt gekommen wäre! Denn nach Allem, was mir der Herr mitgetheilt hat, und dem, was ich mir so zurechtgelegt habe, ist seine Gegenwart in der Stadt viel nöthiger als hier, wo er nicht helfen, höchstens die Sache noch schlimmer machen kann. Zwar hat bereits der größere Theil der Leute die Arbeit wieder aufgenommen, aber ein anderer Theil, und gerade die, von denen die ganze Bewegung ausgegangen ist: die entschlossensten, verwegensten und auch vielfach schlechtesten Leute — für alle diese ist die Anwesenheit des Herrn ein Grund mehr, die Sache durchzusetzen, wie sie's nennen; sie berufen sich auf die Erklärung, die der Herr in den Zeitungen hat drucken lassen, es geschehe ihnen Unrecht, und es müsse ihnen geholfen werden. Nun sei er da, nun solle er sein Wort einlösen. Und der Herr verspricht ihnen, was er nie wird erfüllen können, und gießt so Oel in das lodernde Feuer. Ja, nicht genug, daß er die Leute, die schon auf dem Wege

waren, einzulenken, wieder auf die alte falsche Fährte bringt — er erregt durch sein Gebahren böses Blut auch bei den königlichen Commissären, von deren gutem Willen doch gar Vieles abhängt. Und nun muß unglücklicherweise auch der Oberstlieutenant v. Hey noch hier sein, den der Herr nie hat leiden können, und mit dem er nicht zusammenkommen kann, ohne mit ihm in Streit zu gerathen.

„Ich habe, was ich nur konnte, den Herrn gebeten, den Dingen hier ihren Lauf zu lassen und nach der Residenz zurückzukehren, aber er will nicht auf mich hören.

„Warum soll ich es leugnen, mein Herz ist voll schwerer Sorge; ich sinne Tag und Nacht, wie da zu helfen ist, und weiß mir doch keinen Rath. Ich habe nur noch Eine Hoffnung, daß Sie vermögen, was weder ich, noch ein Anderer vermag. Zwar weiß ich von dem Herrn selbst, daß er Sie gebeten hat, nicht hieher zu kommen, aber ich meine doch, Sie sollten sich dadurch nicht abschrecken lassen. In solchen Lagen ist mit Briefen gar wenig gethan; man muß eben selber für sich eintreten. Ich hoffe viel von Ihrer Gegenwart."

Charlotte preßte die Hände, denen der Brief entglitten war, an die pochenden Schläfen. Was sollte sie thun? Dem ausdrücklichen Wunsche ihres Bruders zuwiderhandeln und dem Rath des Freundes folgen?

Der Bruder hatte nur einmal geschrieben. Er sei wiederum, wie schon so oft im Leben, der Narr des Glückes gewesen, indem gegen alle menschliche Voraussicht das Unternehmen, auf dessen reichen Ertrag er mit Sicherheit gerechnet, im letzten Augenblick, im eigentlichsten Sinne des Wortes, zu Wasser geworden sei. So etwas gehe ohne Verluste nicht ab, die sich freilich jetzt noch nicht über-

sehen ließen, indessen zu keiner ernsten Sorge Veranlassung geben. Der bewährte Rechtsfreund in der Residenz habe Auftrag, diese Angelegenheit mit den übrigen zu ordnen; er selbst werde, ohne die Residenz zu berühren, direct nach Tuchheim gehen, wo die noch immer nicht beigelegten Arbeiter-Unruhen seine persönliche Anwesenheit dringend erheischten. Er bitte die Schwester, sich seinetwegen nicht zu beunruhigen, am wenigsten aber ihren Wunsch, Tuchheim wieder zu sehen, jetzt auszuführen, da Tuchheim für die nächsten Wochen voraussichtlich ein wenig gemüthlicher Aufenthalt sein werde.

Dieser Brief, dessen auffallende, und wie es fast schien, absichtliche Flüchtigkeit, ja Leichtfertigkeit, so wenig zu dem schweren Inhalt stimmte, war gewiß nicht geeignet gewesen, Charlotten zu beruhigen. Und nun kam heute, nach einigen angstvollen Tagen, in denen sie ohne alle Nachricht geblieben, der Brief des Freundes!

Was sollte sie thun?

Sie wollte sich die Situation ruhig überlegen, aber je mehr sie sich bemühte, ruhig und klar zu sein, um so ängstlicher schlug ihr Herz, um so dumpfer wurde es in ihrem Hirn. „Nein, nein!“ rief sie, sich erhebend, „diese Qual ertrage ich nicht. Lieber mich seinem Unwillen aussetzen! Ich muß nach Tuchheim, und das auf der Stelle; noch eine Nacht in dieser Angst würde mich wahnsinnig machen.“

Sie wußte, daß der nächste Zug um sieben Uhr ging, jetzt war es Sechs. In einer Stunde konnte, mußte Alles zur Abreise bereit sein.

Charlotte schritt nach der Thür — aber auf halbem Wege blieb sie stehen. Amélie! was sollte sie Amélie sagen? Sie war auf ihrem Zimmer, dem Vater zu

schreiben. Vor Kurzem erst hatte Charlotte sie hinaufgeschickt, nachdem sie das arme Kind, so gut es gehen wollte, über Walter beruhigt hatte.

Und jetzt sollte sie sie verlassen — in dieser doppelten Sorge um den Geliebten, um den Vater? Oder sie mitnehmen zu traurigen Scenen, wie sie Tuchheim jetzt wohl nur bieten konnte?

Während Charlottens Fuß noch zauderte, öffnete sich die Thür, auf welche sie zuschritt, und Walter erschien auf der Schwelle. Charlotte hatte jetzt nicht Zeit, sich zu wundern, wie Walter dem monatelang festgehaltenen Entschluß, das Haus nicht wieder zu betreten, so lange der Freiherr seine Gesinnung gegen ihn nicht ändere, nun doch untreu werden könne — ihr Herz schlug dem geliebten, lang entbehrten Freunde entgegen; sie eilte mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

„Walter, lieber Walter! — Aber mein Gott, Walter, was ist Ihnen?" fuhr sie erschrocken fort, als sie jetzt, wie sie dicht vor ihm stand, den verstörten Ausdruck seines blassen Gesichtes bemerkte, „Sie sind verurtheilt? Zu schwerer Strafe verurtheilt?"

Walter machte eine abwehrende Bewegung, dann ergriff er Charlottens beide Hände und drückte sie mit innigster Liebe an seine Lippen, an seine Augen.

„Ich komme nicht um meinetwillen," sagte er leise, „ich erhalte soeben eine Nachricht vom Vater, die Ihnen mitzutheilen Pflicht ist."

„Auch ich habe einen Brief von Ihrem Vater," sagte Charlotte, den Brief hervorlangend, „er räth mir, zu kommen. Ich stehe im Begriffe abzureisen. Aber, Walter, Sie wissen mehr! Was schreibt der Vater Ihnen?"

„Ich habe keinen Brief; eine telegraphische Depesche,

die bereits heute Morgen aufgegeben worden ist, mir aber erst jetzt, als ich eben den Gerichtssaal verließ, ausgeliefert wurde."

Charlotte blickte in Walter's Augen.

„Um Gotteswillen, Walter! sagen Sie, was es ist."

„Wir sollen sofort kommen, der Freiherr ist schwer erkrankt."

„Ich habe es gedacht," rief Charlotte, „es war unmöglich, daß er alle diese Aufregungen überwand! Wo ist die Depesche?"

„Hier! Aber liebstes gnädiges Fräulein! wir haben keine Minute zu verlieren. Wo ist —"

„Sie ist oben; ich will sie rufen," sagte Charlotte, Walter das Blatt zurückgebend. „Lassen Sie unterdessen anspannen. Silvia ist vor einer halben Stunde ausgegangen; sie war den ganzen Tag sehr unwohl; schreiben Sie ihr ein paar Worte, es ist vielleicht besser, wenn sie hier bleibt. Auch an Henri —"

„An Henri habe ich bereits geschrieben," sagte Walter, „und daß wir ihn auf dem Bahnhof erwarten."

„Sie begleiten uns, Walter! Blicken Sie mich nicht so angstvoll an! Sie Lieber, Guter! Daß wir uns so wiedersehen müssen."

Charlottens bleiche Lippen zuckten schmerzlich, und die Hand, die sie Walter reichte, war kalt; Walter verbarg seine Verwirrung, so gut er vermochte; Charlotte ging, mit dem Versprechen, in kürzester Frist mit Amélie bereit zu sein.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, blickte sich Walter verstört um in dem schönen, ihm durch tausend liebe Erinnerungen geheiligten Gemach. Er hatte nicht gedacht, daß es ihm so schwer werden würde, und doch

hatte er ja nur erst einen Theil der furchtbaren Wahrheit gesagt, nichts von der zweiten Depesche, die der Vater zugleich mit jener ersten abgeschickt hatte: daß der Freiherr im Duell mit dem Oberstlieutenant v. Hey tödtlich verwundet und nicht die entfernteste Hoffnung auf Rettung sei, und daß Walter die Frauen allmälig auf das Aeußerste vorbereiten möge.

Wenn der Vater sagte, daß keine Hoffnung sei, so war es entschieden. Der Vater wußte, ob eine Kugel tödtlich getroffen habe, oder nicht.

Walter stöhnte laut auf; aber hier war keine Zeit zu müßigem Jammer. An Charlottens Schreibtisch — es fiel ihm ein, wie er als Knabe um dieses Möbel wie um einen heiligen Altar in scheuer Ehrfurcht herumgeschlichen war! — schrieb er an Silvia. Aber auch jetzt war er nicht im Stande, die ganze furchtbare Wahrheit zu enthüllen. Er bat Silvia nur, sich zur Reise bereit zu halten, im Falle man ihrer in Tuchheim bedürfen sollte; dasselbe schrieb er an Miß Jones. Dann eilte er, das Uebrige zu besorgen, die Leute zu instruiren, das Anspannen zu befehlen. Als er in das Wohnzimmer zurückkehrte, fand er Charlotte und Amélie.

Amélie kam ihm entgegen und legte für einen Moment ihren Kopf an seine Brust.

Der Wagen fuhr vor. Charlotte trat heran. „Wir müssen fort, meine Kinder," sagte sie sanft.

Amélie richtete sich auf. Sie legte Charlotten den Shawl um, den sie in der Hand getragen hatte, und griff geschäftig nach den Reisesachen, die auf dem Tische lagen. In der nächsten Minute rollte der Wagen davon.

Dreizehntes Capitel.

Silvia hatte kaum die breite Straße erreicht, als sie einen Fiaker heranwinkte.

„Nach dem Schlosse.“

„Vor welcher Seite soll ich halten, Fräulein?“

„Fahren Sie mich nur nach dem Schlosse.“

„Ist es hier recht, Fräulein?“ fragte der Kutscher, als er am Schlosse angelangt war, den Schlag öffnend.

„Ich weiß es nicht, es kommt nichts darauf an.“

„Soll ich warten?“

„Nein.“

„Herr meines Lebens, daß ist gewiß eine Prinzessin gewesen,“ sagte der Kutscher, den Thaler, den ihm Silvia gegeben, in der Hand wiegend, „sie sah auch ganz curios aus.“

Silvia schritt in das Portal hinein. Ein Schloßdiener begegnete ihr.

„Zu wem wünschen Sie, meine Dame?“

„Zu Fräulein Sara Gutmann.“

„Wollen Sie nur gefälligst hier gleich in den ersten Hof links gehen, die erste Thür, drei Treppen.“

„Ich danke Ihnen.“

Silvia stieg die ziemlich schmalen steinernen Treppen, die auf breitere Flure mündeten, hinauf. Niemand be-

gegnete ihr; keine der vergoldeten Thüren öffnete sich; kein Laut als das Rauschen ihres eigenen Kleides. Oben angelangt, stand sie still, sich umzusehen. Von dem Flur liefen Corridore nach beiden Seiten. Der Treppe gegenüber war an einer der Thüren ein Schild befestigt. Auf dem Schilde stand: „Fräulein Sara Gutmann. Bitte stark zu klingeln.“

Silvia zog die Glocke und lauschte. Sie hörte nichts — nichts als das Klopfen ihres Herzens.

Eine halbe Minute, die Silvia eine Ewigkeit dünkte, verstrich. Sie wollte eben zum zweitenmale schellen, als sie hörte, daß innen von der Thür der Riegel zurückgeschoben wurde. Ein auffallend hübsches, zierlich, fast kokett gekleidetes Dienstmädchen erschien in der halbgeöffneten Thür.

„Ich wünsche zu Fräulein Sara Gutmann.“

„Das Fräulein ist um diese Zeit für Niemand zu sprechen.“

„Bringen Sie ihr diese Karte, und fragen Sie, wann ich wiederkommen darf.“

Das Mädchen warf einen Blick auf die Karte und sah dann Silvia mit einigem Erstaunen an. „Wollen Sie gefälligst näher treten, Fräulein; ich will Ihnen sogleich Antwort bringen.“

Sie schloß die Thür hinter Silvia und öffnete ihr eine andere, die aus dem kleinen Vorplatz in ein großes Gemach führte.

Das Gemach war niedrig im Verhältniß zu seiner Größe, und erschien noch niedriger durch die schwere Stuccatur des Plafonds. Der Fußboden war mit dicken Teppichen bedeckt, zu deren modernen Mustern die alterthümlichen Möbel aus geschnitztem und künstlich geschwärztem

Eichenholz nicht recht passen wollten. Auf dem breiten Sims des Kamins stand eine Uhr aus der Zeit des Rococo, in Form eines phantastischen Tempels, um dessen Malachitsäulen goldenes Weinlaub rankte und goldene Amoretten kletterten. Die Luft in dem Zimmer war drückend und von einem eigenthümlichen Parfüm durchduftet, der Silvia das Athmen erschwerte.

Oder war es nur die fieberhafte Aufregung, in der sie sich befand, und die sie dadurch zu beschwichtigen suchte, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenstände um sich her richtete? Sie wollte stark, sie wollte ruhig sein. War doch dieser Schritt nicht in einer momentanen Wallung von ihr beschlossen, sondern das Resultat des langen schmerzlichen Nachdenkens von heute Morgen, wo sie die Nachricht von Leo's Verhaftung in der Zeitung gelesen hatte, bis zu diesem Augenblicke. Sie hatte ihr Gehirn zermartert, ein Mittel zu finden, wie sie ihm helfen könne, dem Niemand helfen wollte. Sie hatte keines, keines gefunden — als dies.

In der Uhr auf dem Kamin, an dem sie, den Arm aufgestützt, stand, fing es zu schnarren und zu klirren an; ein Elfenbein-Gerippe trat in den offenen Raum des Tempels und holte mit der Sense zum Schlage aus. Silvia fuhr mit einem leisen Schrei vom Kamin zurück.

„O, ich habe Sie erschreckt," sagte das hübsche Mädchen, das plötzlich neben ihr stand, „bitte um Verzeihung. Mein Fräulein läßt Sie bitten, näher zu treten, und Sie möchten entschuldigen, daß sie Ihnen nicht entgegenkommt. Wollen Sie die Gewogenheit haben, mir zu folgen?"

Das Mädchen strich sich über das blendend weiße Schürzchen und lächelte. Als sie aber vor Silvia her durch das Zimmer ging, verzog sie höhnisch den Mund,

und lächelte dann wieder, als sie Silvia die Thür zu einem zweiten Gemache öffnete, das von ähnlicher Größe wie das erste und ähnlich ausgestattet war. Silvia kam es vor, als ob die Luft hier noch drückender wäre und der eigenthümliche, berauschende Duft noch energischer.

Das Mädchen blieb abermals vor einer Thür stehen und sagte: „Hier finden Sie das Fräulein."

Ein Lichtglanz, der von vielen rings im Zimmer auf Candelabern und Armleuchtern brennenden Kerzen ausging, strömte Silvia entgegen. In der Mitte des Gemaches zwischen der Thür und zwischen dem mit Sophas und Fauteuils umgebenen Tisch, auf dem eine sehr große und schöne Lampe brannte, stand eine mit sonderbaren Gewändern drapirte Gestalt, die sich auf einen Stock stützte und der Eintretenden die andere Hand weit entgegenstreckte.

„Sei mir herzlich willkommen, mein liebes Kind! Das ist so lieb von dir, daß du dich endlich einmal nach deiner alten Tante umsiehst. Sei mir herzlich willkommen!"

Und sie zog Silvia, die ihre zitternde Hand in ihre Hand gelegt hatte, zu sich heran und küßte sie auf die Stirn.

„Nun hilf mir wieder auf meinen Platz zurück, mein liebes Kind. Du triffst mich gerade heute etwas leidend. So, danke, danke tausendmal! Wie lieb du zu führen verstehst! Danke tausendmal! Lisette! Nimm dem Fräulein den Shawl ab und den Hut, und trage die Sachen in das Nebenzimmer, und — höre Lisette!"

Fräulein Gutmann flüsterte dem Mädchen etwas in's Ohr; das Mädchen entfernte sich.

Silvia hatte der Tante auf eine Causeuse, auf der sie vorher gelegen haben mochte, geholfen, und mußte sich nun in ihre unmittelbare Nähe auf einen der Fauteuils setzen. Die Tante hatte wieder ihre Hand ergriffen und sagte:

„O, ein wie großes, schönes Mädchen du bist! und welch prachtvolles Haar du hast! Es ist ja eine Lust, dich anzusehen! Ich hätte dich doch kaum wieder erkannt. Du mich auch wol nicht? Am Abend bei Kerzenlicht sieht man so ganz anders aus. Bei mir ist es, wie du siehst, schon Abend; ich kann das Dunkel nicht leiden, und die Dämmerung am wenigsten, da meine armen, alten Augen um die Zeit fast erblinden. Deine großen Augen wissen von solchen Leiden nichts. Ach! wie mich deine Augen an die Vergangenheit mahnen. Das sind die Augen meiner lieben, seligen Mutter, deiner Großmutter. Sie hätte sich die schönen Augen blind geweint, wie ich, wenn sie gewußt hätte, daß die Kinder, die ihre Knie umspielten, sie nicht mehr kennen würden."

Sara drückte ein Taschentuch gegen ihr Gesicht, und eine Wolke von dem Parfüm, mit dem die ganze Wohnung erfüllt war, strömte Silvia entgegen. Sie wollte etwas erwidern, aber die Zunge war ihr wie gelähmt. Der Glanz der vielen Lichter, die üppige Ausstattung des Gemaches mit den kostbarsten Möbeln, die weinende alte Dame vor ihr in ihrem Schlafrock von violettem Sammet und mit der sonderbaren, turbanähnlichen Kopfbedeckung, unter der einige graue Löckchen hervorquollen — das Alles berührte sie so seltsam-phantastisch, daß sie nur mit der größten Anstrengung ihre Gedanken zu sammeln vermochte.

Die Tante nahm das Tuch wieder von den Augen, lächelte und sagte, indem sie sich abermals Silvia's Hand geben ließ: „Aber hier ist ja gar kein Grund zum Weinen, nur ein Grund zur Freude, daß ich endlich, endlich ein liebes Kind aus meiner Familie in meinen Armen halte. Denn unsere neuliche Begegnung war doch nur ein glücklicher Zufall. Dies aber ist kein Zufall. Dies

ist der Frieden, die Aussöhnung mit meiner Familie, die mir ein Engel bringt.“

„Verzeihen Sie, liebe Tante — “

„Nein, liebes Kind, das kann ich nicht verzeihen! Sie zu mir! der Schwester deines Vaters — “

„Verzeihe!“

„O, das ist so lieb von dir! Was wolltest du sagen, Kind?“

„Ich wollte sagen, daß ich nicht im Auftrage des Vaters komme, sondern aus freiem Antrieb — “

Ein Schatten flog über die welken Züge der alten Dame. „Nicht von deinem Vater! Nun, so sollst du mir für deine Person doppelt und dreifach willkommen sein. Ich will dich das Unrecht, das die Deinen an mir gethan haben, nicht entgelten lassen.“

„Sie sind — du bist sehr gütig, liebe Tante; aber auch ich, obgleich ich den Familienzwist tief beklage, dessen Ursache ich nicht einmal kenne, oder nur sehr mangelhaft kenne — ich weiß nicht, ob ich im Stande gewesen wäre, mich von dem so früh eingesogenen Vorurtheil frei zu machen, wenn ich nicht ein Anliegen an dich hätte, eine Bitte, von der ich allerdings nicht weiß, ob du im Stande bist, dieselbe zu erfüllen.“

„Du machst mich neugierig, Kind!“ sagte die Tante, indem sie sich in die Ecke der Causeuse zurücklehnte und die Augen mit der flachen Hand gegen das Licht schirmte, so daß ein Schatten auf ihr Gesicht fiel; „in der That sehr neugierig.“

Der Ton in welchem sie diese Worte sprach, war weit weniger herzlich, und Silvia hörte das wol.

„Ich habe nie, soviel ich weiß, eine Unwahrheit gesprochen,“ sagte sie, „und in diesem Falle würde auch

jeder Versuch dazu vergeblich sein, weil ich dir doch im nächsten Augenblicke die Wahrheit bekennen müßte. Auch betrifft meine Bitte nicht mich, aber doch Einen aus unserer Familie, und das hat mir vorzüglich den Muth gegeben, mich an — an dich zu wenden."

„In der That — sehr neugierig!" murmelte die Tante, die noch immer in derselben Stellung verharrte.

„Du hast gewiß in den Zeitungen gelesen — "

„Nicht wol möglich, ma chère! Ich lese nie Zeitungen — "

Silvia entsank der Muth. Seitdem sie ausgesprochen, daß sie als Bittende gekommen sei, war das Benehmen der Tante ein ganz anderes geworden, und jetzt fand sich, daß sie von Allem, was vorgefallen, nichts wußte, daß sie, die keine Zeitungen las, also wahrscheinlich auch von den Parteikämpfen, in die Leo verwickelt war, keine Ahnung hatte. Wie sollte sie sich der Tante verständlich machen? wie das Interesse derselben erwecken, für eine Sache, die sie nicht kannte? für einen Mann, der ihr fremd war?

„So haben Sie — so hast du vielleicht doch von Leo gehört — dem Sohne von Onkel Anton — meinem Vetter, deinem Neffen? Sein Name ist jetzt soviel genannt worden — "

„Leo? Leo Gutmann?" sagte die Tante, „das ist doch nicht am Ende gar der Dr. Gutmann, der Demokrat, der — "

„Derselbe, Tante! Sie haben ihn in's Gefängniß geworfen; er hat Niemand, der ihm hilft, der ihm helfen will. Und doch ist seine Sache die edelste, die reinste, die je ein Mensch verfochten hat. Er wollte eine Deputation von Arbeitern aus Tuchheim zum Könige führen, damit die armen Leute dem Könige ihre Noth klagen könnten,

denn vom Könige allein, sagte Leo, könne ihnen die Rettung kommen. Seine Feinde wußten, daß er die Wahrheit sprach, und weil sie das wußten und ihm den Triumph nicht gönnten, haben sie ihn in jeder erdenklichen Weise verleumdet, und es endlich so weit gebracht. Der König weiß gewiß nicht, daß Leo unschuldig ist, daß Leo im Begriffe stand, ihm und dem Lande den höchsten Dienst zu leisten. Wüßte er es, könnte er es erfahren — o gewiß! nicht eine Stunde brauchte Leo noch länger im Kerker zu schmachten. Und da habe ich nun gedacht: du, Tante, gegen die der König ja so gnädig sein soll, du könntest ihm sagen, was er sonst von Niemandem hört. Es ist ja doch eine Möglichkeit, daß der König so in den Besitz der Wahrheit kommt. Sie sagen mir, Tante, du habest seine ersten Schritte im Leben geleitet, habest ihn den ersten freien Gebrauch der reichen Kräfte, die die Natur in ihr Geschöpf legte, gelehrt. Die Wohlthat ist groß, wie klein sie scheint, und er ist gut und edel genug, sie dir noch bis auf den heutigen Tag zu danken. Was aber ist diese Wohlthat im Vergleich mit der, die du ihm jetzt erzeigen würdest, wenn du ihm die Wahrheit brächtest, und mit der Wahrheit den Schlüssel zu der ganzen, von ihm wol kaum geahnten Fülle seiner Macht. Dann würde er ein König sein, königlicher als je ein König war. Millionen und Millionen der jetzt lebenden Menschen und der nachwachsenden Geschlechter würden seinen Namen und sein Andenken segnen. Tante, Tante — das Alles ist ja kein leerer Traum; es fehlt ja so wenig zur Verwirklichung: nur eine Menschenseele, die, über alle kleinlichen Bedenken hinweg, sich nicht schämt und sich nicht fürchtet, die Wahrheit dem zu sagen, der sie gewiß so gern vernehmen würde, und vom Schicksal verurtheilt ist, sie nie zu hören, eine

solche Menschenseele, Tante — wäre denn das wirklich eine so große Seltenheit?"

„Ja, schönes Mädchen — eine große Seltenheit!" rief eine helle Stimme ganz in der Nähe.

Sara fuhr mit einem leisen Schrei aus ihrer Ecke heraus; auch Silvia, die in der Erregung von ihrem Platze sich erhoben hatte, wendete sich um, aber ohne Schrecken. Die Glut, die sie beseelte, lag noch auf ihren Wangen; mit den großen leuchtenden Augen sah sie auf den Mann, der vor einigen Minuten leise in das Zimmer getreten war und jetzt dicht neben dem ovalen Tische, an welchem sie gesessen hatte, stand.

„Eine große Seltenheit," wiederholte er, „eine so große Seltenheit, daß ich fast daran zweifle, selbst Sie würden dem Könige das Alles, was Sie eben Ihrer Tante sagten, mit demselben Freimuth wiederholen."

„So wäre es denn ein Glück, daß es der König schon gehört hat, und ich es also nicht zu wiederholen brauche."

Silvia sagte das mit sanfter, leiser Stimme, indem sie, das Haupt beugend und die beiden Hände langsam herabsinken lassend, einen Schritt zurücktrat.

Des jugendlichen Königs lichte Augen weilten noch einen Moment auf der schönen Gestalt, dann wendete er sich lachend zu Sara, die, sich mit der Hand an der Lehne des Sofas haltend, Verlegenheit in den Mienen, dastand.

„Lassen Sie es gut sein, liebe Sara! Ihre Lisette ist nicht schuld; sie hat ganz gute Wache gehalten, und hatte nur das Unglück, auf ihrem übereilten Rückzuge, ich weiß nicht über was, zu stolpern, so daß ich sie überholen konnte. Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein,

daß ich mir das Vergnügen, bei Ihrer geistreichen Tante ein Stündchen zu verplaudern, nur mit einer gewissen romantischen Heimlichkeit verstatten kann, und mir Ihre Tante die Freundlichkeit erweist, um diese Zeit jeden Besuch, außer dem meinigen, abweisen zu lassen. Meine Neugier, die erste Ausnahme von dieser Regel kennen zu lernen, an der wir nun schon jahrelang unverbrüchlich festgehalten haben, war also verzeihlich genug, und meine Neugier wuchs, als ich hörte, daß dieser seltene Besuch eine junge Dame sei, die ja eigentlich eine alte Bekannte von mir war. Ja, ja, liebe Gutmann, Ihre schöne Nichte und ich sind alte Bekannte. Sie brauchen sich des Zusammentreffens nicht zu erinnern, mein Fräulein, denn Sie waren damals noch ein halbes Kind; ich war etwa fünf oder sechs Jahre älter, und Könige, wissen Sie, haben das meistens sehr traurige, in diesem Falle aber sehr freundliche Vorrecht, nicht vergessen zu dürfen. Mein Gedächtniß ist nun besonders königlich, und so erinnere ich mich denn jenes Nachmittags mit allen Einzelheiten. Sie hatten ein weißes Kleidchen an — das heißt später; zuerst trugen Sie ein blaues, und das weiße war Ihnen erst hernach, in aller Eile vermuthlich, angezogen worden. Die Haare trugen Sie frei, wie jetzt auch, aber länger, däucht mir; ich weiß auch, daß ich Sie um eine Locke bat, und Sie mir die Bitte abschlugen, was ich Ihnen sehr übel nahm. In unserer Gesellschaft waren außer Ihrem Vater, einem würdigen, wackeren Manne, ein paar Knaben. Der Eine war Ihr Bruder — ein hübscher gefälliger Junge; der Andere mochte ein paar Jahre älter sein, oder sah wenigstens mit seiner braunen Gesichtsfarbe und seinen dunklen Augen älter aus. Es war ein merkwürdiger Kopf; ich sehe ihn in diesem Augenblicke so deut-

lich, als wäre es gestern, daß ich mit ihm — Ihretwegen, mein Fräulein — in Streit gerieth. Ich schlug den armen Burschen, glaube ich; es hat mir hernach sehr leid gethan, und ich habe oft gewünscht, ich könnte mein Unrecht wieder gut machen."

„Sie können es, Majestät," rief Silvia, „Sie können es!"

Der König wendete sich schnell zu Sara:

„Warum sagten Sie mir nicht, Sara, daß der junge Mann, dessen Agitation gerade jetzt ein gewisses Aufsehen erregt, Ihr Neffe sei?"

„Meine Tante wußte es bis zu diesem Augenblicke nicht, Majestät."

„Oder wollte es nicht wissen — gleichviel. Was ist denn aus ihm geworden? Er ist im Gefängniß, sagten Sie? Seit wann?"

„Seit gestern Abend, Majestät."

„Und weßhalb?"

„Ich weiß es nicht mit Bestimmtheit. Die Blätter haben nur das Factum selbst berichtet, nicht, was man ihm zur Last legt."

„Nun, die Sonne wird auch das wol an den Tag bringen. Aber, meine Damen, bedenken Sie wohl! Was Sie da wünschen, ist nicht so leicht zu erfüllen, selbst für einen König nicht. Wir leben in einem gesetzlichen — ja, was sage ich! — in einem constitutionellen Staate. Jetzt kann man nicht mehr den Harun al Raschid spielen. Jetzt ist der Staatsanwalt der allmächtige Mann, vor dem sich die Majestät selbst beugen muß. Bringen Sie mich nicht mit meiner Staatsanwaltschaft in Conflict, liebes Fräulein!"

Der König lachte; es war kein herzliches Lachen. Er hatte sich in einen Fauteuil fallen lassen. Silvia

stand — zum erstenmale während dieser wunderlichen Unterredung — befangen da. Sie war dem Könige gegenüber, so lange er ernsthaft mit ihr sprach, nicht um Worte verlegen gewesen; dem Lachenden wußte sie nichts zu sagen.

Sara hatte eine sehr aufmerksame stumme Beobachterin der ganzen Scene abgegeben, und es waren ihr unterdessen eine Menge Gedanken durch den Kopf gegangen. Sie kannte den König sehr genau, nnd mußte fürchten, daß er den bedeutenden Eindruck, den er auf das großherzige Mädchen gemacht hatte, vielleicht schon im nächsten Augenblicke verscherzen würde. Das wollte sie, wenn es irgend möglich war, verhüten. Sie wendete sich mit Lebhaftigkeit zu Silvia, und sagte, indem sie ihr die eine Hand auf die Schulter legte:

„Sei ruhig, liebes Kind! Die Sache ist nun in den besten Händen. Ich kenne das gute Herz und den edlen Sinn des Königs zu genau. Nicht wahr, Majestät, ich darf es wagen, dem armen Kinde Hoffnung zu machen, daß Sie sich unseres Verwandten annehmen? Und nun, liebes Kind, geh, damit man dich im Hause des Freiherrn nicht vermißt. Geh, vertraue ihm, der die Macht und den Willen hat, dem Hilfesuchenden Hilfe zu gewähren.“

Der König warf einen unwilligen Blick auf Sara, verneigte sich dann aber lächelnd gegen Silvia, die sich mit der hübschen Kammerjungfer, die auf den hellen Ton einer silbernen Glocke sofort erschienen war, entfernte.

Die Thür hatte sich kaum hinter Silvia geschlossen, als der König rief: „Weßhalb schickst du die junge Dame fort? Keine Ausflüchte! Du hast dich geärgert, daß ich nur mit ihr und nicht mit dir sprach, als ob ich das letzte Vergnügen nicht alle Tage haben könnte!“

Er machte hastig die letzten Knöpfe an seinem Uniformrock auf und schlug die Aufschläge weit zurück, riß auch die weiße Weste zum Theil auf.

„Ach! Da langweilt man sich ein paar Stunden an der Tafel, und wenn man sich dann einmal erholen will, steckt eine übereifrige Duenna ihre lange Nase dazwischen. Warum hast du die Donna fortgeschickt, frage ich."

„Damit sie morgen wiederkommt, Majestät. Darf ich mich setzen, Majestät?"

„Ich wüßte nicht, weßhalb du deine Unverschämtheiten nicht auch sitzend vorbringen solltest. Meinst du, sie wäre nicht wiedergekommen, wenn ich mich länger mit ihr unterhalten hätte?"

„Ja, Majestät!"

„Und der maliciöse Grund dieses maliciösen Ja's?"

„Weil Majestät um diese Stunde gewohnt sind, ein Glas Thee zu nehmen, und dann eine ernsthafte Unterhaltung, wie die junge Dame sie wünschte, gar nicht lieben. Darf ich den Thee bringen lassen, Majestät?"

Der König antwortete nicht. Eine gewisse Röthe, die von Anfang an auf seiner hohen Stirn gelegen hatte, trat jetzt noch mehr hervor. Seine großen blauen Augen nahmen einen starren Ausdruck an, während er unverwandt auf die Spitzen seiner Füße, die er weit von sich gestreckt hatte, blickte. Er sah nichts davon, daß Lisette mit geräuschloser Gewandtheit die Theesachen auf den Tisch stellte und Sara ebenso den Thee bereitete. Mechanisch nahm er von dem Teller, den ihm Sara präsentirte — das Mädchen hatte sich sogleich wieder entfernt — das nur halb gefüllte Krystallglas und goß aus der Flasche auf dem Teller reichlich Arrak hinein, nahm mechanisch ein

paar Züge des dampfenden Getränkes und sagte dann, wie aus einem Traum erwachend:

„Es war eine sonderbare Scene; ich schlug ihm in's Gesicht, daß das Blut aus den Lippen sprang. Und du hast wirklich nicht gewußt, Sara, daß dieser Dr. Gutmann dein Neffe ist?“

„Ich schwöre es Ihnen, Majestät. Bin ich doch seit Jahren außer allem Zusammenhang mit meiner Familie.“

„Ich erinnere mich, du sagtest mir früher davon. Was war der Grund, daß ihr auseinander kamt?“

„Mein Bruder, der Vater dieses schönen Mädchens, ist ein wunderlicher Mann mit beschränktem Kopf und unbegrenzten Vorurtheilen. Er konnte es mir nie vergeben, daß ich gegen seinen Willen in die Stadt zog, und hat nie glauben wollen, daß es bei meiner Laufbahn, die so über alle seine Begriffe glänzend wurde, mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Indessen scheint er in den letzten Jahren etwas vernünftiger in diesem Punkte zu denken; wenigstens hat er diese Tochter im Hause des Freiherrn v. Tuchheim erziehen lassen, wo sie, so viel ich weiß, noch heute lebt. Der Freiherr liebt sie, höre ich, wie ein eigenes Kind, und sie könnte dort leicht eine glänzende Fortune machen, nur daß die Angelegenheiten des Freiherrn sehr schlecht stehen, hauptsächlich in Folge des Streites mit seinem Schwager, dem Bankier v. Sonnenstein.

„Welches Streites? Du bist heute ensetzlich confus.“

„Differenzen wegen des Antheils, den Jeder an den Tuchheimer Fabriken haben will; ich erzählte Majestät schon früher davon. In diesen Streit hat sich denn auch, wie es scheint, mein Neffe gemischt. Zuletzt hat es sich um eine Deputation der Tuchheimer Arbeiter gehandelt, die mein Neffe Eurer Majestät zuführen wollte. Wie es

nun geschehen ist, daß der junge Mann dabei seine Freiheit eingebüßt hat, und ob es Eurer Majestät wirklich möglich sein wird, den Wunsch des schönen Mädchens zu erfüllen und etwas für ihren Vetter zu thun —"

Sara's Blicke hatten, während sie dies Alles im leichten Conversationston vorbrachte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in den Mienen des jungen Königs gelesen, ob es ihr wol gelingen würde, die fingirte Unbekanntschaft mit der Angelegenheit Leo's, die sie durch den General v. Tuchheim bereits sehr genau kannte, zu behaupten. Der General hatte ihr dringend gerathen, den Leo, der ein sehr gefährlicher Mensch scheine, so lange es gehen würde, zu verleugnen.

Das hatte sie auch anfänglich Silvia gegenüber gethan. Jetzt wollte sie versuchen, ob die Sache sich nicht mit größerem Vortheil anders wenden lasse. Gewiß, daß man durch Protection Leo's sich Silvia's Dankbarkeit sicherte, und so vielleicht ihr alter Lieblingswunsch, das Mädchen zu sich zu nehmen, in Erfüllung ging. Aber man mußte sehr vorsichtig zu Werke gehen.

Der König hatte sich sein Glas zum zweitenmale füllen lassen und schlürfte den Inhalt so hastig, als es die Hitze des Getränkes erlaubte.

„Was soll ich für ihn thun?" sagte er mit leichtem Achselzucken.

„Vielleicht ihn sich einmal kommen lassen und hören, was er will. Sein Vater war ein eminent gescheiter Mensch —"

„Und seine Tante ist auch nicht auf den Kopf gefallen —"

„Wenigstens hatten Majestät wiederholt die Gnade, mir dieses Zeugniß auszustellen. Solche Leute, wie mein

Neffe, haben manchmal einen oder den andern geistreichen Gedanken, und da Majestät immer behaupten, mit dieser Waare von Ihrer officiellen Umgebung nicht allzu reichlich versehen zu werden —"

„Nein, bei Gott, ich müßte grausam lügen, wenn ich es anders sagen wollte," rief der König, halb ärgerlich, halb lachend. „Die Menschen werden wahrlich von Tag zu Tag stupider. Dein alter Protégé, der General Tuchheim, fängt auch an, stumpf zu werden. Gott! Und der Mann war bisher noch mein Salz. Wenn nun auch noch dies Salz dumm wird, womit soll man salzen! Mein Hey-Fisch mit seinen grünen Glotzaugen metamorphosirt sich immer mehr zum reinen Stockfisch; Massenbach war schon zu meines Vaters Zeiten ein Esel, und seine Ohren sind seitdem nicht kürzer geworden."

„Majestät zupfen vielleicht zu viel daran," warf Sara ein.

„Was soll man mit dem Gethier machen! Sie langweilen mich, daß ich manchmal rasend werden könnte; soll ich sie dafür nicht hudeln? Diese Freiheit bin ich so frei, mir zu nehmen, obgleich sie mir, so viel ich weiß, durch keinen bestimmten Verfassungs-Paragraphen verbürgt ist. Verantwortliche Minister nennt man das! Na, meinetwegen, ich möchte ihre Dummheiten auch um keinen Preis der Welt zu verantworten haben. Das Beste daran ist, daß diese Menschen die sogenannte Verfassung noch vollends in Mißcredit bringen, und daß die Leute endlich froh sein werden, sich alles Ernstes von mir regieren zu lassen."

„So hätten Majestät doch vielleicht gar nicht so übel gethan, wenn Sie die Arbeiter-Deputation angenommen hätten," warf Sara ein.

„Ja, mein Gott!" rief der König, sie wollten es ja nicht, der Hey-Fisch und die anderen Salamander und Molche."

„Es wäre eine hübsche Gelegenheit gewesen, einmal direct zu dem Volke zu reden, eine Gelegenheit, die Majestät gewiß meisterhaft ausgebeutet hätte."

„Und würde nebenbei die Molche so geärgert haben! Aber warum kommst du mir jetzt damit, da es zu spät ist?"

„Ich wußte nicht, daß der Führer der Leute mein Neffe war, Majestät. Der arme Junge! Nun haben sie ihn eingesperrt, gewiß aus keinem andern Grunde, als um ihn aus dem Wege zu räumen!"

„Sehr wahrscheinlich! Aber man hat mir ihn als einen gräulichen Demagogen geschildert, und wenn er wirklich mit dem schwarzbraunen Jungen identisch ist —"

„Majestät, lassen Sie sich einmal den schwarzbraunen Jungen kommen; ich sterbe vor Begierde, das seltsame Geschöpf kennen zu lernen!"

„Wie ist das anzufangen?"

„Befehlen Sie, daß man ihn wieder frei gibt, und lassen Sie ihn sich vorstellen. Majestät wissen: aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schooß das Glück!"

„Nun, meinetwegen," rief der König aufspringend, „ich will ihn mir einmal ansehen, und wäre es auch blos, um Hey und seine Compagnie zu ärgern. Wie viel ist die Uhr?"

„Halb acht, Majestät!"

„Schon! So ist es ja die höchste Zeit, daß ich meinen officiellen Nachmittagsschlaf beende. Ach, was das wohl gethan hat!"

Der König reckte und dehnte sich in der närrischsten Weise, wie Jemand, der aus einem tiefen Schlaf erwacht.

Sara lachte, der König stimmte ein, indem er sich dabei mehrmals tief verneigte und rief: „Adieu, liebwertheste Prinzessin aus Tausend und Eine Nacht! Adieu, alter Drache, treue Hüterin des Schatzes meiner gelegentlichen heimlichen Freuden."

Sara erwiderte, auf ihren Stock gestützt, die Verneigungen mit wunderlicher Grandezza und antwortete:

„Adieu, liebwerthester Prinz von tausend und einigen Tagen! Adieu, junger Held, erhabener Gegenstand meiner beständigen mütterlichen Sorgen."

Der König lachte unmäßig und warf der alten Dame Kußhände zu, während er sich nach der Tapetenthür bewegte, die in dem Hintergrunde des Gemaches, von der Wand kaum zu unterscheiden, angebracht war.

Als er die Thür erreicht hatte, wendete er den Kopf noch einmal über die Schulter und rief:

„A propos! Wie heißt deine Nichte?"

„Silvia, Majestät!"

„Ein schöner Name für ein schönes Mädchen! Du sorgst dafür, daß ich sie wieder bei dir treffe. Bon soir!"

Die Thür schloß sich hinter dem Könige. Sara ließ sich wieder in ihrer Causeuse nieder und starrte vor sich hin. Der Ausdruck von Schalkhaftigkeit und guter Laune, der während der Anwesenheit des Königs fortwährend auf ihren Zügen gelegen hatte, war gänzlich verschwunden. Sie sah mit einenmale zehn Jahre älter aus. Ihr kranker Fuß, auf dem sie so lange hatte stehen müssen, schmerzte sie sehr; sie murmelte unwillig: „Verdammte Narrenspossen! Und er wird mit jedem Tage anspruchsvoller! Er war heute wieder betrunken! Ich sah's gleich an seinen Augen. Aber die Silvia muß ich haben. Eine zeitlang hielte es doch vor, und es wäre doch etwas An-

deres, als die dummen Dinger, die ihn nach acht Tagen langweilen. Er hat die Lisette heute nicht einmal angeblickt, und neulich schwur er, er habe nie ein hübscheres Mädchen gesehen. Es wird sich schwer machen lassen. Aber es wird sich machen lassen. Warum löscht denn die Gans die Lichter nicht aus! Soll ich am Ende gar für mich selbst Comödie spielen? Lisette! Lisette!

Vierzehntes Capitel.

Der Frühlingsabend lag warm und goldig über der gewaltigen Stadt, als Silvia aus dem Schlosse trat und den Weg nach Hause einschlug. Langsam, sinnend wandelte sie dahin. Was sie in der letzten Stunde erlebt hatte, war soviel seltsamer, als Alles, was sie bis jetzt erfahren, daß sie sich ernstlich fragte, ob sie träume oder wache. Hier fluthete der Abendschein noch um die Kuppeln der Tempel, um die Zinnen der Paläste, der Himmel blaute hoch hernieder — und eben erst war es um sie her kerzenerhellte Nacht gewesen; die Menschen drängten an ihr vorüber — Niemand sah ihr an, woher sie kam; dort trat die Wache vor der Prinzessin Philipp-Franz, die in offenem Wagen fuhr, in's Gewehr, und Spaziergänger auf den Trottoirs machten Front, lüfteten die Hüte und schauten sehr glücklich und befriedigt, wenn die schöne Dame mit dem Kopfe nickte — und mit ihr hatte der König gesprochen, er hatte ihre Hand in der seinen gehabt und sich tief verbeugt. Gab es denn noch Wunder? Und war es viel weniger als ein Wunder, daß sie genau zu der Stunde bei ihrer Tante sein mußte, als der König dort eintrat? Ja, wem hätte sie geglaubt, der ihr gesagt, daß der König sich durch die Corridore seines Schlosses stahle, um Tante Sara zu besuchen, Tante Sara, des Vaters

Schwester, die man dem Kinde so verdächtigt hatte, und die schließlich doch nur eine originelle, geistreiche alte Dame war, die allerdings in die alltägliche, hausbackene Wirklichkeit nicht paßte.

Und ihr selbst, die sie durch diese Wunder hindurchschritt, ihr würde der Wunder größtes gelingen: die Befreiung des Mannes, den Alle verlassen und verrathen hatten, der trotz seiner göttergleichen Stärke seinen Feinden unterlegen war! Ihr würde das gelingen, ihr, die noch vor wenigen Stunden die Hände in hilfloser Verzweiflung gerungen hatte!

Das junge Mädchen blickte stolz um sich, und im nächsten Momente senkte sie wieder die Augen. Nein, nicht stolz! — demüthig wollte sie sein, demüthig und reines Herzens, dann — aber dann auch gewiß — mußte ihr Alles herrlich gelingen.

So langte sie beim Hotel des Freiherrn an. Sie wunderte sich, die Thür auf und den Portier und den Diener Paul in eifrigem Gespräche mit einigen Bedienten aus einem benachbarten Hotel zu finden. Als die Gruppe der jungen Dame ansichtig wurde, trat sie auseinander.

„Was gibt's?" fragte Silvia den geschmeidigen Bedienten.

„O, die gnädigen Fräulein sind vor einer halben Stunde weggefahren, nachdem sie bis zum letzten Augenblicke auf Fräulein Silvia gewartet hatten; drinnen liegt ein Brief für Fräulein Silvia. Soll ich ihn holen?"

„Es ist nicht nöthig, ich werde es selbst thun."

Silvia's Herz schlug heftig, als sie den Flur entlang nach dem Wohnzimmer ging. Was hatte dies zu bedeuten?

Auf dem Tische lag ein Brief von Walter's Hand:

„Liebste Silvia! Soeben erhalte ich die Nachricht, daß der Freiherr sehr gefährlich erkrankt ist. Ich bringe Fräulein Charlotte und Amélie nach Tuchheim. Bleib du bis auf Weiteres hier. Ich schreibe dir, sobald ich kann, jedenfalls morgen."

Gerade jetzt!

Das war Silvia's erster Gedanke. Gerade jetzt mußte dies neue Unheil kommen! — „Bleib bis auf Weiteres" — was heißt das? Bis „morgen." Und dann? Dann von hier fort, während vielleicht noch nichts mit Leo entschieden ist. Sind wir denn nur die Schleppenträger dieser Familie, und haben kein eigenes Schicksal?

Die Thür wurde aufgerissen und Miß Jones stürzte in das Gemach. Sie hatte in der Eile den runden, hochgelben Strohhut verkehrt aufgesetzt, daß die breiten Lilabänder über die Schulter herab auf die blaue Mantille hingen. Ihre Gesichtsfarbe war von der Eile und der Aufregung sehr geröthet, ihre Augen standen voll Thränen, und ihre Stimme war von Schluchzen unterbrochen, als sie, Silvia umarmend, rief:

„Oh, Theuerste, Theuerste, haben Sie es gehört? Ist es nicht schrecklich? Armes, armes Mädchen! Wie wird sie es tragen!"

Silvia antwortete nicht, aber in ihr sagte eine Stimme: Wer hat mich gefragt, wie ich es trage?

„Ich bin positiv, daß er sterben wird," fuhr Miß Jones fort, „positiv! Was gedenken Sie zu thun, Silvia? Heute Abend elf Uhr geht der Courierzug, der aber keine Verbindung mit Tuchheim hat."

„Ich kann nicht fort," sagte Silvia.

„Des Hauses wegen? Theuerste, lassen Sie das mir! Uebermorgen beginnen meine Pfingstferien; es ist sehr

glücklich, daß diesmal alle meine jungen Damen nach Hause reisen. Ich bin gänzlich frei zu kommen und zu gehen. Wollen Sie heute Nacht fort, ich werde in einer Stunde hier sein, und Sie wissen, ich kann ein Haus verwalten!"

Miß Jones ging mit entschlossenen Schritten in dem Salon auf und ab. Sie fühlte das Bedürfniß, in dieser Lage irgend etwas zu thun. Dann aber überkam sie die Trauer um das neue Unglück, das so plötzlich über die Familie hereingebrochen war; sie setzte sich in einen Stuhl und klagte um den gütigen, milden Herrn, aus dessen Munde sie nie ein rauhes, unfreundliches Wort gehört habe die fünfzehn Jahre hindurch, die sie in seinem Hause verlebte; der, wenn er mit Frauen und Kindern sprach, nie die Stimme erhoben habe, und der, wenn je ein Mensch, ein Gentleman im schönsten Sinne des Wortes gewesen sei. Und wie dies edle Haus, dessen Herr jetzt dahin gehe, einst so stolz dagestanden habe, und wie seine Säulen eine nach der andern gebrochen seien, und jetzt nur noch die Frauen da wären, über den Trümmern zu weinen.

Miß Jones wischte sich die Augen, setzte ihren Hut wieder auf den großen Kopf, umarmte Silvia mit den Worten: „Senden Sie zu mir, wenn Sie meiner bedürfen!" und stürmte zur Thür hinaus.

Silvia blieb allein — unruhig, verwirrt. Der tiefe, edle Schmerz der treuen, wackeren Miß hatte kein volles Echo in ihrer Brust gefunden. Sie hatte nicht weinen können, als sie die Thränen der älteren Freundin fließen sah. Jetzt aber, wie sie sich umblickte in den Zimmern, die sie so oft mit heitern, geistreichen Menschen belebt gesehen hatte, und die nun leer und öde standen, um sich vielleicht nie wieder zu füllen, als ihr Auge auf diese

Möbel fiel, an deren jedem so viele ihrer Erinnerungen hafteten, auf jenes Sofa mit dem Ueberzug von blauem Damast, das sie als Kind so unendlich bewundert hatte, und das ihr nun fast fadenscheinig vorkam; als ihr Blick die Bilder an den Wänden streifte — die feinen, blassen Züge Charlottens, das rosige, von dunklem Haar umflatterte Mädchengesicht, das Amélie in ihrem zwölften Jahre vorstellte, und ihr noch heute ähnlich sah, das schöne, freundliche Antlitz des Mannes, der immer nur Güte und Liebe gegen sie gewesen war, und der jetzt dem Tode verfallen sein sollte — da athmete sie tief und schwer, aber weinen konnte sie auch jetzt nicht. Sie brauchen mich ja nicht, rief es in ihr, sie haben, Alle, Alle so viel Liebe im Leben und im Tode; er hat Niemanden — nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister oder Freunde — Niemanden, Niemanden als mich.

In dem Zimmer wurde es dunkel, das Kammermädchen kam, brachte Licht und fragte, ob das Fräulein befehle, daß zur gewöhnlichen Zeit servirt werde? Das Mädchen hatte den lebhaften Wunsch das Fräulein in eine Unterhaltung zu verwickeln, aber Silvia antwortete nicht, und das Mädchen schlich davon. Sie hatte dem Bedienten Paul nie glauben wollen, daß es „mit der Herrlichkeit bald zu Ende sein werde“ — jetzt ließ es sich freilich mit Händen greifen, daß es zu Ende sei.

Endlich fand sich Silvia in ihrem Zimmer am offenen Fenster sitzend. Sie hätte nicht zu sagen gewußt, wie sie dorthin gekommen sei. Von dem abendlichen Garten wehte die lauliche Luft herein. Der sanfte Schimmer des Mondes lag auf den hohen Bäumen, die Lilien auf den Beeten schienen weißlich durch das Dunkel. Aus einem benachbarten fürstlichen Garten kam fernher der Gesang der Nachtigallen.

„Wie konnte ich früher schwelgen in der Schönheit solcher Nacht! früher! Die ganze Herrlichkeit der Welt trank meine Seele in der Ahnung eines Glückes, das mir die Zukunft bringen mußte, und von dem mir das Säuseln des Windes in den Blättern, die Mondesstrahlen und die Flötentöne der Nachtigallen nur ferne, verworrene und doch so süß berauschende Kunde brachten. Ich wußte noch nicht, daß ich mein Leben in dieser Sehnsucht, die mir damals so köstlich dünkte, verzehren, daß die goldene Zukunft, der ich entgegenharrte, niemals kommen, daß man mich einspinnen würde in die Erbärmlichkeiten eines engbegrenzten Daseins ohne Ziel und ohne Zweck. Er hat mich herausgerissen aus dieser Qual, und deßhalb muß ich ihm dienen als meinem Heiland und Erlöser. Das ist das holde Glück nicht, das ich mir erträumte; es hat nichts zu thun mit alledem, was sonst ein Mädchenherz beseligt. Es ist kein Kosen in blühenden Lauben; — es ist der strenge Dienst der Priesterinnen in der kühlen Halle ihrer Gottheit. Einsam ist die Priesterin, aber der Gott ist es nicht minder. — Ja, du bist einsam, du Schöner, Stolzer! Einsam, wie der Mond da droben. Jetzt bedecken schwarze Wolken deinen Glanz: aber herrlicher denn zuvor wirst du daraus hervorgehen und hoch und höher deine leuchtende Bahn durch die Himmelsräume ziehen. Ich will nichts von dir! nichts als den Schimmer, der von deinem Glanz in meine Dunkelheit fällt."

Sie legte das Haupt auf den Arm an der Fensterbrüstung. So saß sie lange, lange Zeit.

Fünfzehntes Capitel.

Unterdessen donnerte durch die warme, mondhelle Frühlingsnacht der Schnellzug, der Charlotte, Amélie und Walter gegen Süden trug, rastlos dahin. Wälder und Felder, Wiesen und Seeen schwebten wie in einem Zauberspiegel vorüber. Auf einer Station hörte man, als der Zug hielt, aus den weißschimmernden Blüthenbäumen eines benachbarten Gartens die Nachtigallen schlagen.

„Wie schön ist die Nacht," sagte Charlotte, „liegt die Erde nicht da, als ob sie nur ein Aufenthalt für selige Geister sein könnte?"

Das Signal zur Wiederabfahrt ertönte, die Locomotive pfiff gellend, der Zug setzte sich in Bewegung und donnerte rastlos weiter durch die ambrosische Nacht. Die Drei im Wagen lehnten wieder still in ihren Ecken; selten nur, daß ein leises freundliches Wort zwischen den Frauen gewechselt wurde. Auch Walter wurde immer schweigsamer, je weiter die Nacht vorschritt; Charlotte glaubte, daß er mit der Müdigkeit kämpfe und bat ihn, schlafen zu wollen.

Wie sollte er schlafen mit dieser Sorge im Herzen! Stunde um Stunde verrann, nur noch zwei oder drei Stationen, und den geliebten Beiden, die sich gegenseitig Muth und Trost einsprachen, konnte das Furchtbare nicht länger verborgen bleiben. Und was dann?

Wieder eine Station, an der sonst angehalten wurde und der Schnellzug jetzt in rasselnder Eile vorüberbrauste. Schon die nächste war der Ort, von welchem die neue Zweigbahn nach dem Gebirge abging.

Walter dachte der ersten Fahrt, die er auf dieser Bahn gemacht, vor drei Jahren, als er nach seinem letzten Examen den Vater in Tuchheim besuchte. Er hatte es so eilig gehabt, dem Vater selbst in Person die gewünschte Nachricht zu bringen; denn daß Fräulein Charlotte mit den beiden jungen Damen in eben der Zeit zu einem kurzen Besuch in Tuchheim war, mochte er sich als den Hauptgrund seiner Eilfertigkeit nicht eingestehen. Aber sicher hatte ihm dieser Zufall ein paar der schönsten Tage seines Lebens verschafft, deren Erinnerung ihm später so manche Widerwärtigkeit des neuen Amtes getreulich überwinden half. Als sie zusammen zurückfuhren, hatte er erfahren, daß Amélie ihn liebte. Sie hatten sich einander gegenüber gesessen in dem halbdunklen Coupé, fast wie jetzt, und immer waren die geliebten Augen auf ihn gerichtet gewesen, die Frühlingsnacht hindurch, immer mit demselben glückselig beseligenden Licht, und als die Morgendämmerung heraufkam und die goldenen Sterne am rosigen Himmel erloschen, da hatten die zwei lieben Augensterne ihm noch immer gestrahlt, milder freilich und weicher und verschämter, als während der Nacht, aber noch immer selig und beseligend.

Auch heute sah er diese holden Augen wieder auf sich gerichtet, aber mit wie anderem Ausdruck! Und doch wußte sie nicht, welcher Jammerscene sie entgegenfuhr. Sie hatte sich nach den Einzelheiten seines Processes erkundigt, als Charlotte bat, ihnen aufrichtig zu sagen, wie das Urtheil ausgefallen sei; sie war erschrocken gewesen, als Walter,

der Wahrheit gemäß, antworten mußte, daß man ihn zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt habe, daß aber seine Freunde hofften, die zweite Instanz werde die Strafe entweder ganz aufheben, oder doch sehr wesentlich verringern. Es war ihm unheimlich, von sich und seinen Angelegenheiten zu sprechen, während in diesem Augenblicke vielleicht dem geliebten Mädchen der Vater starb.

Wie würde sein eigener Vater es tragen? Mit stiller Würde, wie er Alles trug, gewiß! Aber doch wie schwer, wie schwer! War ihm doch der geliebte Herr die Hälfte seines Lebens gewesen! Hatte er ihn doch geliebt mit der ganzen romantischen Treue, die ein schottischer Clanman für seinen Häuptling hat, und mit der ganzen Zärtlichkeit, mit der der Bruder einen Bruder liebt; hatte ihn vielleicht umsomehr geliebt, je mehr Sorgen dem Ernsten, Gewissenhaften das unberechenbare Wesen des Andern gemacht hatte. Wie hatte er sich damals vor drei Jahren — ganz gegen seine Gewohnheit — mit kühnen Projecten getragen, den Ertrag der Güter jetzt, da die Eisenbahn sie durchschnitt, vielleicht doch noch zu steigern, um den Freiherrn trotz alledem unabhängig von seinem Schwager zu machen, ihn womöglich zurückzulocken nach Tuchheim, damit sie den Rest ihres Lebens zusammen verleben könnten, wie sie die Jugendzeit zusammen verlebt hätten! ... Und nun!

Häuser, Signallichter, der schrille Ton der Dampfpfeife, schon wieder eine Station — die letzte! Die Bahnhofsuhr zeigte auf drei, die Morgenkühle wehte in den Wagen. Walter schloß das Fenster und öffnete es alsbald wieder, da es ihm war, als müßte er ersticken. Charlotte breitete einen Shawl über Amélie, die nun doch die Müdigkeit überwältigt hatte, und setzte sich zu Walter, seine Hand in die ihre nehmend.

„Sie haben heute einen schweren Tag und eine schlimme Nacht gehabt, lieber Walter,“ sagte sie leise: „Ihre Hand ist fieberhaft; ich fühle es durch den Handschuh hindurch; Sie sollten hier nicht am offenen Fenster sitzen, daß Sie uns nicht auch krank werden und Sorge machen, Sie, der jede Sorge von uns nehmen, der uns am liebsten auf seinen Händen durch das Leben tragen möchte. Lieber Walter, seien Sie nicht so traurig! Es wird noch Alles gut werden. Liebe kann nur Liebe lohnen, und meiner Liebe, Amélie's Liebe sind Sie sicher. Ja, Walter, und auch mein Bruder liebt Sie, ich weiß es gewiß, weiß es besser, als er es selber jetzt wol weiß. Er hat viel Leiden erfahren in diesen letzten Jahren, und das hat für den Augenblick seinen Geist verdüstert und sein Herz verwirrt. Aber edle Menschen gehen schließlich aus den Leiden edler hervor. Vielleicht, daß diese Krankheit, die gewiß schon lange an ihm nagte, eine wohlthätige Krisis ist, die ihn sich selbst und uns Allen zurückgibt.“

Walter konnte es nicht länger tragen. Er nahm Charlottens beide Hände und sagte:

„Edle Menschen gehen aus Leiden edler hervor! Daran will ich festhalten, daran müssen wir Alle festhalten in der nächsten Stunde.“ Und seine Lippen an ihr Ohr neigend, sagte er ihr Alles, was er selber wußte.

Charlotte erwiderte nichts; sie lehnte sich in ihren Platz zurück und bedeckte die Augen mit der Hand. Walter versuchte nicht, dies Schweigen zu unterbrechen; er sagte sich, daß eine so schöne große Seele in einem solchen Augenblick mit sich allein sein müsse. In der That, obgleich er die unendliche Liebe kannte, mit der Charlotte an diesem ihrem Lieblingsbruder hing, hatte er doch viel weniger für sie als für Amélie gefürchtet, deren weiches, uner-

fahrenes Herz der entsetzliche Schlag furchtbar treffen mußte. Und Amélie dachte wol nicht, daß der Vater sterben könnte; für sie war der Vater eben nur krank; würde sie sich vom Schlaf haben überwältigen lassen, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte, daß sie vielleicht schon binnen einer Stunde über dem theuren Todten würde weinen müssen?

Walter schaute voller Mitleid in das liebliche Antlitz, an dessen milder Schöne sein Auge so oft in trunkener Seligkeit gehangen: die reine Stirn, die anmuthig geschweiften Brauen, die langen Wimpern, die jetzt die zarte Wange berührten, die feinen keuschen Lippen, die jetzt im Schlafe leise sich geöffnet hatten.

Die Schlummernde wendete den Kopf, daß das Licht noch heller auf ihr Gesicht fiel. Wie schön es sich mit seiner Umrahmung dunkler Locken von dem Purpur des Sammts abhob! Wie schön und wie blaß! Und täuschte Waltern das trügerische Licht, oder zuckte es schmerzlich und immer schmerzlicher um den reizenden Mund?

Charlotte wendete sich zu ihr; Amélie weinte und schluchzte im Schlaf, richtete sich jetzt, als Charlotte sie berührte, jäh empor, blickte scheu um sich und warf sich in Charlottens Arme.

„O, Tante, ich hatte einen so fürchterlichen Traum! Mir träumte, ich ging mit dem Vater im Walde, und da trat aus den Bäumen ein Mann hervor, der auf den Vater anlegte und schoß, und der Vater lag todt zu meinen Füßen, und aus der Brust tropfte das rothe Blut — o, mein Gott!"

Amélie drückte, noch immer heftig weinend, ihr Gesicht fester an Charlottens Busen, Charlotte blickte auf

Walter und fragte, mehr mit der Bewegung der Lippen als mit Worten: „Wie weit noch?“

Walter deutete auf ein rothes Licht, das eben an dem Fenster vorüberglitt. Der Dampfpfeife greller, langgezogener Ton — eine halbe Minute später hielt der Zug.

Der Perron wimmelte von dunklen Gestalten; es waren Arbeiter aus den Fabriken, welche ihre Deputation, die mit diesem Zuge kommen mußte, erwarteten.

„Ein Hurrah für unsere Brüder,“ rief eine laute rauhe Stimme und hundert rauhe Stimmen wiederholten den Ruf.

„Ihr Wagen hält gleich hinter dem Perron,“ sagte der Bahnhofs-Inspector, der selbst die Thür geöffnet hatte.

Es war ein junger Mann, ein Tuchheimer Kind, und der freiherrlichen Familie sowie auch Walter wohl bekannt.

„Wie steht es auf dem Schlosse?“ fragte Walter flüsternd.

Der Inspector zuckte die Achseln mit einem vielsagenden Blick auf die Damen und rief einen Mann herbei, die Gesellschaft zum Wagen zu führen.

Sie drängten sich mühsam durch die Menge.

„Macht Platz, gute Leute,“ sagte Walter.

„Macht Platz!“ riefen ein paar Stimmen, „seht ihr denn nicht, daß es das Fräulein ist!“

Man gab Raum; mehrere zogen die Mützen; es waren Leute aus den umliegenden Dörfern, in deren Hütten Charlotte in früheren Jahren so oft Rath und Trost und Hilfe gebracht hatte; Andere blickten theilnehmend oder neugierig, und theilten sich, als die Gruppe vorbei war, ihre Bemerkungen mit. Walter drängte zur

Eile. Amélie sollte nicht von diesen Lippen erfahren, daß sie den Vater verlieren würde, vielleicht schon verloren hatte.

Er hob die Damen in den Wagen, den Knecht, der die Pferde lenkte, zur Eile antreibend.

In dem Dorfe fiel durch die niedrigen Fenster und Thüren hie und da schon der Schein der Lichter, oder der eben entzündeten Morgenfeuer von den Herden. Die Fabrikgebäude, die man in der Ferne sah, lagen noch still und dunkel; nur aus einem der hohen Schlote stieg eine ungeheure Rauchwolke, in ihrem unteren Ende dann und wann von rothen Flammen durchzuckt! Von dem Kirchthurm — wie gut Walter den blechernen Klang der alten Glocke kannte! — schlug es Vier.

Als sie langsam den Schloßberg hinauffuhren, blickte aus der Ebene herauf der erste Purpurstreifen des kommenden Tages; in den stillen Büschen an der Wegseite tönten einzelne Vogellaute; immer weiter breitete sich die Dämmerung über den grauen Himmel, und immer bleicher erschienen die Gesichter der Drei im Wagen. Charlotte hatte Amélie's Hand in der ihren; gesprochen wurde nichts.

Endlich tauchte der Wagen aus den Büschen heraus und fuhr im schnellen Trabe vor das Schloß.

Auf dem weiten Rasenplatze standen einzelne Gruppen, Männer und Frauen, die nach ein paar matt erleuchteten Fenstern in dem Erdgeschoß geblickt hatten, und jetzt, als der Wagen vorbeikam, sich näher nach der Freitreppe drängten.

Walter hob die Damen aus dem Wagen; Charlotte stieg festen Schrittes die wenigen Stufen hinan; Amélie klammerte sich an Walter's Arm. Alle blickten nach dem Portal und der weit geöffneten Thür, über deren Schwelle jetzt eben Fritz Gutmann ihnen mit raschen Schritten ent-

gegentrat. Der Morgenwind spielte mit dem ergrauenden Haar und das Morgenlicht schien hell genug auf seine braunen Wangen, über die die Thränen rannen. Er streckte Charlotten beide Hände entgegen.

„Todt?" fragte Charlotten's starrer Blick.

„Todt!" antworteten des Försters zuckende Lippen.

„Armes, armes Kind!" murmelte Charlotte, indem sie die wankende Amélie in ihre Arme faßte und aus dem Portale in die Hälle führte, „armes, armes Kind!"

Sechszehntes Capitel.

Der helle Morgen weckte Silvia aus verworrenen Träumen. Erst nach und nach gelang es ihr, mit klarem Bewußtsein die Ereignisse des vergangenen Tages überschauen zu können. Und nun sah sie, daß von den glänzenden Hoffnungen, denen sie sich gestern so vertrauensvoll überlassen, noch nichts erfüllt, daß noch Alles in Frage gestellt sei. Wer bürgte ihr, daß der König nicht schon heute über anderen Dingen vergessen hatte, was er gestern halb und halb nur zugesagt? daß die Tante den Muth haben würde, den König zu erinnern, wenn er sie merken ließ, daß er nicht erinnert sein wolle?

Die Angst um Leo erwachte von neuem. Wenn auch seine Gefangenschaft nur von kurzer Dauer sein würde — seine Sache lag doch hoffnungslos danieder, und nicht um seine Person, um die Sache, die er verfocht, war es dem Stolzen zu thun.

Mit fieberhafter Spannung erwartete Silvia die Zeitung. Endlich kam das Mädchen mit dem Frühstück und der Zeitung. Silvia konnte kaum erwarten, daß sie wieder allein war. Hastig entfaltete sie das Blatt; sie brauchte nicht lange zu suchen.

In einem langen Artikel war das vorg stern Abend Geschehene mitgetheilt, und in einer Weise, die Silvia

die Röthe des Zornes in Stirn und Wangen trieb. Der in der Versammlung ausgebrochene Tumult wurde beklagt, aber doch als eine ganz natürliche Reaction der soliden Arbeiter gegen das wühlerische Treiben von Leo's Partei bezeichnet, die denn auch schließlich das nothwendig gewordene Einschreiten der Polizei zu verantworten habe. Aus wie unlauteren Motiven übrigens die ganze Agitation hervorgegangen, werde leider wol die gegen Leo eingeleitete Untersuchung ergeben. Wie man aus guter Quelle höre, sei in der Wohnung des Agitators eine Menge der compromittirendsten Papiere vorgefunden worden.

„Und doch will ich ihnen die Beute, die sie so sicher zu haben glauben, entreißen," sagte Silvia.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb mit fliegender Feder an Tante Sara:

„Du liest keine Zeitungen, Tante Sara! Wie leicht kannst du also glauben, daß meine Sorge für Leo nur der Ausfluß unverständiger Furcht ist. Lies, ich bitte dich, die Einlage. Dein kluges, welt- und menschenkundiges Auge wird zwischen den Zeilen lesen, wie man sich freut, den edlen Hirsch niedergehetzt zu haben, während man sich die Miene gibt, sein Schicksal zu bedauern. Tante Sara! Er ist verloren, wenn deines königlichen Freundes machtvolle Hand sich nicht schützend über ihn ausstreckt. Wer weiß, was man heute schon dem Könige berichtet, wie man sich mühen wird, sein offenes Herz gegen den edelsten der Menschen zu verschließen! Und doch! Sie würden sich verstehen, könnten sie sich nur einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Es würde die Zusammenkunft zweier Könige sein. Tante Sara — es ist viel in deine Hand gelegt! Könntest du es herrlich ausführen — ich würde vor dir niederfallen und dich anbeten."

Sie überlas nicht, was sie geschrieben; hastig schnitt sie aus der Zeitung die Stelle über Leo aus, legte sie in den Brief und klingelte.

„Dieser Brief muß sogleich besorgt werden. Fräulein Sara Gutmann wohnt im Schlosse; wenn Paul nicht hinfinden kann, muß er sich bei dem Castellan erkundigen."

Silvia hatte das Mädchen nicht angesehen, als sie mit hastiger Stimme diese Worte vorbrachte. Der Name ihrer Tante war noch nie den Leuten gegenüber genannt worden; sie sah, ohne sie zu sehen, die erstaunte, fragende Miene des Mädchens.

Sie athmete tief auf, als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte.

„Ist es möglich, daß man sich so sklavisch von den Vorurtheilen beherrschen läßt? Wie kann ich diesen Weg gehen, wenn ich schon bei den ersten Schritten strauchle? wie ihm helfen, wenn ich mich immer nach den Anderen umsehe, was die dazu sagen?"

Aber trotz alledem wollte es nicht ruhiger in Silvia's Seele werden. Bei jedem Geräusch im Hause fuhr sie zusammen, als ob jetzt eine Entscheidung kommen müsse. Sie wollte ihre Unruhe weglesen, wegschreiben, wegspielen, wegsingen — es gelang nicht.

So vergingen die Stunden. Endlich — es war schon gegen Abend — brachte man ihr einen Brief, aber nicht von der Tante, sondern von Miß Jones. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen: „Theure Silvia! Ich empfange soeben eine telegraphische Depesche aus Tuchheim; des Freiherrn Zustand hat sich noch verschlimmert. Ich komme zehn Minuten nach acht Uhr, um bei Ihnen zu bleiben; meine alte Stube ist ja immer für mich be-

reit. Ich habe meine letzten jungen Damen heute schon weggeschickt und bin für mehrere Tage ganz frei."

Silvia starrte auf den Brief, den sie in ihren Schoß hatte sinken lassen. Sie hatte den Freiherrn immer sehr geliebt, wie sie denn auch von ihm mit unendlicher, sich immer gleichbleibender Güte, so lange sie denken konnte, behandelt war. Der Freiherr hatte oft im Scherz behauptet, daß er und Silvia wahlverwandte Naturen seien, und er hatte vielleicht nicht so ganz Unrecht gehabt, wenigstens hatten sie fast immer in ihrem Geschmack, in ihren Ansichten, in ihren Gefühlen harmonirt. Gerade dies schöne Verhältniß zu dem stattlichen Herrn war für Silvia in den letzten Jahren verzehrender Ungeduld und rastlosen Sehnens in die Ferne das Band gewesen, das sie stärker als alle anderen in diesem Hause festgehalten hatte. Nun mußte auch dieses Band zerreißen, als ob nichts mehr den Flug zu einem neuen energischeren Leben hemmen sollte. Silvia empfand es als eine Schmach, daß sie in diesem Augenblick daran zuerst denken konnte, und doch kam sie immer wieder darauf zurück.

„Ich kann nicht anders," sagte sie endlich zu sich selbst, „sie haben zu lange den Strom meines Lebens künstlich eingedämmt."

Sie saß noch immer mit dem Brief in ihrem Schoße, als Paul, der Bediente, hereintrat und ihr eine Karte überbrachte.

„Die Dame wartet auf Antwort," sagte Paul.

Silvia nahm die Karte und las: „Fräulein Sara Gutmann." In der Ecke: „Tournez, s'il vous plaît;" auf der Rückseite: „Hast du eine Stunde für mich übrig? Laß mich nicht warten!"

„Wo ist die Dame?" fragte Silvia.

„Vor der Thür; in ihrer Equipage.“

„Sagen Sie ihr, daß ich sogleich kommen werde.“

„Sehr wohl, Fräulein.“

Der Bediente Paul hatte ein Paar lebhafte schwarze kleine Augen, deren Blick für gewöhnlich etwas unstet war. Er konnte die Leute nur ansehen, wenn sie ihn nicht ansahen, pflegte aber solche Momente gut zu benützen. So hatte er denn auch jetzt bemerkt, daß des Fräuleins Hände gezittert hatten, als sie die Karte entgegennahm, und daß, während sie unverwandt auf die Karte schaute, ihr das Blut in die Wangen geschossen war. Der Anblick einer jungen Dame, die zur Unzeit roth wurde, hatte etwas besonders Ergötzliches für den Bedienten Paul; er schnitt, als er aus dem Zimmer ging, eine lustige, fürchterliche Grimasse.

Mit vor Aufregung zitternden Händen machte sich Silvia zur Ausfahrt zurecht. Was für Nachricht brachte die Tante? War schon Alles entschieden? War Leo frei?

Und während sie sich die Hutbänder zuband und die freudige Erwartung ihr Thränen des Dankes für die Tante in's Auge trieb, dachte sie, was Fräulein Charlotte und Amélie wol sagen würden, wenn sie vorn im Salon am Fenster wären, während Tante Sara in ihrem Wagen mit der goldenen Lorgnette vor den halberloschenen Augen bald nach den beiden Damen im Fenster, bald an dem Hause in die Höhe blickte.

Und da saß Tante Sara in einer zweisitzigen Hofkutsche, die Lorgnette vor den Augen, durch die geöffnete Wagenthür, an der ein Bedienter mit der königlichen Livrée stand, nach dem Bedienten Paul blickend, der in der offenen Hausthür auf Fräulein Silvia wartete.

„Ah vous voilà, ma chère!“ rief Tante Sara, in

die Ecke links rückend, während die beiden Bedienten, der königliche und der freiherrliche, der jungen Dame in den Wagen halfen.

„In den Park!“ rief Tante Sara.

„Zu Befehl!“ sagte der königliche und lief hinter dem Wagen herum, um auf seinen Platz neben dem Kutscher zu gelangen. Wie die Pferde anzogen, winkte er über das niedrige Verdeck des Wagens dem freiherrlichen, der noch in der Thür stand, mit dem Auge, — ein Zeichen, das jener sogleich mit einer entsprechenden Gebehrde beantwortete.

„Du liebes Kind,“ sagte Sara, als der Wagen sich in Bewegung setzte, „mußt mir verzeihen, daß ich nicht ausgestiegen bin und mich Fräulein Charlotte vorgestellt habe, ich hätte mich recht gefreut, sie nach so vielen Jahren wiederzusehen — wir waren früher große Freundinnen! — aber das Gehen wird mir schwer, weißt du, und überdies muß ich mich heute vor allen Emotionen hüten; ich habe so leise Anzeichen einer heranziehenden Migräne. Was sagst du, süßes Kind? Ich höre schlecht auf diesem Ohr.“

„Du hättest Fräulein Charlotte nicht gefunden — sie und Amélie sind gestern Abend nach Tuchheim zurück. Der Freiherr sollte sehr krank sein, vor einer Stunde habe ich die Nachricht erhalten, daß sein Zustand sich noch verschlimmert hat.“

„Oh, mon Dieu!“ sagte Tanta Sara, indem sie sich in die Ecke zurücklehnte und ihr parfümirtes Tuch vor die Augen hielt.

Silvia hatte ihr durchaus nichts Neues gesagt. Der Bediente Paul, der Silvia's Brief überbrachte, hatte in der schönen Lisette eine Bekannte aus einer sehr heiteren

Episode seines vielbewegten Lebens gefunden. Die guten Bekannten hatten sich in der Eile ihre neuesten Erlebnisse mitgetheilt und sich gegenseitig von ihren respectiven Situationen bei ihren jetzigen Herrschaften ein ziemlich anschauliches Bild entworfen. Dabei hatte denn Paul auch der plötzlichen Abreise seiner Herrschaften und des Grundes dieser Abreise Erwähnung gethan, und Lisette von diesen Neuigkeiten der Herrin getreulichen Rapport abgestattet. Fräulein Sara hatte diese Nachricht als einen ganz unverhofften Glücksfall begrüßt, der einem Plan, welchen sie heute morgen ausgesonnen, und über den sie bereits viel mit dem kranken General von Tuchheim correspondirt hatte, außerordentlich förderlich zu werden versprach.

„Mon Dieu, mon Dieu!“ wiederholte Tante Sara, indem sie das Tuch von den Augen nahm und Silvia mit einer Miene tiefsten Beileids anblickte. „Du armes, armes Kind, was mußt du gelitten haben — was mußt du leiden! Und dazu die Sorge um unseren lieben Leo! Ach, süßes Kind! Es hätte deines Briefes nicht bedurft! Ich habe die lange, lange Nacht gesessen und gesonnen und gesonnen, und heute den ganzen Tag Briefe geschrieben, Personen empfangen, ausgefragt, instruirt — mit Einem Worte: für ihn, für dich rechtschaffen gearbeitet. O, es bedarf bei mir nicht langer Zeit, mich in einer verwickelten Angelegenheit zurecht zu finden; aber mein Kopf, mein armer Kopf!“

„Gute, beste Tante, wie soll ich dir danken!“ sagte Silvia, Sara's schmale, knöcherne Hand, die in dem feinsten Lila-Glacé-Handschuh steckte, ergreifend und herzlich drückend.

„Ich will keinen Dank, liebes Kind! Ich bin daran

nicht gewöhnt, ich habe niemals im Leben Dank für das, was ich an Anderen Gutes that, gehabt."

Silvia verlangte sehr zu wissen, wie Leo's Angelegenheit jetzt stehe, aber sie scheute sich, direct zu fragen. Sara hatte sich wieder in ihre Ecke zurückgelehnt; der Lärm der Straße schien sie sehr anzugreifen. Als aber der Wagen aus dem prachtvollen Thor in den Park bog und die chaussirte Straße das Geräusch der Räder verminderte, richtete sie sich wieder auf und sagte in ihrer munteren Weise:

„Nicht so blaß, mein süßes Kind, so blaß und so angstbeklommen! Ich bin in meinem Leben in so viel schwierigen Situationen gewesen, habe so viel erfahren und erduldet, daß ich ein Recht habe, den Kopf oben zu behalten, wo Andere ihn verlieren. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn du nicht aus demselben Stoffe wärest. Und du bist jung und stark, ich bin eine alte, gebrochene Frau. Ich kann nichts weiter, als meine letzten Stunden für die benützen, die mich nicht von sich gestoßen haben würden, wenn sie mich gekannt hätten."

Und Tante Sara verneigte sich tief vor den jugendlichen Insassen einer fürstlichen Equipage, die eben an ihnen vorüberflog.

Man war mittlerweile zu dem belebtesten Theile des Parkes gelangt, der um diese Abendstunde von Fußgängern, Equipagen und Reitern wimmelte. Der Wagen war oft genöthigt, langsam zu fahren, man konnte mit aller Bequemlichkeit die Vorüberfahrenden, Reitenden, Promenirenden mustern und von ihnen gemustert werden. Die Tante, welche die goldene Lorgnette nicht von den Augen nahm, hatte sehr viel zu sehen, sehr viel zu grüßen. Sie schien alle Welt zu kennen, und während sie herablassend

mit dem Kopfe nickte, oder sich tief verneigte und fortwährend dabei lächelte, erzählte sie unaufhörlich kleine Geschichten, pikante Anekdoten, von denen die wenigsten für die betreffenden Personen besonders schmeichelhaft waren.

„Ah! sieh da! Der Baron v. Krakow! Der tausend! Wie kommt denn der wieder zu dem reizenden Gig mit dem Vollblutfuchs? Ich denke, seine Gläubiger haben ihm die letzte Pferdedecke, geschweige denn das letzte Pferd abgepfändet! Aber der Himmel weiß, wie diese edlen Herren hinter dem letzten Wucherer noch den allerletzten entdecken! — Herr Graf v. Rebenstein! Ergebenste Dienerin! Arme Gräfin! Sieh, wie sie da sitzt, auf diesem unsinnigen Gestell von einem Wagen! Sie ist die nervöseste kleine Person, die man sich denken kann, und er findet, halb blödsinnig, wie er ist, seine Freude daran, sie in Situationen zu bringen, wo sie vor Angst fast umkommt. Ein guter Freund von Henri v. Tuchheim, Silvia! Wundere mich, daß er und sein Telemach sich heute nicht sehen lassen. Quand on parle des loups! . . . Da sind sie! da drüben in der Allee, sie können uns nicht wohl sehen. Schön beritten! Wieviel die beiden Thiere wol dem alten Sonnenstein kosten! Henri ist einer der besten Reiter — nun, die Tuchheim's sitzen alle gut zu Pferde! — aber auch Alfred v. Sonnenstein — gar nicht so schlecht! Sollte nicht so scharf reiten, der arme Junge; sieht übel aus. — Vor wem machen sie denn da Front? Ach! Princeß Philipp Franz! Ja, ja! das scheint der Himmel auf Erden, jung, bildschön, Prinzessin — aber, aber — es prüfe, wer sich ewig bindet! Gott, wie schön sie heute wieder ist!"

So plauderte Tanta Sara, halb mit sich selbst, halb mit Silvia sprechend, immerfort. Silvia war ganz ver-

stummt. Sie konnte sich heute in die Tante noch viel weniger finden, als gestern. Gestern hatte sie in ihrem phantastischen Hausanzug etwas ganz Eigenartiges gehabt; heute, in elegantester Promenade-Toilette, sah sie aus, wie hunderte von Damen, die da in den tiefsitzigen Wagen, bequem in die weichen Kissen zurückgelehnt, vorüberglitten. Und doch, je länger die Fahrt währte, desto mehr fühlte sich Silvia wieder von dem Wesen der Tante angezogen. Es war doch etwas Besonderes um diese intimste Kenntniß der Verhältnisse von Hunderten und Hunderten mehr oder weniger hochgestellter Personen. War es Schuld der Tante, daß diese große Welt, wenn man sie so aus der Nähe durch goldgeränderte Lorgnettengläser ansah, so klein erschien? Konnte man es der Tante, die sich über ein Menschenalter in dieser Welt bewegt hatte, zum Vorwurf machen, daß sie skeptisch und satyrisch und zum Theil recht bitter geworden war? Und bewies nicht auf der anderen Seite ihre rege Theilnahme für Leo, wenn sie dieselbe auch auf ihre Weise an den Tag legte, daß sie sich inmitten dieser frivolen Welt ein Herz bewahrt hatte, das mit dem Leidenden sympathisiren konnte?

Dennoch athmete Silvia leichter, als man sich nach einer Stunde wieder dem Thor näherte. Wie die Tante beinahe Alle, die ihnen begegneten, kannte, so mußte sie auch von beinahe Allen gekannt sein, und dies fortwährende Sichneigenmüssen vor Personen, die ihr ganz fremd waren, hatte für Silvia etwas unbeschreiblich Peinliches; peinlicher aber waren ihr die verwunderten, fragenden Blicke nicht weniger Herren und Damen aus dem Kreise, der sich in des Freiherrn Hause zu versammeln pflegte, so daß sie sich zuletzt in die Ecke des Wagens zurücklehnte, um diesen Blicken so viel als möglich auszuweichen.

„Du bist ja so still geworden, süßes Kind,“ sagte Tante Sara.

„Was soll ich sagen, da du die Kosten der Unterhaltung in so anmuthiger Weise trägst?“

„Schmeichlerin! Aber ich fühle, daß ich zu viel gesprochen habe. So etwas rächt sich bei mir sehr grausam. Ach, mein armer Kopf.“

„Es ist wol nur, daß wir jetzt wieder auf das Straßenpflaster kommen.“

Tante Sara antwortete nicht. Sie hielt sich ein Riechfläschchen an die Nase, indem sie in die Kissen des Wagens zurücksank. Ihre lebhaften Züge hatten plötzlich den Ausdruck heftigen Leidens angenommen.

„Soll man langsamer fahren, Tante?“

„Um Himmelswillen nicht! Es ist die höchste Zeit, daß ich nach Hause komme? o, mein Gott, mein Gott!“

In wenigen Minuten war man beim Schlosse angelangt. Der Wagen hielt im Hofe vor der Thür. Tante Sara versuchte sich aufzurichten: „Leb' wohl, mein süßes Kind! Habe tausend Dank! Oh, mon Dieu!“, und sie sank wieder in die Kissen zurück.

Der Bediente öffnete den Schlag.

Wir werden das Fräulein hinaufführen müssen,“ sagte Silvia, „ihr ist plötzlich sehr unwohl geworden.“

Sie umfaßte die Tante, der Diener empfing sie in seinen Armen. Auf den Diener und auf Silvia sich stützend, so daß ihr Kopf an der Schulter des jungen Mädchens ruhte, begann Tante Sara die Treppe zu ersteigen. Glücklicherweise war sie sehr leicht, und so wurde es denn möglich, sie ohne weiteren Beistand bis

nach oben zu schaffen. Die Thür wurde auf das kräftige Schellen des Dieners sogleich geöffnet.

„Ach, mein armes Fräulein!“ rief Lisette, „ich habe es mir doch gedacht!“

„Ich werde, wenn Sie erlauben, Ihnen das Fräulein zu Bett bringen helfen!“ sagte Silvia.

Siebzehntes Capitel.

Sie hatten Tante Sara in das prachtvolle Himmelbett gelegt. Lisette hatte sich entfernt, der Herrin einen Thee zu bereiten, der ihr in diesen Zuständen immer besonders gut that. Silvia saß an dem Bette und lauschte den unregelmäßigen Athemzügen und dem gelegentlichen Stöhnen der Kranken.

„Silvia!“

„Liebe Tante!“

„Verlaß mich noch nicht, ich habe dir noch Manches zu sagen; der König — o, mein Gott!“

„Quäle dich nicht, liebe Tante, ich bleibe bei dir — auf jeden Fall!“

„Man wird dich vermissen.“

„Ich werde ein paar Zeilen schreiben.“

„Thu' das, mein Kind! Es wird mich so beruhigen — du findest dort Papier und Tinte — oh!“

Silvia schrieb an Miß Jones, die um diese Zeit schon in dem Hause des Freiherrn angelangt sein mußte, daß sie sich bei Tante Sara auf dem Schlosse befinde, und, da die Tante plötzlich heftig erkrankt sei, nicht wisse, wann sie zurückkehren könne.

Lisette brachte den Thee. Silvia fühlte eine seltsame Beklommenheit, als sie Lisetten das Briefchen gab, damit

dieselbe es von einem Schloßdiener besorgen lasse. Wie sollte Miß Jones aus diesen wenigen, ungeschickt gefaßten Zeilen sich zurechtfinden? Was sollte sie, die das Verhältniß zu Tante Sara sehr gut kannte, von dem Allen denken! Aber zu einem andern, ausführlicheren Brief war keine Zeit und Silvia mußte sich sagen, daß auch ein solcher Brief in der Sache nichts ändern könne. So setzte sie sich denn wieder an das Bett der Tante.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Die Kranke bewegte sich unruhig.

„Silvia!“

„Liebe Tante!“

„Sind wir allein?“

„Ja.“

„Die Sorge um Leo läßt mich nicht in Schlaf kommen, und doch ist Schlaf das einzige Mittel, mich von den furchtbaren Schmerzen zu befreien.“

Die Tante sprach so leise, Silvia hatte Mühe, sie zu verstehen.

„Wir müssen das Beste hoffen,“ sagte sie.

„Hoffen und harren, mein Kind — du kennst das Wort. Könige haben ein sehr kurzes Gedächtniß, wenn ihnen die Erinnerung irgendwie unbequem ist, und in diesem Falle thut Eile noth. Ist die Untersuchung gegen Leo schon zu weit vorgeschritten, kann auch der König nichts mehr thun.“

„Du wirst morgen wieder wohl sein.“

„Vielleicht, ich weiß nicht, es kommt mir sehr ungelegen. Wenn der König — heute Abend —“

„Um Gotteswillen, Tante; erwartest du ihn?“

„Erwarten? Nein, das heißt, er kann jeden Augenblick kommen; seit fünf Jahren ist kein Tag gewesen, wo

ich nicht um diese Stunde bereit war, ihn zu empfangen. Er läßt sich oft wochen-, monatelang nicht sehen, und kommt dann wieder mehrere Abende hintereinander. Er weiß nicht, welche Opfer ich ihm bringe, wie oft ich mich krümme vor Schmerzen, oder vor Müdigkeit kaum auf meinen alten Beinen halten kann; aber wehe mir, wenn ich ein einzigesmal auf meinem Posten fehlte! Er würde mir nie vergeben."

„Was sollen wir thun?"

„Ich will versuchen, ob ich aufstehen kann. O, mein Himmel, diese rasenden Schmerzen!"

Sara, die sich auf den Ellbogen erhoben hatte, sank wimmernd in die Kissen zurück.

„Bleib' liegen, Tante," sagte Silvia, „ich will den König empfangen, falls er kommt. Mir wird er glauben, daß du krank bist."

„Du gutes, muthiges Kind! Willst du? Es ist originell, aber das gefällt dem Könige. Sprich mit ihm, wie deine Klugheit es dich lehrt. Geh' in den Salon. Vielleicht, daß Leo's Schicksal jetzt in deine Hand gegeben ist. Ich denke, jetzt kann ich schlafen."

Sie wendete sich mit dem Gesichte nach der Wand. Silvia erhob sich leise und begab sich in das Zimmer nebenan. Sie war nicht erstaunt, die große Lampe auf dem Tisch, die Lichter auf den Wandleuchtern bereits angezündet und auf einem Nebentischchen die Theesachen bereit zu finden. Vielleicht hatte Lisette geglaubt, ihre Herrin würde wieder aufstehen, vielleicht — es war ja gleichgiltig; wie sollte sie dem Könige entgegentreten, wenn er kam? Was sollte sie ihm sagen?

Silvia ging in dem Gemache auf und ab. Die weichen, elastischen Teppiche machten den Schritt unhör-

bar; selbst das gelegentliche leise Rauschen ihrer Gewänder klang Silvia seltsam fremd. Die große Pracht der Ausstattung des Gemaches, die sie heute erst in ihren Einzelheiten kennen lernte, die kostbarsten Vasen aus dem reinsten Alabaster auf Säulen von grauem Marmor, ein wunderschöner Venustorso, ein paar herrlichste Götter- und Heroenköpfe — Alles offenbar Antiken; eine Reihe der seltensten Gemälde italienischer und niederländischer Meister — unter ihnen ein paar Frauengesichter von unsäglichem Liebreiz — dann wieder diese Möbel in den reichhaltigsten, phantastischesten Formen, diese Spiegel, die breit von dem Boden bis an die Decke reichten; dazu der Glanz der Lichter, in welchem diese Herrlichkeiten wie in ihrem eigentlichen Element glänzten, funkelten und strahlten — Silvia war es, als gebe es doch eine Erfüllung ihrer kühnen Träume, an der sie gestern noch gezweifelt hatte. Hier stand sie in einem königlichen Gemach des alten Königsschlosses, einen König erwartend. War sie es denn wirklich selbst? War die hohe Gestalt im dunklen Gewande mit den Locken um das blasse Gesicht, aus dem ein Paar große Augen leuchteten — war das wirklich Silvia, oder war es ein lebensgroßes Bild in eines Spiegels Rahmen? Aber das Bild bewegte die Hand nach dem Busen, der sich unruhig hob und senkte. Fürchtest du dich, bleiches Mädchen, in dieser glänzenden Einsamkeit? Bist du dir nicht selbst genug? Kannst du nur einen Augenblick vergessen, daß Leo's Schicksal jetzt in deine Hand gelegt ist? Wenn es wäre! O, mein Gott, wenn es das wäre!

Silvia breitete beide Arme aus, als wollte sie die Macht aller guten Geister auf sich herabziehen. Und war es nicht, als ob eine übernatürliche Kraft sie beseelte?

Wann war es je in ihrem Kopf so licht gewesen? Wann hatte je ihr Herz so muthig geschlagen?

Sie wendete ihre Augen auf die Thür, durch die, wie sie wußte, der König kommen würde. Als läge ein Zauber in ihrem Blick, so that sich in diesem Momente die Thür auf und der König trat herein — ganz wie gestern, in einem Uniformrock ohne Epaulettes, mit heiterer Miene, als freue er sich schon zum voraus auf eine ungenirte Unterhaltung mit seiner alten Freundin.

„Bon soir, Sara!“ rief er, „wo hast du —“

„Majestät,“ sagte Silvia, indem sie dem Könige entgegenging.

Der König stutzte, dann kam er mit raschen Schritten auf Silvia zu.

„Ach, Sie sind's, mein Fräulein! Verzeihen Sie dem Kurzsichtigen! Nun, das ist aber charmant von Ihnen! wo steckt denn meine alte Freundin?“

Der König reichte ihr, so sprechend, eine Hand, die Silvia ohne Befangenheit nahm. In kurzen Worten erzählte sie dem Könige, wie es gekommen sei, daß sie an Stelle der kranken Tante ihn heute empfangen müsse.

„Nun, meiner Treu,“ rief der König, „das ist ein Qui pro quo, das man sich schon gefallen lassen kann. Mein altes, getreues Quo wird sich schon wieder erholen, und das ganze Malheur reducirt sich schließlich darauf, daß ich heute um meinen Thee komme, den mir das junge, anmuthige Qui schwerlich so gut wird bereiten können.“

Der König sagte das in munterster Laune und Silvia mußte ebenfalls lächeln. Die hohe freie Stirn des jugendlichen Monarchen, seine freundlichen blauen Augen, die weichen, beweglichen Formen seines bartlosen Gesichtes, der Zug von Geist und Schalkhaftigkeit um den aus-

drucksvollen Mund — es war ihr, als sähe sie wieder den königlichen Knaben von damals, und mit dieser Erinnerung kam ihr auch etwas von dem Uebermuth jener Jahre zurück.

„Ob so gut, Majestät," erwiderte sie, „das wage ich nicht zu behaupten; aber wenn Majestät mit mir Nachsicht haben wollen —" und sie wies mit anmuthiger Verbeugung nach dem Theetisch.

„Ah, wahrhaftig! Nun, das ist ja charmant, ganz charmant. Bin neugierig, wie Sie sich aus der Affaire ziehen."

Silvia fand auf dem Theetisch Alles in Ordnung, das Theewasser kochend, die Theebüchse daneben. Liebte der König den Thee sehr stark zu trinken? vermuthlich! Aus einem Glase? wahrscheinlich, denn es war keine Tasse da. Mit Arrak? was hätte sonst die Krystallflasche, aus der, als sie den Stöpsel abnahm, ein feines Aroma aufstieg, gesollt? Mit geschickten Händen bereitete sie Alles und bot nun das dampfende Getränk dem Könige.

Der König hatte, in einen Lehnstuhl zurückgelehnt, jede Bewegung Silvia's so aufmerksam verfolgt, daß er darüber das Sprechen vergessen hatte. Jetzt kostete er und rief:

„Deliciös, ganz deliciös, mein Fräulein! Wenn ich Kaiser des weiland Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation wäre, ich machte Sie sofort zur Schänkin."

Silvia schlug die Augen auf und sah den König groß an. „Sie sollten Kaiser sein, Majestät."

„In der That, ich habe es auch oft schon gedacht. Warum aber meinen Sie?"

„Weil ein jeder Mensch das sein sollte, was er sein kann."

„Ein großes Wort: wer aber sagt Ihnen, daß ich das sein könnte?“

„Sie selbst, Majestät! Sie haben den Gedanken gedacht — sagen Sie — oft schon gedacht! Was ist denn aber unser Denken, als ein Vorahnen der Wirklichkeit, die doch nur dadurch Wirklichkeit wird, daß wir sie dachten.“

„So könnte ein speculativer Philosoph sagen.“

„Und so sagt die Erfahrung, Majestät.“

„Die eigene?“

„Die eigene.“

„Ihres ganzen Lebens?“

„Dieses Augenblickes, der wenigstens die theilweise Verwirklichung des kühnsten Wunsches meines Lebens ist.“

Der König blickte das junge Mädchen fragend an.

„Ja, Majestät,“ fuhr Silvia fort, „denn wie ich jetzt hier vor Ihnen stehe und Sie mich gütig anhören, so habe ich mir schon lange Jemanden vor Ihnen stehend gedacht, Jemanden, von dessen kühnen Gedanken mein eigen Denken nur ein matter Widerschein ist. Wie sollte nun das Schicksal dem Würdigen vorenthalten, was es der Unwürdigen so gnädig gewährt? O, gewiß, gewiß! ehe noch viel Tage vergehen, ist auch sein heißer Wunsch erfüllt, und dann wüßte ich nichts mehr, was mir das Leben noch Höheres bieten könnte.“

„Das ist viel behauptet von einem so jungen und — verzeihen Sie! — einem so schönen Mädchen.“

„Und ist doch nur die buchstäbliche Wahrheit.“

„Sie lieben Ihren Vetter?“

Silvia schoß das Blut in die Wangen.

„Ich würde so unter allen Umständen für ihn sprechen;“ sagte sie mit leiserer Stimme.

„So lieben Sie ihn doch?“

Die Gluth auf Silvia's Wangen wich schnell wie sie gekommen. Sie hob die Augen mit ernstem, fast strengem Ausdruck zum Könige auf.

„Majestät, wenn ich mir zutraute, besser als irgend Jemand, selbst als meine gute Tante, meinen Vetter vertreten zu können, so war es, weil ich wußte, daß alle Andern Persönliches in eine Sache mischen würden, die so rein ist wie das Licht der Sonne. Was man ihm auch vorwerfen mag — er hat nie etwas Anderes gewollt, als die Mauer, die man zwischen dem Könige und seinem Volke aufgethürmt hat, niederreißen, und hat dafür gesprochen und geschrieben. Dieses Verbrechens ist er schuldig — er wird sich vor Eurer Majestät offen dazu bekennen; aber ich glaube nicht, daß Majestät ihn gerade wegen dieses Verbrechens verdammen werden."

Des Königs Blicke hatten mit steigender Bewunderung an Silvia's Gesicht gehangen, das sich in dem Feuereifer, der sie durchglühte, immer mehr verklärte. Fast verlegen wendete er jetzt die Augen ab und sagte:

„Sie sind ein Anwalt, der die schlechteste Sache zu einer guten machen könnte — womit ich keineswegs gesagt haben will, daß die Sache Ihres Vetters so schlecht ist, wie etwa ein bornirter Staatsanwalt sie machen wird. Es ist der Fluch der Könige, wissen Sie, bornirte Menschen zu Vollstreckern ihres Willens zu haben, und hat denn in einem constitutionellen Staate der König überhaupt noch einen Willen? Indessen, hier läßt sich vielleicht doch noch etwas thun. Ich gestehe, es sind mir heute so viel andere Dinge durch den Kopf gegangen, aber ich werde mich morgen früh dieser Stunde erinnern. Das verspreche ich Ihnen. Sind Sie mit mir zufrieden? Ach, ich sehe, Sie tragen da eine Uhr, wollen Sie nicht einmal nachsehen,

welche Zeit es ist? O, mon Dieu! Schon so spät! Ich habe versprochen, die Königin während des dritten Actes der Oper in ihrer Loge zu besuchen. Leben Sie wohl, mein liebes Fräulein, à revoir!"

Er gab Silvia die Hand und wendete sich zum Gehen. Plötzlich blieb er stehen und sagte, indem er wieder an sie herantrat: „Grüßen Sie mir Ihre Tante, und das à revoir nehme ich buchstäblich. Nicht wahr?"

Silvia verneigte sich stumm.

„Ihre Hand darauf!"

Zögernd legte Silvia ihre Hand in die des Königs. Der König schien das nicht zu bemerken; er drückte die dargebotene lebhaft und entfernte sich dann schnell.

Silvia war allein.

„Durfte ich das versprechen?"

Ein Gefühl von Bangigkeit, als hätte sie ein Unrecht oder wenigstens eine Unschicklichkeit begangen, wollte in ihrer Seele aufsteigen; aber das war nur für einen Augenblick. Dann kam die Hoffnung, die ja jetzt fast Gewißheit war, daß das Große nun endlich errungen sei, allmächtig über sie, und heiße Freudenthränen strömten aus ihren Augen. Sie sank in die Knie und stützte ihr Haupt auf die niedrige Lehne von Tante Sara's Causeuse. Dann erhob sie sich, da sie die Tante nebenan rufen zu hören glaubte. Sie sah nicht, daß Lisette, die vor einer Minute in den Salon getreten, aber still an der Thür stehen geblieben war, ihr mit einem höhnischen Lächeln auf den hübschen Lippen nachschaute.

In dem Schlafzimmer der Tante brannte ein Lämpchen in einer Ampel von rosa Krystall, die von der Decke herabhing. Sie näherte sich vorsichtig dem Bett und sah durch die halbaufgezogenen Vorhänge, daß die Tante, wie

vorhin mit dem Gesicht nach der Wand, anscheinend in Schlummer lag. Ihre Athemzüge gingen ruhig, und Silvia wagte ihre leise Frage, wie sie sich fühle, nicht zu wiederholen.

In der Nähe des Bettes stand ein großes, bequemes Sopha, auf dem die Tante wol während des Tages ruhen mochte; wenigstens lag auch eine große purpurne Decke aus der weichsten Wolle darauf. Silvia setzte sich auf das Sopha, in der Absicht, bei der Tante zu wachen. Aber sie hatte nicht lange so in dieser rosigen Dämmerung gesessen, als die Abspannung nach so vielfachen gewaltigen seelischen Erregungen sich unwiderstehlich geltend machte. Vergebens, daß sie sich der Müdigkeit, die sich bleiern auf ihre Wimpern legte, erwehren wollte. Sie sah nur noch ein paarmal die rothe Ampel, die hin und her zu schwanken schien, dann war es ihr, als ob das Gesicht der Tante sich über sie beugte, und dann versank sie, gänzlich erschöpft von Allem, was sie durchlebt und durchlitten, in tiefen traumlosen Schlaf.

Achtzehntes Capitel.

Als sie erwachte, dauerte es eine geraume Zeit, bis sie sich auch nur einigermaßen in ihre Situation finden konnte. Die Ampel brannte nicht mehr; trotzdem war das Zimmer von der rosigen Dämmerung durchflossen; nach und nach aber überzeugte sich Silvia, daß das rosige Licht von dem Tage herrühre, der durch die dichten roth-seidenen Gardinen hereinschien. So hatte sie also nicht, wie sie anfangs wähnte, eine Stunde — sie hatte die ganze Nacht hier geschlafen.

Mit einem Gefühl des Schreckens richtete sie sich vollends auf und blickte verstört im Zimmer umher. Da stand das Bett der Tante; die Vorhänge waren zugezogen; schlief die Tante noch? welche Zeit war es? Sie hatte ihre Uhr noch im Gürtel, aber diese war auf Zwölf stehen geblieben.

Es war das erstemal, daß Silvia vergessen hatte, die kleine hübsche Uhr, die ihr vor nun fünf Jahren der Freiherr einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, aufzuziehen. So berührte sie denn der geringfügige Umstand sonderbar. Es war ihr, als ob hier eine ihr vertraute Seele gelebt hätte, die nun todt sei, als ob zwischen gestern und heute eine Kluft sei, die das Heute vom Gestern unwiderruflich trenne; als ob sie von heute an ein neues Leben zu beginnen habe.

Sie hatte gestern zum letztenmale auf die Uhr gesehen, als der König fragte, welche Zeit es sei. Daran dachte sie jetzt. Was war doch zwischen ihnen gesprochen worden? War der König nicht mit einem bestimmten Versprechen geschieden? Und hatte sie nicht ihrerseits auch dem Könige etwas versprechen müssen? Was? Daß er, der König, sie wiedersehen solle. Warum? Hatte denn der König nicht sein Wort gegeben, er wolle Leo's gedenken?

Silvia saß noch auf dem Sofa, den Kopf in die Hand gestützt, als die Thür, die nach dem Salon führte, geöffnet wurde und die Tante vorsichtig den Kopf hereinsteckte. Silvia blickte auf; die Tante kam, so schnell es ihre Gebrechlichkeit gestattete, die freie Hand weit vorstreckend, auf sie zu:

„Bist du endlich wach, mein Liebling? Ei, das nenne ich mir geschlafen. Und auf einem Sofa! Ich hätte dich so gern in ein ordentliches Bett gebracht; aber du ruhtest so sanft, da dacht' ich: was sollst du das arme Kind wecken, eine Nacht wird sie's schon einmal aushalten. Wie geht es dir, mein Herz?"

Tante Sara hatte sich neben Silvia auf das Sofa gesetzt und ihr einen Kuß auf die Stirn gedrückt.

„Gut, ganz gut," erwiderte Silvia, „und dir?"

„Nun, passabel! Ich bin schon lange auf und habe schon ein halbes Dutzend Briefe empfangen und beantwortet. Und du, Wundermädchen, was hast du denn dem Könige für einen Zaubertrank gemischt? Denke dir nur, der König — aber das hat Zeit. Erst muß sich mein holdes Mädchen nach einem solchen romantischen Nachtlager in einen behaglich-modernen Zustand versetzen. Nebenan —"

„Aber welche Zeit haben wir denn, Tante? Es ist wol schon sehr spät? Ich werde nach Hause müssen?"

„In diesem Desordre? Unmöglich, mein Liebling? Es ist heller Tag, neun Uhr, glaube ich, bereits vorüber. Was sollen eure Leute sagen, wenn du so erscheinst? Vermissen werden sie dich dort nicht eben sehr, und hier bist du unentbehrlich. Spute dich nur, daß wir unsern Kriegsrath beginnen können. Nebenan findest du Alles, was eine junge Dame zu ihrer Toilette bedarf. Komm' mein Liebling laß dich in das Ankleidezimmer führen!"

Tante Sara erhob sich und hinkte eifrig voraus, während Silvia langsam folgte. Die Tante hatte ja ganz Recht: sie konnte so nicht nach Hause gehen; und doch! Sie war so wenig gewohnt, sich ihr Thun von einem andern Menschen vorschreiben zu lassen, daß sie sich wie eine Gefangene vorkam, die keinen eigenen Willen mehr hat, oder haben darf.

In dem kleinen behaglichen Ankleidezimmer war rosiger Tag anstatt der rosigen Dämmerung im Schlafgemach; denn die fest zugezogenen rothen Gardinen waren hier von dünnerem Stoff.

Tante Sara hatte nicht zu viel behauptet: Alles war vorhanden, dessen eine Dame zu ihrer Toilette bedurfte; sie zeigte geschäftig die schneeweiße Wäsche von feinstem Linnen, die auf dem niedrigen Divan ausgebreitet war; den Stellspiegel im schweren goldenen Rococo-Rahmen auf dem Marmortisch und was dann noch Alles an nützlichen nnd zierlichen Dingen das Zimmer barg. „Ich hoffe, liebes Kind," sagte sie, „ich habe es dir recht gemacht. Willst du ein Bad? Dort, jene angelehnte Thür führt in ein Badezimmerchen. Soll ich dir die Lisette schicken; sie ist sehr gewandt; du wirst mit ihr zufrieden sein."

„Aber, Tante," sagte Silvia, „wozu die Umstände? Ich —"

„Umstände, Kind, gar keine Umstände! Ich will es meinem lieben Gast behaglich machen, so gut ich es vermag. Das thätest du auch. Nun, ich verlasse dich, liebes Kind, und erwarte dich zum Kaffe im Salon. Ich habe dir eine Welt mitzutheilen."

Tante Sara küßte Silvia abermals auf die Stirn und hinkte davon. Silvia schaute ihr trüben Auges nach: „Sie ist so gut, und doch ist mir dies Alles wie ein böser Traum."

Sie machte sich daran, sich anzuziehen; aber sie war so verwirrt, daß sie sich mehr als einmal besinnen mußte, was sie eigentlich wollte. Es dauerte lange, bis sie mit ihrer Toilette zu Stande kam.

Unterdessen saß Tante Sara zusammengekauert in ihrer Causeuse und dachte so eifrig nach, daß sie ganz vergaß, gut auszusehen, und in Folge dessen recht häßlich aussah. Bisher war Alles noch ziemlich gegangen; der erste schwere Schritt war gethan, ihres Bruders Kind war für eine Nacht ihr Gast gewesen. Den Besuch des Königs freilich gestern hatte sie durchaus nicht erwartet, da ihr der General geschrieben hatte, daß der König zu einer Revue gefahren sei und erst spät zurückkommen werde. Sie hatte die höchste Angst ausgestanden, der König könne das hochsinnige junge Mädchen durch irgend eine Unzartheit, deren sie ihn, besonders um diese Stunde, sehr wohl fähig wußte, für immer zurückschrecken. Sie hatte, so sauer ihr die gebückte Stellung geworden war, an dem Schlüsselloche gehorcht und den General verwünscht, dessen falsche Nachricht sie in diese Situation gebracht, war aber nicht im Stande gewesen, dem Gespräche der

Beiden genau zu folgen. Als der König ging, war sie in ihr Bett zurückgeeilt und hatte nach Silvia gerufen. Dann war ihr eingefallen, es sei vielleicht doch besser, wenn sie die Rolle der Kranken fortspiele, und sie hatte sich wieder schlafend gestellt. Die List war trefflich gelungen. Jugend und Uebermüdung waren für Silvia der Schlaftrunk gewesen, den Tante Sara ihr gar zu gern gemischt hätte.

Aber jetzt war es Morgen; wie sollte sie das Mädchen halten? Eine Nacht unter ganz besonderen Umständen bei Tante Sara zugebracht, das wollte am Ende so viel nicht sagen. Und wenn Silvia nun gar erführe, daß der Freiherr todt sei — wie der General v. Tuchheim heute Morgen in aller Frühe der Freundin nebst manchen Nachrichten von höchstem Interesse gemeldet hatte — und Silvia aus dem Briefe von Miß Jones, der vor einer Stunde aus dem freiherrlichen Hause gesendet war, jedenfalls erfahren würde — was dann? Würde dann ihre Liebe zu Leo — an der nicht zu zweifeln war — groß genug sein, sie über die Rücksichten, die sie der Tuchheim'schen Familie schuldete, über den sehr wahrscheinlichen Wunsch des Vaters, daß sie zurückkehren möge, wegzusetzen?

Offenbar kam sehr viel darauf an, was gestern zwischen ihr und dem Könige gesprochen war. Das Billet des Königs war vieldeutig: „Guten Morgen liebe Sara! wie geht es dir, und wie geht es deiner liebenswürdigen Nichte? Sage ihr, daß ich mich meines Versprechens erinnern werde, aber sie soll auch das ihre halten." . . . Was bedeutete das? Konnte Silvia sich aller Sorgen wegen Leo's entschlagen, so war die Wahrscheinlichkeit, sie halten zu können, sehr gering. Der Fall durfte nicht so einfach werden; man mußte neue Momente einmischen;

die gestrigen und heutigen Mittheilungen des Generals, dazu der Einfluß, den der Tod des Freiherrn von der Hand des Bruders des Minister-Präsidenten auf die augenblickliche Lage der Dinge doch möglicherweise haben konnte — Tante Sara verließ sich auf ihren oft erprobten Scharfsinn und murmelte Verwünschungen gegen den General, der sie einmal wieder, wie gewöhnlich, im Stiche gelassen habe.

Sie hörte Silvia kommen und richtete sich schnell aus ihrer Ecke auf, strich sich mit der Hand die Kniffe aus dem Gesichte und lächelte der Eintretenden möglichst freundlich entgegen.

„Ach, da bist du ja, mein Liebchen! und wie schön und stattlich! Die Sonne scheint schon lange, und doch ist mir, als gehe sie jetzt erst auf. Setze dich, süßes Kind! Hier ist Kaffe, hier Chocolade. Du siehst nach den Briefen? davon später. Wir haben eine Welt zu durchsprechen; ich will erst die Beruhigung haben, daß du nicht den heutigen Tag hungrig anfängst, wie du den gestrigen hungrig beschlossen hast. Lisette sagt mir, du könntest nicht einen Tropfen getrunken, nicht ein Krümchen gegessen haben. Und du kluges, feines Mädchen, du hast den König — aber nein, nein! Nicht Ein Wort mehr, bevor du deine Chocolade getrunken hast."

Tante Sara zog sich die seidene Decke höher auf die Knie, lehnte sich wieder in ihre Ecke zurück und schirmte ihre schwachen Augen gegen das Licht, um Silvia's Gesicht besser betrachten zu können. Der Ausdruck desselben gefiel ihr gar nicht. Die niedergeschlagenen Wimpern verriethen Mißmuth, zum wenigsten Unbehaglichkeit, und um den Mund lag ein Zug von Trauer, aber auch von Festigkeit, ja Starrheit, der Tante Sara noch nie so be-

denklich aufgefallen war. Sollte sie ihr den Brief von Miß Jones vielleicht lieber gar nicht zeigen? Aber das würde nichts helfen — im Gegentheil, irgend eine Nachricht aus dem freiherrlichen Hause war besser, als die unbestimmte Sorge.

„Und nun zu den Geschäften, Kind," sagte Tante Sara entschlossen; „da unter den Briefen liegt einer an dich; von Miß Jones, wie der Bediente sagte, der ihn brachte. Aber, mein Gott, Kind, was ist dir?"

Silvia hatte schnell das Couvert erbrochen. In demselben befand sich ein noch geschlossener Brief vom Vater in einem Blatt, auf dem von Miß Jones' Hand in englischer Sprache Folgendes stand:

„Ich habe die Ehre, Fräulein Silvia den beifolgenden Brief Ihres Vaters zu übersenden. Da derselbe jedenfalls die Trauernachricht erhalten wird, die ich bereits gestern telegraphisch von Tuchheim erhalten hatte und Ihnen, um Sie zu schonen, persönlich überbringen wollte — eine Vorsicht, die, wie ich jetzt sehe, wol jedenfalls unnöthig war — so habe ich Ihnen nur noch mein größtes Bedauern und meine tiefste Indignation über einen Schritt auszudrücken, von dem ich nur sagen kann, daß er Ihrer in jeder Beziehung unwürdig ist, und mich zu unterzeichnen als Ihre ergebenste Ethel Jones."

„Kind, was ist dir?" wiederholte die Tante, da Silvia's Hände immer heftiger zitterten.

„O, nichts; — nichts wenigstens, worauf ich nicht hätte gefaßt sein müssen!" rief Silvia, während der Zorn aus ihren Augen blitzte und auf ihren Wangen brannte. „Derselbe engherzige Quäkergeist, der sich vor Allem, was nicht ganz gewöhnlich ist, bekreuzigt, weil er es nicht zu fassen vermag; derselbe Geist, mit dem sie mich schon so viel gequält haben!"

Und Silvia warf das Blatt heftig auf den Tisch und brach in Thränen aus.

„Darf ich es lesen?" sagte Tante Sara mit feinem Lächeln, „ich bin keine Quäkerin."

„Wenn du willst," sagte Silvia, schnell ihre Thränen trocknend, „wir sind ja am Ende nicht verantwortlich für die Engherzigkeit Anderer."

„Gewiß nicht," erwiderte Tante Sara, das Blatt, nachdem sie es gelesen, wieder auf den Tisch legend, „und doch thut es mir — nicht meinethalben, aber deinethalben thut es mir leid, die Veranlassung gewesen zu sein, daß diese Dame so an dich zu schreiben wagen durfte. Sehr, sehr leid!"

„Nein, nein, Tante, und tausendmal nein!" rief Silvia. „Es soll dir nicht leid thun, es soll mir nicht leid thun. Welcher Mensch hat das Recht, über einen andern den Stab zu brechen, ohne ihn auch nur gehört zu haben! Das ist einfach Tyrannei. So haben sie es mit Leo gemacht; so machen sie es jetzt mit mir. Ich habe es geahnt, daß es so kommen würde, eben noch; nun bin ich froh, daß es gekommen ist."

„Du wirst diesen kühnen Muth brauchen, liebes Kind," sagte Tante Sara nachdenklich, „Fesseln, die man jahrelang getragen hat, hat tragen müssen, brechen nicht auf einmal. Da ist noch ein Brief. Ich habe die Handschrift deines Vaters lange nicht gesehen, doch weiß ich, daß er von deinem Vater ist. Er wird dir den Tod des Freiherrn melden, dessen Veranlassung dich erschüttern wird. Ich hatte heute Morgen schon auf anderem Wege Nachricht von dem tragischen Fall."

Mit starren Augen blickte Silvia die Tante an. Der Freiherr also wirklich todt — war denn die ganze Welt aus den Fugen?

„Sieh doch, was der Vater schreibt,“ sagte Sara, als Silvia sie noch immer wie abwesend anstarrte.

Mechanisch erbrach Silvia den Brief und las, dann ließ sie das Blatt in den Schoß sinken und blickte wieder regungslos vor sich nieder.

Tante Sara fand dieses Benehmen sehr unheimlich; sie fragte sich, ob das Mädchen wol oft so sei? und ob sie nicht vielleicht doch, Alles in Allem, besser thue, die ganze Sache aufzugeben.

„Darf ich den Brief lesen?“ fragte sie in ihrem mütterlichsten Tone, und nahm, als Silvia eine Wiederholung selbst dieser Frage unbeantwortet ließ, den Brief. Der Brief lautete:

„„Mein liebes Kind! Es war wol nicht recht von Walter, daß er dir nicht gleich die ganze furchtbare Wahrheit mitgetheilt hat, ich würde dich dann gewiß, während du dies liest, in meinen Armen halten, und mit dir weinen über den Tod des gütigsten Herrn. Fräulein Jones, an die Walter eben ausführlich schreibt (er hat heute Morgen gleich an sie telegraphirt), wird dir Alles mittheilen. Ich kann es nicht, mein Herz ist zu tief betrübt.

Uebermorgen Früh wollen wir ihn der Erde übergeben. Du fährst am besten mit dem Mittagszuge. Wärst du erst hier! Im grünen Walde heilen die Wunden am besten.““

Tante Sara legte den Brief leise auf den Tisch; Silvia hatte noch immer den Ausdruck nicht verändert. Tante Sara wußte durchaus nicht, wie sie das sonderbare Mädchen in diesem Augenblicke zu nehmen habe, und fühlte sich deßhalb sehr erleichtert, als Silvia, mit dem Haupte nickend sagte:

„Wie würde ich weinen um diesen Mann, wenn sie

es nicht von mir erwarteten, wenn sie meine Thränen nicht controlirten! Wie werde ich noch einst um ihn weinen! Jetzt kann ich nicht. Es ist so dumpf hier und hier (sie zeigte auf die Stirn und auf das Herz), sie wollen mir mein Eigenstens, mein Bestes rauben. Was hätten sie dann von mir? Dann können sie mich auch nur sterben lassen."

„O, mein Kind," rief Tante Sara, „das habe auch ich an mir erfahren. Dein Schicksal ist dasselbe Schicksal, das auch mich traf! Aber davon ein andermal. Jetzt gilt es, einen Entschluß fassen. Dein Vater erwartet dich. Du sollst mit dem Mittagzuge fahren; es ist bereits halb zehn. Es läßt sich wol noch machen, aber wie es nun mit Leo werden soll, ich weiß es nicht."

Tante Sara's Gesicht hatte den Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit.

„Ich denke, wir dürfen seinetwegen ruhig sein," sagte Silvia, „der König hat mir versprochen, daß er sich seiner erinnern will," und sie erzählte der Tante, was gestern Abend zwischen ihr und dem Könige gesprochen worden war; nur daß sich der König darauf die Hand hatte geben lassen, daß er sie wieder sehen werde, verschwieg sie.

Tante Sara lächelte. „Du bist ein kluges Mädchen, was gäbe manche Hofdame um deinen Geist, deine Schlagfertigkeit! Wie sehr der König, der selbst so voll Geist ist, diese Gaben bewundert, das zeigt dies Billet, das ich vor einer halben Stunde von ihm empfing. Sieh selbst!"

Sie gab das Briefchen des Königs an Silvia und freute sich der lebhaften Röthe, die die Wangen des jungen Mädchens färbte, während sie die Zeilen überflog.

„Da steht, wenn ich mich nicht irre, auch etwas von einem Versprechen, das du gegeben hast. Was ist

es damit, liebe Silvia? Mir däucht, du erwähntest nichts davon."

Tante Sara hatte das so ruhig gefragt, dennoch erröthete Silvia noch stärker und erwiderte zögernd:

„Ich erwähnte des Umstandes nicht, weil ich nicht wußte, wie ich es sagen sollte, ohne daß es albern herauskäme. Der König hoffte, er werde mich wiedersehen. Ich habe das für eine höfliche Phrase genommen und nehme es auch jetzt noch dafür."

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Du kennst den König nicht; er hat den Geist eines Mannes und das Herz eines zwölfjährigen Knaben. Was er liebt, liebt er ausschweifend; was er wünscht, wünscht er heftig, und wehe, wenn seinen unschuldigen Wünschen — denn er ist im Grunde das unschuldigste Gemüth, das es geben kann — nicht Rechnung getragen wird! Dann kann er in seiner knabenhaften Heftigkeit Dinge thun, die er über kurz oder lang noch jedesmal bereut hat; aber geschehen ist geschehen, besonders bei Königen, und die Reue kommt meistens zu spät. Er interessirt sich für dich. Laß ihn heute Abend kommen und dich nicht finden — ich wiederhole es, ich weiß nicht, wie das werden soll."

„Aber, Tante, er hat es versprochen!"

„A boy's will is the wind's will," sagte Tante Sara, „ich kenne ihn besser als irgend ein Mensch auf der Welt."

„Ich würde tief betrübt sein, wenn du in diesem Falle Recht hättest. Ein Knabe würde einen Mann wie Leo schwerlich begreifen."

„Ich sagte dir, daß dieser Knabe den Kopf eines Mannes hat, vielleicht ist gerade diese Mischung so entgegengesetzter Eigenschaften genau diejenige, die sich Leo

bei einem Fürsten, auf den er Einfluß gewinnen will, wünschen muß.“

Silvia war nicht überzeugt, aber sie schwieg, um die Tante nicht zu verletzen.

In diesem Augenblicke brachte Lisette auf silbernem Präsentirteller einen Brief herein: „Von Sr. Majestät.“

„Es ist gut. Du kannst die Sachen fortnehmen, oder laß sie doch lieber noch etwas stehen, ich habe mit meiner Nichte zu sprechen.“

„Das ist seltsam,“ sagte Tante Sara, diesmal selbst aufrichtig erstaunt, „zum zweitenmal binnen zweier Stunden! — Nun, das ist's ja! Eben wollte ich davon zu sprechen anfangen. Da siehst du, ob er sich für dich interessirt und ob es ein feiner Kopf ist!“

„Ich verstehe dies nicht,“ sagte Silvia, in das Billet blickend, das weiter nichts als die Worte enthielt: „Der Tuchheimer Fall kommt sehr ungelegen, sage das deiner Nichte.“

„Und kannst es nicht verstehen,“ erwiderte die Tante, „weil dein Bruder dir die Wahrheit verschwiegen, dein Vater sich auf Miß Jones verlassen, und Miß Jones es für gut befunden hat, dich wieder zu schonen, wie sie es ja wol nennt. Der Freiherr — ich weiß es aus einem Briefe, den ich heute Morgen vom General Tuchheim, meinem langjährigen Freunde, erhielt — ist — erschrick nicht, armes Kind! — im Duell gefallen, in einem Duell mit dem Oberstlieutenant v. Hey, und die Veranlassung des Duells sind die Arbeiterwirren in Tuchheim, in denen der arme Freiherr leidenschaftlich die Partei der Arbeiter und der Andere nicht minder heftig die entgegengesetzte Partei ergriffen hatte. Nun weiß ja aber alle Welt — so schreibt der General — daß jene Arbeiterunruhen ohne

Leo's Agitation niemals diese gefährliche Höhe erreicht haben würden. Du siehst doch also, liebes Kind, wie Recht der König hat, wenn er sagt, daß dies sehr ungelegen kommt."

„Nicht ganz," erwiderte Silvia.

„Aber bedenke doch nur, liebes Kind! Ein Mann von der Bedeutung des Freiherrn fällt von der Hand des Bruders unseres Minister-Präsidenten in einem Streit, dessen moralischer Urheber in diesem Augenblicke im Gefängnisse ist. Hälst du einen solchen Moment wirklich für sehr geeignet, daß der König diesem Manne seine Gnade zuwendet und seinethalben den Gang der Gerichte unterbricht?"

Silvia vermochte nichts zu erwidern. Die Nachricht von Tode des Freiherrn war ihr erst jetzt zur Schreckensnachricht geworden. Bleich, verstörten Antlitzes saß sie da, mit der ganzen Energie ihres Wesens danach ringend, sich von diesen Eindrücken nicht überwältigen zu lassen, sich der Freiheit, die sie für sich beanspruchte, würdig zu beweisen. Sie durfte der Tante nicht die ganze Arbeit aufbürden, durfte sich nicht Alles, was Leo betraf, von ihr vordenken lassen. Sie war gestern mit dem beseligenden Gefühle, Leo's Schicksal in der Hand gehabt und wie ein Heiligthum bewahrt zu haben, eingeschlafen; sollte das Glück so bald zu Ende sein? Weßhalb war der Kopf der Tante klar? Sie mußte können, was die Tante konnte.

„Indessen," fuhr Tante Sara fort, „die Sache ist noch viel verwickelter, wenn ich die Nachrichten, die ich eingezogen habe und für deren Richtigkeit ich mich verbürgen zu können glaube, in Erwägung ziehe. Ueberhaupt, liebes Kind, sollte man in solchen Fällen, vielleicht in keinem Falle von einer Sache sprechen; es sind immer

die Personen, um die es sich handelt. Die muß man kennen, und die Motive, aus denen heraus sie handeln, muß man kennen — dann weiß man Alles, was man zu wissen braucht. Danke dem Himmel, Kind, daß du eine alte, welterfahrene Tante hast, die zwar auf einem Ohr taub und auf beiden Augen halb blind ist, die aber nichtsdestoweniger mehr hört und sieht, als die meisten Menschen mit ihren gesunden Sinnen. Ich habe also, um kurz zu sein, bestimmte Kunde, daß die schlimmsten Feinde Leo's keineswegs da sind, wo du sie suchst. Die Herren Liberalen mögen schlecht auf ihn zu sprechen sein, aber von dem, was die Menschen über uns reden, stirbt man nicht. Leo hat noch ganz andere Leute beleidigt; Leute, die nicht schwatzen, sondern handeln, und diese Leute haben ihn zu Fall gebracht. Ich weiß nicht, liebes Kind, ob du von einem gewissen Briefe des Prinzen gehört hast, der, ich weiß nicht wie, in Leo's Hände gekommen ist, und den Leo veröffentlicht hat. Dieser Brief — ich habe ihn, wie du dir denken kannst, nicht gelesen — soll furchtbare Dinge enthalten, die den Prinzen in den Augen des Publicums tief herabsetzen, und der Prinz soll seit der Zeit ganz außer sich sein. Er hat geschworen, daß der Mann, der ihm diesen Streich gespielt hat, dafür gestraft werden soll; und solche hohe Herren, liebes Kind, finden immer Leute, die für sie die Kastanien aus dem Feuer holen. Der Helfershelfer des Prinzen ist aber kein Anderer, als der junge Baron Tuchheim. Du wirst mir ja am besten sagen können, ob es wahr ist, daß die Beiden, der Leo und der Henri — er heißt ja wol Henri? — sich niemals haben leiden können; neuerdings soll ihm nun Leo auch noch in der Gunst der Tochter des Bankiers v. Sonnenstein den Rang abgelaufen haben, und dazu die Rolle, die Leo in

dem Streit zwischen dem Bankier und dem verstorbenen Freiherrn gespielt hat — mit Einem Worte, Henri hat nicht weniger Interesse daran gehabt, als der Prinz selbst, Leo unschädlich zu machen, und ist deßhalb auf die Insinuation des Prinzen, dessen geschworener Anhänger er ist, bereitwilligst eingegangen. Ein Individuum, das die gröbere Arbeit übernahm, fand sich natürlich auch — und somit des Prinzen Gelde und mit Hilfe jenes Individuums hat Henri v. Tuchheim glücklich jenen Tumult zu Stande gebracht, der die ostensible Veranlassung von Leo's Verhaftung geworden ist."

Tante Sara hatte, während sie so sprach, Silvia immerfort scharf beobachtet. Sie hatte gesehen, wie es in dem beweglichen Antlitze des jungen Mädchens zuckte, als sie Emma's v. Sonnenstein erwähnte, wie ihre Unruhe von Secunde zu Secunde wuchs. Tante Sara war mit dem Eindrucke, den sie hervorgebracht hatte, sehr zufrieden und fuhr in zuversichtlicherem Tone fort:

„Wie gesagt, liebes Kind, es kommt in solchen Dingen immer zuerst darauf an, die handelnden Personen zu kennen. Die zweite Aufgabe ist dann, die so erlangte Einsicht klar und tapfer für die eigenen klar erkannten Zwecke auszubeuten. Laß uns sehen, was hier zu machen ist. Offenbar ist uns der Umstand, daß weder der Prinz noch Henri sich offen zu ihrer That bekennen können, sehr günstig; der König braucht keine Rücksicht auf seinen Vetter zu nehmen, wenn er nicht will, und nun ist der Humor von der Geschichte, daß ihm die ganze Brief-Affaire sehr gelegen gekommen ist. Der König haßt den Prinzen, und er hat — unter uns — alle möglichen Ursachen dazu. Die Veröffentlichung des Briefes hat ihm — ich weiß das aus den besten Quellen — die größte Freude gemacht.

Er hat sich, als er den Brief gelesen, einmal über das andere die Hände gerieben und gerufen: Geschieht ihm recht, geschieht ihm ganz recht! Er, wie jeder Eingeweihte, hat keinen Augenblick an der Authenticität des Briefes gezweifelt. Erfährt er nun, daß Leo es war, dem er diese Freude verdankt — und das muß unsere Sorge sein — so wird er sich gern über die Rücksichten, die er jetzt auf das Publicum nehmen zu müssen glaubt, und die ihn, wie sein zweites Billet zeigt, für den Augenblick bedenklich machen, wegsetzen. Der König hat ein romantisches Gemüth. Das Geheimniß — die Intrigue, um es genauer zu sagen — üben einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Ein Agitator, der sein Geschäft auf offenem Markte betreibt, könnte ihm nur unter ganz besonderen Umständen imponiren; vor einem Manne aber, der in aller Stille, mit kluger Berechnung eine Miene gräbt, die seinen Feind in die Luft sprengt, zieht er unter allen Umständen den Hut. Von jenem würde er, wenn er ihm wohl wollte, sagen: Laßt ihn laufen! von diesem aber: Den Mann muß ich kennen lernen. Das sind meine Calculationen, liebes Kind, und ich hoffe, ich werde die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht haben."

Tante Sara lehnte sich mit einer Erschöpfung, die halb wirklich und halb fingirt war, in ihre Ecke zurück. Sie wollte Silvia Zeit lassen, die lebhaften Eindrücke, die sie empfangen, zu verarbeiten; sie wollte die Wirkung ihrer Mittheilungen, von der sie sich sehr viel versprach, erst einmal abwarten. Sie hatte keine Ahnung, daß diese Wirkung das genaue Gegentheil von dem war, was sie erwartete.

Silvia war zwar durch Alles, was sie eben gehört, auf das äußerste bestürzt. In ihrer Bestürzung vergaß

sie sogar zu bemerken, wie wunderbar es doch eigentlich sei, daß Tante Sara in dem Laufe weniger Stunden so viele und so detaillirte Nachrichten über eine Angelegenheit, von der sie vorher so gut wie gar nichts gewußt, hatte einziehen können; daß sie, die niemals Zeitungen zu lesen behauptete, binnen so kurzer Zeit so tiefe Blicke in das Getriebe der Parteien hatte thun können.

Aber Silvia war noch viel mehr verletzt, als bestürzt. Die heroische Tragödie, deren Held Leo in ihren Augen war, in ein gewöhnliches Intriguenstück verwandelt zu sehen, beleidigte ihre hochgespannten Empfindungen auf das grausamste. Sie hatte von jenem Briefe natürlich in den Zeitungen gelesen, sie hatte oft in der Gesellschaft davon sprechen hören, aber sie hatte die Behauptung, daß Leo der Herausgeber dieses Documentes sei, stets zu den Verdächtigungen gerechnet, mit denen man ihn verfolgte. Und was hatte Emma v. Sonnenstein, die eitle, oberflächliche Emma, in diesem Kampf der Männer zu thun? Eine herrliche Helena fürwahr, und werth, daß ihrer Koketterie ein Mann wie Leo zum Opfer fiel! Von wem dahingestreckt? Von Henri, dem Stutzer! Und dergleichen Erbärmlichkeiten, die noch dazu — und Gott sei Dank! — erfunden waren, sollten dem geistvollen Könige mehr imponiren, als die großen Ideen, für die Leo in den Kampf gegangen war? Wenn das sich Alles so verhielt, dann wahrlich beging sie ein Verbrechen, wenn sie ihre ganze Theilnahme, all ihr Denken, ihr Sinnen, ihre ganze Seele diesem Einen Mann und seiner Sache zuwendete; aber sie wußte es besser. Was konnte Leo dafür, daß in engen Köpfen sein Riesenwerk zu einem Pygmäenspiel wurde! Es war ja immer seine gerechte Klage gewesen, daß ihn die Menschen nicht verstanden. Sie hatten es vorher nicht

gethan, weßhalb sollten ihnen jetzt die Augen aufgegangen sein? Freilich, die Tante meinte es gut! Aber wehe Leo, wenn ihr und Menschen, die wie sie dachten, die Entscheidung seiner Sache in die Hand gegeben war!

Und in dieser Stunde, in der sich wol sein Schicksal, das Schicksal seiner gerechten Sache, vielleicht für immer entschied, sollte sie die Stadt, sollte sie ihn verlassen! Sollte aus der Ferne ruhig zusehen, wie die Tante, bei dem besten Willen zu helfen, alles schon Errungene wieder in Frage stellen, vielleicht dem hochherzigen jugendlichen Könige durch dieses Hineinziehen von lauter Persönlichkeiten jede directe Einmischung seinerseits gründlich verleiden würde? Wer konnte das von ihr verlangen? Wer verlangte es von ihr? Doch nur Solche, die schlechterdings keine Ahnung von dem hatten, um was es sich handelte, keine Ahnung davon, daß für sie Alles, Alles auf dem Spiele stand!

In einer entsetzlichen Aufregung erhob sich Silvia und schritt in dem Gemache auf und ab. Sie trat an's Fenster und blickte — zum erstenmale — auf den herrlichen Platz vor dem Schlosse mit den Prachtgebäuden, die ihn weit umgaben, und deren Säulen und Bilderschmuck die Frühlingssonne vergoldete. Da unten hatte sie mit Leo gestanden in dunkler Nacht und hinaufgeschaut zu eben diesen Fenstern, und jetzt, wo sie fast das Ziel des Weges erreicht hatte, der damals noch unabsehbar in die Ferne winkte — jetzt sollte sie Halt machen, sollte wieder umkehren in die alte drückende Enge des Empfindens, Denkens und Wirkens?

Sie wendete sich wieder vom Fenster ab. Dort war die Stelle, wo sie mit dem Könige gestanden hatte, gestern Abend, als er ihre Hand mit herzlicher Wärme drückte

und sich von ihr versprechen ließ, daß er sie wiedersehen werde. Was hatte den König bewogen, so zu sprechen, was, als die Ueberzeugung, die ihm wol selten genug kommen mochte, mit einem Menschen zu sprechen, der keine Menschenfurcht kannte, der einfach das sagte, was er fühlte, dachte — nichts mehr und nichts weniger. Wie denn? Gehörte sie sich noch selbst? Oder war sie nicht vielmehr ein Werkzeug jener höchsten Macht, die über den Geschicken der Menschheit waltet und zur Ausführung ihrer erhabenen Zwecke so Viele braucht und so Wenige findet, nur die findet, die ihr Ohr und ihr Herz nicht verschließen, sondern, wenn der Ruf an sie ergeht, in Demuth sprechen: Hie bin ich!

„Tante Sara!"

„Mein liebes Kind!"

„Ich möchte dem Könige schreiben!"

„Gott segne dich!" rief Tante Sara, die nicht recht wußte, wie sie diesen neuesten Einfall ihrer Nichte nehmen sollte.

„Ich habe so viel auf dem Herzen," fuhr Silvia fort, „so viel, was ich ihm noch nicht gesagt habe, wovon ich nicht weiß, ob ich es ihm werde sagen können, selbst in dem ungewissen Falle, daß ich ihn wiedersehe, so viel, was ich ihm sagen muß, bevor es zu spät ist. Er ist so gut und so gütig; er wird menschlich-mild dem unerfahrenen Mädchen seine Kühnheit verzeihen. Hat doch der Geringste im Volke das Recht, sich als Bittender dem Throne zu nahen, und ich will ja nichts für mich! Nicht wahr, Tante Sara, er wird mich anhören?"

„O gewiß, gewiß wird er das!" rief Tante Sara, die noch immer nicht herausgerechnet hatte, ob sie besser thäte, Ja oder Nein zu sagen. „Das heißt, ich glaube,

daß es sich machen lassen wird. Ich bin in diesem Punkte wirklich nicht ganz sicher — ich habe noch nie an ihn geschrieben — so viel ich weiß, liest der König das Einlaufende nicht selbst — man müßte natürlich Jemanden haben, von dem man überzeugt wäre, daß er es in des Königs eigene Hände gäbe — indessen, das wird sich machen lassen — ich muß nur erst den Fall ein wenig überlegen."

Und Tante Sara lehnte sich in ihre Ecke und bedeckte sich die Augen mit der flachen Hand.

Sie hatte aber kaum diese sichernde Stellung eingenommen, als Lisette eine Visitenkarte hereinbrachte und ihrem Fräulein, während sie dieselbe übergab, einige Worte in's Ohr flüsterte.

Tante Sara schnellte wieder auf und sagte hastig: „Einen Augenblick warten!" und dann zu Silvia: „Kind, das ist ein glücklicher Zufall! Der General v. Tuchheim, der recht krank war, läßt sich melden und schreibt mir hier (sie deutete auf die Karte), daß er in einer Stunde zum Könige berufen ist. Wenn Einer deinen Brief überbringen kann, so ist es dieser mir ganz ergebene Freund. Geh', mein Kind, und schreib', du brauchst dich nicht zu übereilen, ich habe viel mit dem General zu besprechen, ich will ihn ganz in deine Gedanken einweihen, dein Brief wird das Uebrige thun. In der Schlafstube auf dem Schreibtische findest du Alles — du weißt ja — geh' mit Gott, mein süßes Kind!"

Sie zog Silvia an sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Silvia verließ das Zimmer.

Tante Sara blickte ihr mit einem bösen Lächeln nach, dann legte sie den Finger auf den Knopf der silbernen Glocke. Plötzlich aber besann sie sich eines Andern.

„Die Phantastin könnte eben so leise Ohren haben, als sie helle Augen hat; ich will ihn im Vorzimmer sprechen."

Sie erhob sich und hinkte, auf den Stock gestützt, durch das weite Gemach. Als sie die Thür zum andern öffnete, kam ihr der General bereits entgegen.

„Bitte, bleiben wir hier!" sagte Tante Sara.

Neunzehntes Capitel.

„Habe ich endlich einmal das Vergnügen?“ fuhr Tante Sara fort, indem sie auf einem der Sofas Platz nahm und den General mit einer Handbewegnng einlud, sich zu ihr zu setzen, „welchem Umstande verdanke ich denn die hohe Ehre?“

„Wozu der spottende Ton, liebe Sara?“ sagte der General, „und weßhalb die Frage! Sie wissen, daß ich krank bin und das Zimmer nicht verlassen haben würde, wenn mich der König nicht hätte rufen lassen.“

Der General sah in der That so grau und verfallen aus, daß kein Unbefangener an der Wahrheit seiner Behauptung gezweifelt haben würde. Nichtsdestoweniger rief Tante Sara höhnisch:

„Sie wissen? Weiß sie wirklich? O ja, sie weiß!“

„Nun ja, Sie wissen!“ entgegnete der General, „wenn Sie es noch nicht wissen, daß ich es aufrichtig meine, würden Sie allen meinen heiligsten Versicherungen ebensowenig trauen.“

„Ganz richtig, mon brave! Den Leuten allzusehr trauen, ist gar nicht meine Sache.“

„Aber was in aller Welt haben Sie mir vorzuwerfen?“ rief der General, „ich habe Sie von Allem unterrichtet — brieflich, da ich es mündlich nicht konnte.“

„Sagen Sie lieber, nicht wollte. Und ich will Ihnen auch sagen, warum. Weil Sie wieder einmal hinter meinem Rücken gehandelt hatten, weil Sie wieder einmal hätten eingestehen müssen, das Alles, was Sie auf diese Weise unternehmen, dummes Zeug ist, und schlimmer als das."

„Ich dulde diesen Ton nicht länger," rief der General, trotz seiner Gebrechlichkeit heftig vom Sofa auffahrend.

„Bleiben Sie sitzen, mon cher, und alteriren Sie sich nicht! Ich will Ihnen beweisen, daß ich Recht habe. Wer ist es, der stets gegen die Affenliebe gepredigt hat, mit der Sie Ihren Herrn Sohn behandeln? der Ihnen stets prophezeit hat, es werde Sie noch einmal gereuen?"

„Es ist Ihr Sohn, wie es mein Sohn ist," murmelte der General.

„Unterbrechen Sie mich nicht! Ich habe Ihnen von der ersten Stunde an gerathen, Sie sollten den Jungen irgendwo weit weg thun, damit er uns nicht einmal zur ungelegenen Zeit in den Weg liefe. Ihr mildes Herz konnte sich natürlich nicht dazu entschließen. Sie mußten ihn in Ihrer Nähe haben, mußten ihn sich zum Vertrauten — zu Gott weiß was Allem erziehen; bildeten sich nicht wenig darauf ein, als Sie ihn endlich beim Prinzen placirt hatten. Und was ist die Folge? Daß der Junge aus dem Dienst gejagt wird und Sie froh sein können, wenn der getreue Berichterstatter bei der Gelegenheit nicht aus der Schule plaudert, die er in Ihren Bureaux durchgemacht hat."

„Das ist doch nicht meine Schuld," sagte der General achselzuckend.

„Kommt Nummer zwei," fuhr Sara fort, „ich habe Ihnen hundertmal gerathen, Sie sollten diesen Lipperts nicht weiter trauen, als nun eben unumgänglich nöthig

war. Sie haben nie hören wollen und werden es noch einmal fühlen. Seien Sie froh, daß die dumme Trine von Frau gestorben ist, ohne geplaudert zu haben, wenn sie nicht geplaudert hat. Und wollten Sie wirklich den alten schlauen Fuchs von Lippert nicht dahinterkommen lassen, daß Ferdinand nicht Falkenstein's, sondern Ihr Sohn ist, hätten Sie den Jungen die Person heiraten lassen sollen. Was ging das Sie an?"

„Sie haben Ferdinand nie gesehen," begann der General in dumpfem Ton.

„Und will ihn nicht sehen" — rief Sara, heftig mit ihrem Stock auf die Decke stampfend.

„Ich wünsche es jetzt kaum noch," fuhr der General fort; „ich wollte nur sagen, wenn Sie ihn gesehen hätten in seiner Jugendblüthe — den schönsten Jüngling, den meine Augen je erblickt haben — vielleicht hätten Sie ihn geliebt, wie ich ihn liebte und — liebe. Ich konnte es nicht über's Herzen bringen, ihn diesem Mädchen zu lassen, das nichts Besseres als eine Dirne ist."

„Werden Sie nicht sentimental, mein Lieber," sagte Tante Sara, „Sie stecken mich sonst mit Ihrer Rührung an und machen mich glauben, daß Ihnen wirklich in erster Linie um eine brave Frau für Ihren Herrn Sohn, und nicht vielmehr um eine brave Maitresse für den Prinzen zu thun war. Was gilt die Wette, Sie hätten, wenn's nur gegangen wäre, am liebsten die beiden Fliegen mit Einer Klappe geschlagen?"

„Sie werden mit jedem Tage cynischer," sagte der General, sich unwillig abwendend.

„Unter alten Freunden, wie wir, kommt es auf den Ausdruck nicht so sehr an. Also zugegeben! Nur

wäre doch aber wenigstens zu wünschen gewesen, daß sich die glücklich Liebenden nicht so sehr bald satt bekommen hätten."

„Wie ließ sich das voraussehen!" rief der General ärgerlich.

„Schämen Sie sich nicht, sich selbst ein so schlechtes Zeugniß auszustellen? Ein so alter Meister im Handwerk! und so jämmerlich zu pfuschen! Pfui! Ich schäme mich Ihrer."

„Nun ja," sagte der General, „ich hätte vielleicht vorsichtiger sein können, und um Ihnen nicht Böses mit Bösem zu vergelten, will ich nur wünschen, daß Ihnen Ihr Plan, auf den Sie sich so viel zugute zu thun schein, nicht schlechtere Früchte trägt."

„Das lassen Sie meine Sorge sein."

Der General schwieg ein paar Augenblicke, während der er älter und verfallener aussah als je; dann wendete er sich zu Sara und sagte, indem er den stechenden Blick derselben auszuhalten versuchte:

„Sie werden mir zugeben, liebe Sara, daß ich Ihre wahrlich nicht im freundschaftlichsten Tone gemachten Vorwürfe mit der größten Geduld hingenommen habe, daß ich diesmal, wie immer, Ihnen Recht gegeben habe, wo Sie Recht hatten. Nun hören Sie aber auch mich ruhig an, wenn ich Ihnen sage, was ich gegen Ihr neuestes Project auf dem Herzen habe. Es gefällt mir, offen gestanden, ganz und gar nicht."

Tante Sara hatte ihre defensive Stellung in der Ecke eingenommen.

„Warum nicht?" rief sie kurz und scharf.

„Lassen Sie mich mit ein paar Fragen antworten.

Welchen Grund haben Sie, diesen Plan, der doch ein ganz zufälliger ist, mit solchem Eifer zu betreiben?"

„Vielleicht eben weil er ein zufälliger ist und ich zu den Leuten gehöre, die einen glücklichen Zufall auszunützen verstehen."

„Das ist keine Antwort, liebe Sara."

„Nun denn, so will ich deutlicher sein. Der König wird mit jedem Tage anspruchsvoller, launenhafter; ich dächte, das wüßten Sie selbst am besten; zum wenigsten kann ich Sie versichern, daß er sich noch vorgestern Abend über die Abnahme Ihres Witzes in Ausdrücken ergangen hat, die für das Ohr einer alten Freundin etwas tief Verletzendes hatten. Aber beruhigen Sie sich, wenn Ihnen das eine Beruhigung ist, er macht es mit mir nicht besser; meine besten Witze verfangen nicht mehr, und ich sehe die Stunde kommen, wo er mich eine alte bête nennt und mir den Stuhl vor die Thür setzt. Diese Stunde möchte ich nun so weit wie möglich hinausschieben — ich fühle mich ziemlich behaglich in diesen Räumen, und wenn ich auch jetzt, Gott sei Dank, nicht gerade mehr auf die Gnade Sr. Majestät angewiesen bin, so macht es mir Spaß, alle Leute vor mir kriechen zu sehen, enfin, ich will noch nicht abdanken. Da ich nun meine Stellung nicht mehr wohl allein behaupten kann, muß ich eine Gehilfin haben. Sie haben selbst seinerzeit sehr darauf gedrungen, und es ist ja auch jahrelang recht gut gegangen. Nun aber ist es nicht meine Schuld — ich hatte nur die unschuldige Kindheit Sr. Majestät zu überwachen! — daß die spiritualistische Natur bei unserm Herrn so sehr früh die Oberhand über die materialistische Seite seines Wesens gewinnt. Die äußere Schönheit zieht ihn nur noch wenig an. Aeußere Schönheit ist eben nur ein Bild, und ein so feiner Kunstkenner

ermangelt nicht, gar bald die Fehler an dem Bilde herauszufinden. Meine letzte Gesellschafterin — Sie werden mir das zugeben — war ein auffallend schönes Mädchen, überdies Italienerin — also eine Tochter des von ihm geliebten Landes — ich hielt sie drei Tage lang für eine wahre Acquisition, bis am vierten Se. Majestät fragte, ob ich gewiß wüßte, daß die junge Dame nicht aus Rom wäre. Weßhalb, Majestät? — Weil ich schwören möchte, eine von den capitolinischen Gänsen sei ihre Großmutter gewesen. — Nun gestehen Sie selbst, mein Lieber, dergleichen Witze, wenn sie auch sehr billig sind, schmerzen aus so erhabenem Munde. Dies ewige Suchen nach einer beauté, die immer nur so kurze Zeit vorhielt, langweilte mich, mein Lieber, und brachte mich in den unverdienten Ruf einer Xantippe, da ich doch irgend einen Vorwand haben mußte, die dummen Dinger wieder wegzuschicken. Nun führt mir der Zufall dieses Mädchen zu, was wie geschaffen für die Rolle ist; jung, aber nicht mehr sosehr, um nicht ihre Erfahrungen zu haben; klug, geistreich, gebildet, gewandt in jeder Beziehung, und dabei so ahnungslos, daß ich sie schon manchmal in Verdacht gehabt habe, eine ganz durchtriebene Kokette zu sein. Und einen solchen Ausbund sollte ich gehen lassen, nachdem ich ihn einmal habe. Daß ich eine Närrin wäre!"

Und Tante Sara lächelte höhnisch. Der General schüttelte den Kopf.

„Was wollen Sie denn?" fuhr Sara fort, „haben Sie nicht selbst vor neun oder zehn Jahren für den Gedanken, mir in meiner Nichte eine Freundin für mein gebrechliches Alter heranzuziehen, geschwärmt, mehr noch als ich? Kamen Sie damals nicht ganz betrübt zurück, daß Ihnen der Coup mißlungen war? Mußte ich Sie nicht

selber damals trösten? Was sträuben Sie sich nun auf einmal gegen etwas, das Ihnen damals so glatt herunterging?"

„Die junge Dame paßt nicht für die Rolle, die Sie ihr zugedacht haben."

„Und weßhalb nicht?"

„Ich habe sie mehr als einmal in der Gesellschaft gesehen, und habe sie beobachtet, weil sie mich interessirte. Sie erschien mir stolz und hochmüthig und —"

„Gerade deßhalb paßt sie für mich," unterbrach Tante Sara den General. „Warum kann ich die Gänse nicht brauchen? Weil sie dem König nicht imponiren. Sie hat ihm imponirt, sage ich Ihnen; gründlich hat sie ihm imponirt! Der König ist enchanté im eigentlichsten Sinne. Es wird eine ganze Zeit dauern, bis er sich diesen Zauber weggewitzelt hat."

Und dann? bedenken Sie doch, liebe Sara! Dieses Mädchen ist keine Person ohne Anhang, ohne Namen, möchte ich sagen. Man hat sie in der guten Gesellschaft gesehen, bewundert sogar. Es würde einen Eclat machen, den Sie doch wol jedenfalls vermeiden möchten."

„Mein Gott," rief Tante Sara, „was wollen Sie denn? Es soll ihr ja nichts geschehen. In einer Geßner'schen Idylle kann es nicht unschuldiger hergehen, als in unserer Theestunde."

„Und Ihre Familie, Sara? Ihr Bruder, der sein Kind lieber todt sehen wollte, als unter Ihrer Obhut?"

Sara's Gesicht nahm einen so bösen Ausdruck an, daß selbst der General davor erschrak. Er machte sich auf einen leidenschaftlichen Ausbruch gefaßt, aber Sara schwieg und nickte nur ein paarmal mit dem Kopfe, wobei sie hastig an der Unterlippe nagte.

In der Uhr auf dem Kamin ihnen gegenüber fing es an zu rasseln und zu klingen; der Sensenmann schritt durch den Tempel und winkte zweimal mit der Sense.

Tante Sara streckte die dürre Hand nach der Uhr aus und kreischte: „Willst du still sein! Ich hoffe, daß ich die Freude habe, ihn noch vor mir sterben zu sehen. — Wissen Sie, was er von Ihnen will?“ sagte sie dann plötzlich, sich wieder zum General wendend.

„Nein; ich vermuthe: das Wenige von mir hören, was ich über den Tod meines armen Bruders weiß.“

Sara betrachtete den General mit höhnischer Miene.

„Sie fangen wirklich an alt zu werden, liebe Excellenz,“ sagte sie, „Sie machen ja nicht einmal mehr in den Personen, mit denen Sie sprechen, einen Unterschied. Glauben Sie dem, Sie könnten mir weißmachen, daß Sie nicht im Grunde herzlich froh sind, diesen Bruder los zu sein, dessen Leben in letzter Zeit nur noch eine Kette von Dummheiten war? Glauben Sie, ich wisse nicht, daß Sie heute Abend wieder einen heftigen Anfall Ihres Unwohlseins haben werden, der Sie nöthigt, nach Tuchheim zu telegraphiren: Sie seien leider verhindert, morgen zum Begräbniß zu kommen? — Und was der König von Ihnen will, wissen Sie auch nicht? Dann muß ich Ihnen es wol sagen. Er will von Ihnen hören, weßhalb Sie ihm nicht den Rath gegeben haben, die Arbeiter-Deputation von Tuchheim zu empfangen. Und um nun ganz kurz zu sein, cher ami, merken Sie sich Folgendes. Wenn Sie sich so gut, oder so schlecht Sie können deßwegen entschuldigt haben, wird der König von Leo Gutmann zu sprechen anfangen und fragen, ob Sie nicht meinten, daß dem jungen Manne Unrecht geschehen, und daß man ihm eine Genugthuung schuldig sei. Haben Sie dies nun selbstver-

ständlich mit allem Eifer bejaht und dabei die Brief-Affaire recht geschickt einfließen lassen, so werden Sie begreiflich, sehr begreiflich finden, daß Se. Majestät den Wunsch äußert, sich einen Mann, von dem er nun schon so viel Interessantes gehört hat, in Person vorstellen zu lassen. Sie nehmen sich die Freiheit, anzudeuten, daß dies im gegenwärtigen Augenblicke seine Inconvenienzen haben dürfte, und wenn der König, wie sich bei ihm von selbst versteht, in Folge Ihrer Bedenklichkeiten äußerst ungeduldig wird, kommen Sie auf den Einfall Sr. Majestät vorzuschlagen, den jungen Mann an einem dritten Orte, z. B. in Ihrer Villa, zu sehen. Majestät wird den Einfall vortrefflich, und Sie hoffentlich, wenn Sie erst so weit sind, den übrigen Theil des Weges allein finden. Und halt, noch Eins, die kleine Närrin schreibt eben drinnen an den König, um ihm den Leo noch einmal zu empfehlen. Es wird dummes Zeug sein, was sie vorbringt, aber es kann uns vielleicht doch nützen. Natürlich müssen Sie den rechten Moment abwarten, das interessante Schriftstück zu übergeben. Ich will sehen, ob sie fertig ist."

Sara kam aus ihrer Ecke heraus.

„Aber, liebste Freundin," sagte der General, „haben Sie sich auch wirklich —"

„Alles bedacht! verlassen Sie sich darauf: Alles und Jedes. Ich will und muß das Mädchen haben, und kriege sie nicht ohne den Jungen. Können wir den Jungen nicht brauchen, geben wir ihm den Laufpaß; können wir ihn brauchen — und ich glaube, er wird vortrefflich einschlagen — desto besser. Ich bin im Augenblick wieder hier."

Sara hinkte fort; der General blieb auf dem Sopha sitzen und stützte die schmale hohe Stirn in die welke Hand.

Ja, ja, sie hatte Recht, er wurde alt! Würde er sich

sonst so widerstandslos von dieser Person, die er haßte, beherrschen lassen? Und doch, und doch! Er mußte thun, was sie wollte. Sein Einfluß beim König hatte eben so entschieden abgenommen, als der ihre gestiegen war. Und dann hatte sie schon oft die eclatantesten Proben von ihrem durchdringenden Scharfsinn, von ihrer tiefen Einsicht in die feinsten Eigenheiten des Charakters des Königs abgelegt — sollte sie sich diesmal so sehr verrechnet haben?

Der General rieb sich die Stirn. Er dachte an seine neuliche Zusammenkunft mit Leo. Damals hatte er das Spiel in den Händen gehabt. Warum hatte er den doch möglicherweise großen Eindruck, den ein Mann wie Leo auf den König haben konnte, so weit unterschätzt? Nun war er durch die merkwürdigste Verschlingung der Umstände gezwungen, zu thun, was er damals freiwillig hätte thun können. — „Thor, alter, blöder Thor, der ich bin! Und was soll ich nun Ferdinand sagen?"

Der General seufzte tief und stand vom Sopha auf.

„Nun, er wird sich, er muß sich beruhigen lassen. Er hat mich durch seine Heftigkeit erschreckt; er war ja ganz außer sich, der arme Junge, er, der sonst Alles so leicht nimmt. Der Zwischenfall mit der Eve verwirrte mich nun vollends. Ich sah in dem Augenblick nicht, daß die Brief-Affaire sich vortrefflich für Ferdinand ausbeuten ließ. Jetzt muß ich es für den Leo thun."

Er hörte Sara kommen und gab sich Mühe, seinen Mienen einen weniger bekümmerten Ausdruck zu geben; er wollte ihr die Freude nicht gönnen, zu sehen, wie sehr er litt. Sara kam herein, mit einem Brief in der Hand, lachend.

„Ganz, wie ich dachte! Das tollste Zeug, aber unendlich geistreich — gerade so wie es sein muß, wenn es

ihm gefallen soll. Es ist ein merkwürdiges Geschöpf! Hier! Und geben Sie der besten Freundin, die Sie haben, wenn Sie sie auch manchmal vergiften möchten, Nachricht von Ihren Erfolgen. Brieflich, hören Sie? Man darf Sie heute nicht zum zweitenmale bei mir sehen. Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie liebe, alte Excellenz!"

Sara lächelte huldvoll und streckte dem General die magere Hand entgegen. Der General machte einen Versuch, ebenfalls zu lächeln, entfernte sich dann aber sehr schnell.

Sara blickte ihm, auf ihren Stock gestützt, nach und murmelte: „Er wird wirklich recht alt."

Zwanzigstes Capitel.

„Der Professor Hartung ist noch bei Sr. Majestät, aber Majestät hat befohlen, daß Excellenz sogleich ohne Anmeldung vorzulassen sind,“ sagte der Oberkämmerier, dem General die Thür zum Cabinet des Königs öffnend.

Als der General eintrat, wendete sich der König, der mit einem hochgewachsenen blonden Manne vor einem sehr großen Gemälde stand, das man auf einer Staffelei in die Nähe des Fensters gerückt hatte, mit Lebhaftigkeit um und rief:

„Nur immer 'ran, lieber Tuchheim! Sie kommen zur guten Stunde. Wer sagte denn, daß die Erbauung der Pyramiden kein malerischer Vorwurf sei? Nun sehen Sie 'mal, was unser Hartung daraus gemacht hat, und ganz in meinem Sinne. Wenn ich nicht zufällig genau wüßte, daß dies Hartung gemacht hat, möchte ich schwören, ich wär's gewesen.“

Der König rieb sich die Hände und schaute mit verliebten Blicken in das Bild. Dann wendete er sich wieder zum General und rief, indem er ihn beim Arme nahm und ein wenig seitwärts schob:

„Ja, mein Gott, wie stehen Sie denn! Sie pflegen sich doch sonst nicht selbst im Lichte zu stehen! Hier kommen Sie her. Ist das nicht meisterhaft? Welche

Technik! Und welche Composition! Großartig! Sehen Sie nur diese Eine Gruppe hier links im Vordergrunde: der Pharao auf seiner Tragbahre im Sessel. Welch' feiner Gedanke! Der ruhig thronende Herrscher getragen von keuchenden Sklaven! Da haben Sie den ganzen Orient. Und welch' einfaches Mittel, ihn so herausragen zu lassen aus dem Gewimmel der ihn umgebenden Krieger und Priester, aus dieser Mädchenschaar, die ihm mit Palmenblättern Kühlung zuweht. Und welch ein Ausdruck in diesem Kopf! War es nicht Nero, der da sagte, daß er die Größe Egyptens nirgends tiefer empfand als in den Pyramiden? Nun diese Größe, die dem Herrscher einer späteren Welt so tiefe Bewunderung abzwang, ist sie nicht gleichsam vorausgezeichnet in diesem Gesicht, dessen Ausdruck so bedeutungsvoll an die wunderbaren Rhamesesköpfe vor dem Höhlentempel von Abu Simbel mahnt? Wahrlich, Hartung, Sie verdienen dafür eine Pairie!"

Der glückliche Maler verbeugte sich und lächelte; aber in seinen Augen lag nichtsdestoweniger eine gewisse Unruhe. Der König fuhr mit der Spitze eines großen Cirkels, den er von einem Reißbrette in der Nähe genommen hatte, gar zu dicht vor dem Gesicht des Pharao herum.

„Und nun diese zweite Gruppe: der Baumeister, der sich in Begleitung einiger Unterbeamten mit dem auf eine Steinplatte gezeichneten Grundriß dem Herrscher naht. Der König blickt nicht auf ihn. Wie ist das wiederum so bezeichnend! Die Idee ging von ihm aus; der Mann kann ihm nichts mehr sagen; er will das Werk vollendet sehen; ja er sieht's bereits vollendet — in seines Geistes Aug', wie Hamlet sagt, wenn es auch jetzt kaum erst ein paar Fuß aus dem Sande der Wüste hervorragt. Sehen

Sie, Hartung, wie Recht ich hatte, als ich Ihnen rieth, den Bau selbst und Alles, was sich darum gruppirt, tiefer in den Mittelgrund zu rücken. Sie brauchten da die größeren Massen, die Sie entwickeln mußten, nicht mehr so zu detailliren. Jetzt vermischen sich die braungelben Kerle mit dem Braungelb der Wüste und dem Gestein, an dem sie arbeiten, als ob das Ganze von selbst aus dem Sande hervorwüchse. Bemerken Sie nur, lieber Tuchheim, welche Ordnung in der scheinbaren Unordnung. Das haben Sie dem Herrn Horace Vernet von seinen Schlachtenbildern abgesehen, Hartung; aber freilich: mutatis mutandis! Da liegt der Unterschied zwischen dem denkenden Künstler und dem schalen Copisten. Und dann, lieber Hartung, diese Wüstenweite, die Sie in das Bild zu bringen verstanden; dieser Himmel, in dessen unendliche Tiefen sich der Blick verliert, dieser fahle Schein, der da am Horizonte heraufdämmert und den herannahenden Samum verkündet — das bleibt Ihnen — das macht Ihnen auch Vernet nicht nach, am wenigsten diese Flamingokette. Der Tausend! Wie das empfunden und wie das gemalt ist! Sehen Sie 'mal durch die hohle Hand, liebster Tuchheim! Ob die Vögel nicht wahrlich von der Stelle zu rücken scheinen. Man glaubt das Schwirren der unzähligen Flügel zu hören. Welche Wollust in dieser anmuthigen Curve! Und wie natürlich die lange Linie hier ein wenig einsinkt, sich dort wieder ein wenig aufbläht, wie ein schlappendes Segel in einer fallenden Briese, als ob ein lauer Wind sie nach Süden triebe tief nach Nubien, wo die Sonne scheitelrecht brennt, die hier doch noch kurze Schatten auf die Wüste malt. Aber, Hartung, daß Sie auch den Nil angebracht haben, wenn auch ganz in der Ferne, wenn auch nur als einen schimmernden Streifen — das ist denn doch wohl

eine zu große licentia poetica. Der Nil kann von dieser Stelle aus unmöglich gesehen werden."

„Verzeihen, Majestät," sagte der Maler, „ich erinnere mich in der That nicht, ob man am Fuße der Pyramiden von Ghizeh den Fluß sehen kann; aber von einer gewissen Höhe derselben erblickt man ihn sehr deutlich. Und dann glaubte ich den Fluß nicht entbehren zu können, da er uns als die große Wasserstraße zur Herbeischaffung dieser Steincolosse gewissermaßen die ganze Scene erst begreiflich macht."

Der König schien durch diesen Widerspruch verstimmt.

„Ich hätte die kahle, wasserlose Wüste nun lieber gehabt," sagte er.

Der eifrige Maler bemerkte, da seine Augen auf sein Werk gerichtet waren, die Wolke auf der Stirn des Königs nicht, und fuhr lebhaft fort:

„Auch wäre mir dann diese Doppellinie der Lastwagen und Lastthiere, die sich von der Baustätte nach dem Flusse und vom Flusse wieder nach der Baustätte bewegt, und die, indem sie scheinbar die dargestellte Handlung in das Unendliche fortzusetzen scheint, ihr dennoch einen Abschluß giebt, entgangen, und — "

„Ja, ja, das kennt man schon," unterbrach der König den Künstler, „Kritik könnt ihr Herren einmal nicht vertragen, notabene, mit Ausnahme der lobenden. Nun, lieber Hartung, muß ich Sie aber fortschicken, das Bild kann ich doch noch behalten?"

„Gewiß, Majestät — "

„Ich meinte nur, weil Sie die Bedingung gemacht hatten, daß es vorher noch auf die Ausstellung müßte. Was diese Künstler auf ihren Ruhm eifersüchtig sind, lieber Tuchheim, davon hat unsereiner gar keinen Begriff. Nun, leben Sie wohl, lieber Hartung, leben Sie wohl!"

Der Maler war bereits an der Thür, als ihm der König noch nachrief: „Unter vierzehn Tagen kriegen Sie's aber nicht, und wenn sich die ganze verehrliche Ausstellungs-Commission auf den Kopf stellt. Sagen Sie das den Herren!“

„Nun zu Ihnen, lieber Tuchheim,“ fuhr er fort, jetzt zum erstenmale dem General in's Gesicht sehend, „aber der Tausend, lieber Tuchheim, sind Sie in diesen Tagen alt geworden! wahrhaftig, Sie könnten aus der Pyramide, die da gebaut wird, herstammen.“

„Ich bin krank, Majestät, und habe überdies in den letzten Tagen des Kummers gar viel gehabt,“ erwiderte der General mit dumpfer Stimme.

„Ja, ja,“ sagte der König, „das ist es ja eben, weßhalb ich Sie habe rufen lassen. Aber setzen Sie sich, lieber Tuchheim, Sie gehören ja nicht mehr zum stehenden Heere. Nun erzählen Sie mir 'mal, was Sie eigentlich von der fatalen Geschichte wissen; oder eigentlich weiß ich bereits Alles, und ich möchte nur hören, wie Sie über die Affaire denken. Ich möchte Ihnen nicht gern wehe thun, und auf der andern Seite thut mir doch auch der arme Teufel, der Hey, leid — er ist ein dummer Kerl, das weiß der Himmel, aber nach Allem, was ich höre, muß er doch sehr stark provocirt worden sein, so daß er den Fall nicht gut von der Hand weisen konnte. Wie nimmt Ihres verstorbenen Bruders Sohn die Sache? Er scheint mir ein heftiger junger Mann und könnte uns leicht in neue Ungelegenheiten bringen. Zwar soll er mit seinem verstorbenen Vater auch nicht besonders gestanden haben; aber das Familiengefühl ist in solchen Momenten oft stärker als die Vernunft. Nun möchte ich gern, daß Sie mit dem Henri — ich erinnere mich von damals her seines

Namens sehr wohl — sprächen. Sie als Aeltester der Familie müssen doch einige Autorität über den jungen Menschen haben, und hören Sie, lieber Tuchheim, Sie können dann auch einfließen lassen, daß ich die Sache gern mit dem Freiherrn begraben sehen möchte. Vergessen Sie das nicht."

Der König hatte das Alles, ohne den General zu Worte kommen zu lassen, in seiner schnellen Sprechweise hingeworfen, und dabei wiederholt nach dem Gemälde, vor dem er stand, geblickt. Der General, wenn er gleich seinem verstorbenen Bruder in den letzten Jahren sehr entfremdet worden war, und ihn der Tod desselben im Grunde vor einer großen Verlegenheit befreite, war innerlich über die Leichtfertigkeit empört, mit welcher der König einen so schweren Fall behandelte. Er sagte mit Bedeutung:

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, den Wünschen und Befehlen Sr. Majestät nachzukommen, nur bitte ich, daß Majestät nicht vergessen wollen, wie mein Einfluß sich nicht über den Kreis meiner Familie hinaus erstreckt, und die natürlicherweise große Aufregung im Publicum sich weniger leicht beschwichtigen lassen wird."

Der König wendete sich von dem Bilde ab und sagte, indem er schnell an den General herantrat und ihm die Hand reichte: „Verzeihen Sie, lieber Tuchheim; Sie kennen mich ja von Kindesbeinen an und wissen, daß ich es sehr ernst meinen kann, wenn es auch 'mal nicht so scheint. Glauben Sie mir, der Fall geht mir recht nahe. Ihr Bruder war ein Liebling meines hochseligen Vaters; ich selbst bin mehrere Tage lang sein Gast gewesen und erinnere mich des schönen, stattlichen Herrn ganz wohl. Ueberdies Ihr Verhältniß zu mir — die Sache geht mir nahe, sehr nahe — glauben Sie mir."

Der General beugte sich tief auf die königliche Hand, welche die seine noch immer umschlossen hielt.

„Aber,“ fuhr der König lebhaft fort, indem er die Hand des Generals losließ und sich in einen Fauteuil warf, „Sie sind in dieser Affaire auch nicht frei von aller Schuld. Warum haben Sie mein Vertrauen, wenn Sie es nicht gebrauchen? Hätten Sie mich, als es Zeit war, von dem Stande der Dinge in Tuchheim und von der curiosen Haltung, die Ihr Bruder zu den dortigen Verhältnissen eingenommen hatte, unterrichtet — nun, Ihnen zu Liebe hätte ich ja gern die Arbeiter-Deputation empfangen und den Leuten ein paar freundliche Worte gesagt. Dann wäre entschieden Alles anders gekommen, als es jetzt gekommen ist. Es wäre Oel für die brausenden Wogen gewesen. Die Arbeiter hätten sich zufriedengegeben, der Freiherr hätte nicht mehr nöthig gehabt, den Protector so schroff herauszukehren, der alberne Hey wäre in seinem mißverstandenen Eifer nicht so weit gegangen — Ihr armer Bruder lebte heute noch. Nun ist das Unglück da; aber, der Himmel weiß, ich bin nicht Schuld daran, ich nicht. Müssen Sie mir nicht Recht geben?“

„Weh' mir, daß ich es muß!“ sagte der General, die Augen mit der Hand bedeckend.

„Nun, nun, mein alter Freund,“ sagte der König in gütigem Ton, „wir wollen unser Gewissen auch nicht mehr beschweren, als es nöthig ist. Es ist die alte Geschichte von dem Brunnen, den man offen ließ, bis das Kind hineinfiel. Jetzt gilt es, den Brunnen zuzudecken; ich habe mir heute den ganzen Morgen den Kopf darüber zerbrochen, wie man das am besten anfängt. Bis jetzt ist mir nur so viel klar, daß man der ganzen Affaire einen möglichst privaten Charakter geben muß. Ihr armer

Bruder und Hey sind in einen Wortwechsel gerathen; Beides Edelleute, Ihr Bruder ein gewesener, Hey ein activer Militär — so etwas kann schließlich alle Tage passiren. Nun schiebt sich aber die verdammte Arbeiterfrage breit hinein, und was man auch anfangen mag — es nimmt Alles gleich einen politischen Charakter an. So würde ich ja gern der lieben alten Gutmann den Gefallen thun, und ihrem Neffen eine genauere Bekanntschaft mit der Staatsanwaltschaft ersparen; mir auch, meinetwegen, was sie sehr wünscht, den jungen Mann, von dem sie so viel Rühmens macht, vorstellen lassen — indessen die verdammten demokratischen Blätter würden dann wieder Zeter schreien."

Der König hatte sich bei diesen letzten Worten nach dem Bilde hingebeugt und wedelte mit seinem Taschentuche einen Staubfleck weg, der in einer Vertiefung des Rahmens sitzen geblieben war. Der General erinnerte sich der von Sara empfangenen Instructionen; hatte doch die Unterredung bis jetzt genau den von ihr vorausbezeichneten Weg eingehalten!

„Nicht blos die demokratischen, Majestät," sagte er, „auch die **Zeitung würde einen solchen Schritt von Seiten Eurer Majestät mindestens nicht loben."

„Was geht denn die Sache den Prinzen und seinen Anhang an," rief der König ärgerlich.

„Ich kann die Frage Eurer Majestät nicht beantworten, ohne Majestät eine Entdeckung mitzutheilen, hinter die ich durch die seltsamste Verkettung der Umstände gekommen bin, und die auch Majestät interessiren wird. Majestät erinnern sich eines gewissen Briefes, den man vor einiger Zeit —"

„Weiß schon, weiß schon," rief der König, „was ist's damit?"

„Der Herausgeber dieses Briefes —“

„Nun?“ rief der König in der äußersten Spannung.

„Ist derselbe Dr. Leo Gutmann.“

„Was Sie sagen! Sie wissen das gewiß?“

„Ja, Majestät.“

„Ganz gewiß.“

„Ja, Majestät.“

„Wie kommen Sie zu der Entdeckung? Doch ich will nicht indiscret sein; hier“ — der König deutete dabei nach der Zimmerdecke — „sind ohne Frage Damen im Spiel. Aber nun gestehe ich Ihnen offen, daß meine Neugier, den jungen Mann zu sehen, durch Ihre Mittheilung eher zu- als abgenommen hat. Wir haben es hier offenbar mit einem feinen politischen Kopf zu thun, nicht in dem Genre der heutigen Staatsweisen, aber im Charakter der Männer des italienischen Mittelalters, deren Gesichter für mich etwas unwiderstehlich Fascinirendes haben. Schaffen Sie mir diesen Doctor, lieber Tuchheim! Ich muß wissen, welche Absichten er mit dem Brief verfolgt hat. Ein solcher Mensch thut nichts ohne Ziel und Zweck. Sagen Sie, liebster Tuchheim,“ — hier wendete sich der König wieder nach dem Bilde — „haben Sie mit unserer guten Freundin oben vielleicht schon gesprochen?“

„Ich komme eben von ihr, Majestät. Fräulein Gutmann war so aufgeregt, wie ich mich nicht erinnere, sie gesehen zu haben; ich wüßte mir die Theilnahme, welche sie ihrem Neffen jetzt in diesem reichen Maße zuwendet, nicht zu erklären, wenn sie mir nicht mitgetheilt hätte, daß sie eine junge Dame, ihre Nichte, die bei ihr seit einigen Tagen zum Besuche ist, und welche sie sehr liebt — Euer Majestät haben die junge Dame als Kind bei Ihrer Anwesenheit in Tuchheim auf dem Försterhause

gesehen — durch ihre Fürsprache bei Eurer Majestät sehr verpflichten könne und auf jeden Fall gern verpflichten möchte."

Der König blickte durch die hohle Hand nach der Flamingokette auf dem Bilde.

„Und welches Interesse hat die junge Dame an ihrem Vetter? Liebt sie ihn?"

„Ich weiß es nicht, Majestät. Indessen, ich glaube nicht, daß es nöthig ist, gerade diesen Beweggrund anzunehmen. Die einzelnen Mitglieder dieser Familie haben eine unendliche Anhänglichkeit und Opferfähigkeit eines für das andere, und dann scheint mir die junge Dame, nach Allem, was ich von ihr höre, eine sehr enthusiastische Natur, bei der die Begeisterung für Ideen, in diesem Falle die politischen Ideen ihres Vetters, ganz unabhängig ist von persönlichem Wohlgefallen."

Der König schien von dieser Erklärung sehr befriedigt; er ging ein paar Schritte hin und her und sagte dann, indem er vor dem General stehen blieb:

„Na, ich will es Ihnen nur gestehen, ich habe die junge Dame oben bei meiner lieben Gutmann gesehen, und ich glaube, daß Sie ihren Charakter sehr richtig beurtheilen. Eine enthusiastische, eine seltene Natur, die ich der höchsten Begeisterung für fähig halte, freilich auch jeder Extravaganz, wenn es gilt, ihre geliebten Ideen durchzusetzen."

„Da Majestät die Gnade haben, mein physiognomisch-psychologisches Aperçu zu bestätigen, so scheue ich mich schon weniger, eine allerdings etwas extravagante Commission von Seiten der jungen Dame bei Eurer Majestät anzubringen. Es handelt sich um einen Brief —"

„Geben Sie immer her!" rief der König, „ich bin,

wie Sie wissen, ein großer Freund dieser ungeschulten Ergüsse einer ungebrochenen Natur; es pflegt darin so viel natürliche Poesie zu sein. Geben Sie immer her."

Der König öffnete hastig Silvia's Brief und stellte sich, während er denselben zu lesen begann, scheinbar um besseres Licht zu haben, so, daß ihm der General nicht in's Gesicht sehen konnte.

Das Erstaunen des Generals war während dieser Unterredung, die sich ganz und zum Theil wörtlich in der von Sara angegebenen Weise abspann, fortwährend gewachsen. Es konnte ihm nicht länger zweifelhaft sein, daß er es hier mit einer Thatsache zu thun habe, die ohne sein Wissen, ohne sein Zuthun zu Stande gekommen war und mit der also von diesem Augenblicke an zu rechnen Pflicht sei. Es galt hier in einem bereits fertigen Stücke noch schnell eine möglichst dankbare Rolle zu übernehmen.

„Ein wunderbares Mädchen!" sagte der König, den Brief zusammenfaltend und auf die Staffelei des Bildes legend. „So denke ich mir die Schäferstochter aus dem Dorfe Dom-Rémy. Hier ist doch noch Glauben, Poesie, ein souveränes Sichwegsetzen über die erbärmliche Wirklichkeit; ein Lichtblick aus dem tieferen Himmel, der sich über den glücklicheren Menschen des Mittelalters wölbte, ein Anhauch aus den Wäldern, in denen der verirrte Königssohn auf sonniger Halde die schönste Schäferin fand. Wahrlich, lieber Tuchheim, ich möchte der jungen Dame herzlich gern ihren Wunsch erfüllen, nur fürchte ich, daß es in diesem Augenblicke doch nicht wohl geht. Meinen Sie nicht, lieber Tuchheim?"

„Es würde einiges Aufsehen machen, Majestät."

Der König, der immer mit dem Bilde, anstatt mit dem General gesprochen hatte, wendete sich rasch um und

rief: „Ja, aber es soll keines machen! Bin ich denn an diesen Racker von Staat gefesselt, wie ein Galeerensklave an den andern, daß ich alle Sprünge und Convulsionen, die ihm zu machen einfällt, mitmachen muß? Und wozu haben Sie so lange in der Welt gelebt, wenn Sie noch nicht gelernt haben, wie man den heulenden Zeitungswölfen — denn wer kümmert sich sonst darum? — eine Beute entreißt!“

Dieser Ausbruch des königlichen Unwillens befreite den General von den letzten Bedenken, die er bis jetzt noch gegen Sara's Pläne gehabt hatte. Er hob den Kopf empor und sagte mit festerer Stimme, als mit welcher er bisher gesprochen: „Verzeihen, Majestät, wenn ich Anstand nahm, in dieser Angelegenheit meine eigentliche Meinung frei zu äußern. Wie konnte ich anders, als annehmen, daß Eure Majestät sich in Betreff derselben in voller Uebereinstimmung mit Ihren verantwortlichen Ministern befänden! Wie leicht hätte mir das Aussprechen meiner gegensätzlichen Ansicht den schmerzlichen Vorwurf der Mißgunst, der persönlichen Ueberhebung zuziehen können! Aber, wenn ich auch, wie sich ziemt, ganz und gar von mir absehe, so kann und darf ich doch Euer Majestät nicht rathen, in diesem Augenblicke irgendwie öffentlich einen Schritt zu Gunsten des Dr. Gutmann zu thun. Das ließe sich mit dem gewiß gerechten Wunsche, den Eure Majestät vorhin äußerten: dem unseligen Streite zwischen meinem verstorben Bruder und dem Herrn v. Hey einen möglichst privaten Charakter zu geben, nicht vereinigen. Jedermann sieht in Dr. Gutmann die Seele der Arbeiter-Agitation, wie man in meinem unglücklichen Bruder ein Opfer derselben sieht. Mit einer öffentlichen Bezeigung der königlichen Gnade gegen den Agitator würden Majestät

in der ganzen Frage eine bestimmte, und zwar gegen Ihr actuelles Ministerium gerichtete Position einnehmen."

„Das kann ich nicht," rief der König.

„Gewiß nicht, Majestät!" sagte der General schnell.

„Aber was dann?"

„Befehlen Majestät, daß die Gerüchte von einer socialistischen Verschwörung, deren Seele Dr. Gutmann sein soll, vollkommen aus der Luft gegriffen sind; befehlen Euer Majestät, daß sich, im Gegentheil, bei der in der Wohnung des Verhafteten angestellten genauen Untersuchung gravirende Papiere irgend welcher Art nicht vorgefunden haben, und in Folge dessen der Verhaftete bereits am dritten Tage wieder auf freien Fuß gestellt werden konnte."

„Das wäre heute?" sagte der König.

„Majestät, es muß schnell geschehen, wenn es überhaupt geschehen soll."

„Ganz richtig, frische Fische, gute Fische. Und nun weiter!"

„Dann haben Majestät nur noch zu befehlen, daß Ihnen der junge Mann an einem dritten Orte, etwa im Hause eines Ihrer wahrhaft ergebenen Diener, gelegentlich vorgestellt würde."

„Zum Beispiel in Ihrem Hause?"

„Ich würde diese Gnade zu würdigen wissen," sagte der General.

„Vortrefflich, vortrefflich," rief der König, sich die Hände reibend. „Es ist ja nur in der Ordnung, daß ich einem alten treuen Diener, wie Sie, lieber Tuchheim, mein Beileid bezeige umsomehr, als Ihre so schon angegriffene Gesundheit durch die plötzliche Nachricht selbstverständlich erschüttert ist. Sie reisen zum Begräbniß?"

„Majestät, ich glaubte, daß bei der so eigenthümlichen Lage der Dinge Neutralität —“

„Ganz richtig! Sie müssen das auch Ihrem Neffen begreiflich machen. Vergessen Sie das ja nicht. Und mit der Gutmann'schen Sache bleibt es also bei meinem Entschlusse. Ich will, daß die Geschichte todtgeschwiegen wird, und heute Abend um Acht werde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen. Nun machen Sie, daß Sie fortkommen, lieber Tuchheim, ich habe heute Morgen noch viel zu thun.“

Der König gab dem General die Hand. Der General verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung. „Und hören Sie, lieber Tuchheim,“ rief ihm der König nach, „an die Gutmann brauchen Sie nicht zu schreiben; ich will die Dame überraschen, und zu Hey brauchen Sie auch nicht zu gehen, um wegen der verloren gegangenen socialistischen Verschwörung zu condoliren. Das will ich gelegentlich schon selbst besorgen.“

Der König lachte überlaut; der General lächelte, verbeugte sich noch einmal und ging.

Als er unten im Schloßhofe den Fuß auf den Wagentritt setzte, fiel ihm ein, daß der Mittagszug nach Tuchheim erst in einer Stunde abging, und daß es noch gerade Zeit sei, Henri und dem Herrn v. Sonnenstein von den Wünschen des Königs, soweit sie selbst davon berührt wurden, Mittheilung zu machen. Er befahl deßhalb, zu Herrn v. Sonnenstein zu fahren.

Einundzwanzigstes Capitel.

Zu derselben Stunde, als der General beim Könige war, hatte in dem Cabinet des Herrn v. Sonnenstein eine Conferenz zwischen diesem, seinem Neffen Henri und dem Advocaten Hellfeld stattgefunden. Es war in dieser Conferenz zu lebhaften Auseinandersetzungen gekommen, man hatte einander harte Dinge gesagt, schließlich aber war doch, vorzüglich durch des Bankiers Bemühungen, etwas, das als Verständigung gelten konnte, herbeigeführt worden. Herr Hellfeld hatte mit lächelnder Miene dem Onkel und dem Neffen die Hand gereicht und die Beiden allein gelassen.

„Er kann lachen," sagte Henri grollend, als sich die Thür kaum hinter Herrn Hellfeld geschlossen hatte. „Und dabei hat sich der Hallunke stets so zu stellen gewußt, daß ihm mit einem Proceß gar nicht beizukommen ist."

„Ja, bei Gott, Henri, das ist es ja eben," erwiderte der Bankier, „glaubst du, ich sehe nicht eben so klar wie du, daß er deinen Vater zu seinen verrückten Speculationen verlockt hat, um ihn fest und fester in der Hand zu haben? Und übrigens kommt es noch sehr darauf an, ob er seine letzten Fünfundzwanzigtausend trotz seiner Wechsel wiederkriegt; soweit ich jetzt sehen kann, bleibt ein Deficit von mindestens Fünfzigtausend."

Der Bankier zündete sich eine Cigarre an; Henri schien durch die letzten Worte des Bankiers keineswegs milder gestimmt.

„Du kannst auch lachen," sagte er, „du hast deine sichere erste Hypothek und kommst im schlimmsten Falle mit einem blauen Auge davon; Tante Charlotte hat ihr Vermögen, das sie bei Heller und Pfennig Amélie vermachen wird, die — dann nichts Eiligeres zu thun hat, als den Burschen, den Walter, zu heirathen."

Der junge Mann knirschte mit den Zähnen; „ich könnte mir die Haare ausraufen, wenn —"

„Wenn es was hälfe," unterbrach ihn der Bankier, „sei vernünftig, Henri! Du weißt, daß ich, trotzdem mir wahrhaftig die Verbindung mit deiner Familie nicht viel Segen gebracht hat, noch jeden Augenblick bereit bin, für dich zu thun, was ich kann."

„Du kannst aber nichts thun," rief Henri, „was habe ich von deinem guten Willen? Uebrigens, Onkel, muß ich dir sagen, daß, in diesem Augenblicke die Segenlosigkeit deiner Verbindung mit unserer Familie hervorzuheben, zum mindesten wenig schonungsvoll ist; ganz abgesehen davon, daß der Name einer Familie, wie die meine, denn doch ein Kapital repräsentirt, das dir, soviel ich weiß, ganz anständige Zinsen abgeworfen hat."

Henri wußte aus Erfahrung, daß er seinem Onkel mit diesem Pochen auf seinen altadeligen Namen jedesmal imponirte, und er hatte sich auch heute nicht verrechnet. Der Bankier legte die kaum angezündete Cigarre weg und sagte: „Aber, mein Gott, Henri, du bist seit einiger Zeit auch von einer erschrecklichen Reizbarkeit. Ich dächte, du wüßtest, wie viel ich auf dich halte; ich kann dir doch wahrhaftig keine bessere Sicherheit dafür bieten, als wenn

ich dir wiederhole, daß ich es als eine Ehre und einen Gewinn betrachte, einem Manne mit deinem Namen und deinen Aussichten, auch wenn er keinen Pfennig im Vermögen hat, meine Tochter zur Frau zu geben."

„So mache auch, daß Emma mich will," entgegnete Henri kurz.

„Sie wird wollen, sie wird wollen," sagte der Bankier, „aber du mußt Geduld mit dem Mädchen haben. Der Mensch, der Doctor, hat ihr doch mehr im Sinn gelegen, als wir Beide dachten. Seit gestern Morgen ist sie wie toll, aber so etwas geht vorüber. Die Hauptsache ist, daß des Menschen Angelegenheiten, eine zeitlang wenigstens, noch möglichst schlecht bleiben. Jammer und Schade, daß wir ihn nicht fassen konnten; ein Wechselarrest ist sicherer als so eine politische Gefangenschaft, aus der ihr ihn doch wohl werdet herauslassen müssen, besonders, wenn sich, wie du sagst, nichts Gravirendes unter seinen Papieren vorgefunden hat."

„Er soll so bald nicht loskommen," sagte Henri, „dafür laß mich nur sorgen."

„Se. Excellenz der Herr General-Lieutenant von Tuchheim," meldete der Bediente.

Der Bankier blickte seinen Neffen fragend an.

„Meinetwegen," sagte Henri.

Der Bankier nickte dem Bedienten zu.

„Was kann er wollen?"

Henri zuckte mit den Schultern.

Der General trat herein. Sein immer blasses und ernstes Gesicht war noch blasser und ernster als gewöhnlich. Er begrüßte die Beiden mit einer gewissen Zurückhaltung.

„Ich bin sehr erfreut, die Herren beisammen zu treffen,"

sagte er, „meine Zeit ist sehr kurz gemessen, verzeihen Sie daher, wenn ich mich in dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ebenfalls sehr kurz fasse. Ich komme soeben von Sr. Majestät, der mich heute Früh zu sich befohlen und mir eine längere Unterredung zu gewähren die Gnade hatte. Se. Majestät drückte mir in den huldreichsten Worten sein Beileid bei dem schweren Verluste, der uns betroffen hat, aus und befahl mir, von dieser seiner gnädigen Gesinnung den übrigen Gliedern der Familie Mittheilung zu machen."

Der General verneigte sich gegen den Bankier und sagte dann, sich zu Henri wendend: „Für dich, mein lieber Neffe, hat mich Se. Majestät noch mit einem speciellen Auftrag beehrt, dessen privater Charakter indessen eine Mittheilung unter vier Augen erfordert. Ich hatte die Absicht, mich von hier direct zu dir zu begeben, und fürchtete schon, dich zu verfehlen, da ich vermuthete, daß du möglicherweise den Mittagszug benützen würdest, um noch heute in Tuchheim zu sein, wenn die Bestattung meines unglücklichen Bruders, deines Vaters, auch erst morgen Früh, wie man mir schreibt, stattfinden soll."

„Ich hatte mich auf den Abendzug eingerichtet," fuhr der General, als Henri schwieg, fort, „wenn ein heftiges Unwohlsein, unter dem ich leide, mir nicht die Erfüllung einer so theuren und zugleich so schmerzlichen Pflicht unmöglich macht. Ich würde deßhalb unter allen Umständen vorziehen, mich des Auftrages Sr. Majestät möglichst bald zu entledigen, und möchte dich daher ersuchen —"

„Aber, meine Herren," sagte der Bankier, „wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen, sich meines Zimmers zu bedienen? Ich würde um die Erlaubniß bitten, mich in mein

Comptoir zurückziehen zu dürfen, wo meine Gegenwart überdies erforderlich ist."

Der Bankier verließ das Zimmer; der General wendete sich zu Henri.

„Wird Herr v. Sonnenstein nach Tuchheim gehen?"

„Nein," erwiderte Henri, „und ich glaube, wie die Sachen einmal liegen, wird ihm das Niemand verdenken können."

„Ich habe nichts derartiges behauptet," sagte der General, „und du selbst, lieber Neffe?"

„Ich reise auf keinen Fall," sagte Henri. „Die Angelegenheiten des Vaters sind in einer ungeheuren Verwirrung, und wir haben es mit so gewiegten Gegnern zu thun, daß ich keinen Augenblick abkommen kann. Ueberdies kennt Jedermann in Tuchheim das schlechte Verhältniß, in welchem der Vater und ich in den letzten Jahren zu einander gestanden haben; ich habe keine Lust, von meinen guten Freunden im Forsthause den Tuchheimer Pöbel auf mich hetzen zu lassen.

Henri sagte das in einem spöttisch-groben Tone, den er gegen seinen Oheim und politischen Gegner — den alten Schleicher, wie er ihn hinter dem Rücken nannte — gern annahm. Der General hüstelte in die Hand und sagte:

„Wie wenig erfreulich auch die Gründe sein mögen, die dich verhindern, die sterblichen Reste deines theuren Vaters, meines Bruders, der Erde übergeben zu helfen, so glaube ich andererseits, daß dein Fernbleiben von einer Scene, in welcher sich allerdings leicht die öffentliche Trauer stürmisch in den stillen privaten Schmerz mischen könnte, den Intentionen Sr. Majestät, Alles in Allem, am meisten entsprechen wird. Majestät wünscht nämlich

— und dies ist der allerhöchste Auftrag, dessen ich mich hiemit entledigt haben will — daß Alles vermieden werde, was dazu beitragen möchte, dem Tod meines armen Bruders, deines theuren Vaters, eine Tragweite über die Bedeutung eines schmerzlichen Familien-Ereignisses zu geben. Daß du selbst, lieber Neffe, zu diesem Behufe allen Gefühlen der Rachsucht, die sich etwa in deinem Busen regen könnten, entsagen mußt, brauche ich wohl nur anzudeuten."

Um Henri's Lippen schwebte ein böses Lächeln: „Ich komme dabei freilich in die Lage, den Ruf der Poltronnerie, in welchem ich, wie ich höre, bei den Freunden meines Vaters stehe, um ein Bedeutendes zu vermehren; indessen, ich werde dies Unglück mit dem übrigen zu tragen wissen."

„Das wäre es, was ich dir von Seiten Sr. Majestät zu insinuiren beauftragt war," fuhr der General, als ob er von Henri's letzten Worten keine Sylbe vernommen hätte, fort: „und jetzt möchte ich mir erlauben, dir meinerseits eine Mittheilung zu machen, die ich dir aus verwandtschaftlichen Rücksichten, ich möchte sagen, in Anbetracht der Solidarität verwandtschaftlicher Interessen, schuldig zu sein glaube. Du interessirst dich sehr für das Schicksal deines alten Schulfreundes, des Dr. Leo Gutmann — nicht wahr?"

Henri's Miene, die bis zu diesem Augenblicke einen gleichgiltig-mürrischen Ausdruck zur Schau getragen hatte, veränderte sich mit Einem Schlage. Er warf einen erwartungsvollen, fast ängstlichen Blick auf den General, den dieser sehr wohl bemerkte, und mit einem feinen Lächeln der Ueberlegenheit erwiderte:

„Du brauchst nicht erstaunt zu sein, lieber Neffe;

Jemand, der wie ich durch die Gnade Sr. Majestät sich in einer Stellung befindet, die nach allen Seiten zu blicken erlaubt, sieht natürlich sehr Vieles, was Anderen, weniger günstig Situirten, nothwendig entgeht. Vielleicht daß die Andeutung, die ich dir zu machen im Begriff bin, in schicklicher Form vorgebracht, auch für Se. königliche Hoheit nicht ohne alles Interesse ist. Der König, der erst jetzt erfahren hat, daß Dr. Gutmann und der interessante Knabe, den er damals in Tuchheim kennen lernte, identisch sind, hat den lebhaften Wunsch geäußert, die Sache desselben möglichst schnell beendigt zu sehen; ja —"

Der General blickte sich vorsichtig um und fuhr mit noch leiserer Stimme fort:

„Ja, ich kann dir noch mehr sagen. Eine hochgestellte Person, die mir innig befreundet ist, hat vom Könige den speciellen Auftrag erhalten, sich des Dr. Gutmann, dessen außerordentliche politische und anderweitige Begabung ihm kein Geheimniß geblieben ist, in jeder Beziehung anzunehmen. Dieselbe Person hat mir unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertraut, daß Majestät befohlen hat, ihm an einem der nächsten Tage den Doctor vorzustellen. Sapienti sat, mein lieber Neffe! Die perfecte Discretion, mit welcher du meine vertrauliche Mittheilung benützen wirst, soll mir sagen, ob ich auch in Zukunft deine ersten Schritte auf der glatten Bahn des Staatsmannes mit dem warnenden Rath des Alters und der Erfahrung begleiten darf. Ich bitte mich noch einmal dem Herrn v. Sonnenstein und seiner liebenswürdigen Tochter, die aufzusuchen es mir leider an Zeit gebricht, zu empfehlen."

Der General reichte seinem Neffen die Spitzen seiner Finger, weidete sich noch einen Augenblick an der Bestür-

zung, die Henri, so viel Mühe er sich auch gab, nicht ganz verbergen konnte, und ging — sehr zufrieden mit seinem Erfolge und mit der Weise, wie er diese Unterredung geführt hatte. „Ich muß nur erst wieder in Gang kommen," dachte er bei sich, während ihm der Jäger auf dem Flur vor dem großen Spiegel den Paletot anhalf, „so etwas verlernt sich nicht, wie es sich auch eigentlich nicht lernt; ich fürchte, mein guter Neffe wird es trotz der Protection seines gnädigsten Herrn niemals sehr weit bringen."

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die letzten Mittheilungen des Generals hatten in der That Henri die sichere Haltung, deren er sich sonst rühmen konnte, geraubt; aber freilich wußte der General nicht, daß für Henri, wenn, was er gehört, nicht aus der Luft gegriffen war, noch ganz andere Interessen auf dem Spiele standen, als rein politische. Wenn es nicht aus der Luft gegriffen war!

Aber dieser schwache Trost, an den sich Henri, nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, anzuklammern versuchte, wollte nicht vorhalten. „Der alte Schleicher“ hatte eine zu siegreich-überlegene Miene gehabt, hatte in einem zu väterlich-beschützenden Ton gesprochen. Ohne Zweifel hatte Buffone geplaudert — und Henri schwur sich zu, dafür an Buffone die eclatanteste Rache zu nehmen — aber wie war es möglich gewesen, den König in diesem Maße zu Leo's Gunsten zu stimmen? Und wer in aller Welt hatte daran ein solches Interesse nehmen können? Wußte Henri doch auf das bestimmteste, daß Leo sich auch an den General gewendet hatte und vom General abschlägig beschieden war. Wie war denn dieser plötzliche, mächtige Umschwung vor sich gegangen? Wenn die Untersuchung gegen Leo wirklich auf den speciellen Befehl des Königs niedergeschlagen wurde, wenn seine geheimniß-

vollen Beschützer wirklich eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Könige bewirkten — so war nichts mehr unmöglich — am allerwenigsten eine Verbindung des Abenteurers mit Emma. Emma brauchte nur ein Wort von dem Wechsel in den Glücksumständen dieses Mannes zu erfahren, und sie würde ohne Zweifel sich wie bisher und hartnäckiger als bisher den Wünschen, den Befehlen des Vaters widersetzen; ja wer stand ihm dafür, daß der Onkel selbst nicht wieder den Mantel nach dem Winde hing, und in dem durch die Gnade Sr. Majestät ausgezeichneten Mann den rechten Gatten, den einzigen seiner Tochter würdigen Gatten erblickte!

Henri warf einen scheuen Blick nach der mit einer grünseidenen Gardine verhängten Fensterthür, durch die Herr v. Sonnenstein in seine Bureaux gegangen war, als ob sie sich öffnen, der Bankier wieder eintreten und sagen würde: Ich habe Alles gehört, mon cher! — Aber die Thür öffnete sich nicht, der Bankier arbeitete mit seinen Procuristen; — von dieser Seite war noch Alles sicher. Auf wie lange? Auf nicht lange jedenfalls, aber für den Augenblick doch — der Augenblick mußte benützt werden.

Henri machte ein paar Schritte, blieb plötzlich wieder stehen und öffnete dann mit schnellem Entschluß die Thür, die von dem Cabinet des Bankiers auf den Hausflur führte.

Ueber den Marmorboden des Hausflurs ging er mit schnellen, leisen Schritten; aber die breite, gerade, teppichbelegte Treppe stieg er langsamer hinauf, ja, als er oben angelangt war, mußte er sich an dem vergoldeten Geländer festhalten, da seine Knie wankten. Und während jetzt seine starren Blicke auf die große Thür gerichtet waren, hinter der sich in wenigen Minuten entscheiden mußte, ob

dieses herrliche Haus mit seinen reichen Schätzen einst ihm gehören würde, oder nicht — war seine Seele mit Haß erfüllt gegen die, deren Liebe er jetzt erbetteln sollte, und die, indem sie ihn zu dieser Demüthigung zwang, ihn vor sich selbst so tief erniedrigte.

Er wußte, daß Emma es sehr übel aufnahm, wenn Jemand, mit Ausnahme ihres Vaters und etwa ihres Bruders, unangemeldet bei ihr eintrat; aber er hatte seit der letzten Scene schon mehrmals vergeblich versucht, bei ihr vorgelassen zu werden, und wäre auch heute sicher abgewiesen worden. Die Minuten verrannen. Wenn Jemand ihm zuvorkam? Jetzt war noch eine Möglichkeit. Er machte sich mit einem „Pah!“ das nicht recht aus der [Ke]hle wollte, Muth, und trat ein. Emma war nicht in [de]m ersten Gemach; als er aber die Portière von der [T]hür zum zweiten zurückschob, sah er sie an ihrem Bureau sitzen und eifrig schreiben. Der Sonnenglanz, der durch die hohen Fenster und die offene Balconthür hereinfiel, erfüllte das große schöne Zimmer; die kostbare, fast überreiche Ausstattung nahm sich prächtig in dieser starken Beleuchtung aus; aber Emma selbst, die in ihrem Eifer und bei ihrer Kurzsichtigkeit sich dicht auf das Papier gebeugt hatte, und der bei ihren allzu lebhaften Farben das schwere Kleid von schwarzer Seide sehr schlecht stand, kam dem feinen Kenner der Frauenschönheit heute so unschön, so wenig begehrenswerth vor, daß er die Erbärmlichkeit seiner Situation noch tiefer als vorher empfand. Emma, welche ein Geräusch gehört hatte und aufblickend eine Gestalt in der Thür stehen sah, glaubte, daß es ihr Bruder sei, und rief: „Wie oft habe ich dir schon gesagt, Alfred daß ich um diese Zeit nicht gestört zu sein wünsche!“

„Ich bin es, liebe Emma,“ sagte Henri, näher kommend.

Emma hatte eben eine Freundin von dem Tode ihres Onkels, des Freiherrn, „des vortrefflichen Mannes, den sie so geliebt hatte“, und von der Gefangenschaft ihres „Adlers“ und im Allgemeinen von ihrem „Unglück“ unterhalten, „das nicht müde werde, mit den schwarzen Schwingen ihr um's Haupt zu wehen“. Bei dem Ton von Henri's Stimme erschrak sie so, daß sie, laut aufkreischend, die Feder aus der Hand fallen ließ, und, von ihrem Sessel in die Höhe fahrend und sich mit zitternder Hand an ihrem Bureau festhaltend, den auf sie Zukommenden mit weit geöffneten Augen anstarrte.

„Bin ich dir so furchtbar?“ sagte Henri.

Die vorwurfsvolle Klage, das bleiche, verstörte Gesicht, die bittende Geberde, wie er ihr jetzt die Hand entgegenstreckte, das Alles beruhigte Emma, ja rührte gewissermaßen ihr leicht bewegliches Herz.

„Du kamst so unerwartet,“ sagte sie, tief aufathmend und zögernd ihre Hand in die seine, die er ihr noch immer hinhielt, legend.

„Wem käme ich auch erwartet!“ rief Henri, indem er ihre Hand preßte und sie dann fallen ließ, um sich in einen der niedrigen Lehnsessel zu werfen, und mit düsteren Blicken, scheinbar ganz in seinen Schmerz verloren, vor sich niederzusehen.

„Ich habe ja Niemanden, der sich um mich bekümmert,“ fuhr er, wie mit sich selbst redend, fort; „mein Vater ist in Groll und Hader mit mir aus der Welt gegangen, meine Schwester folgt blindlings ihrer hocharistokratischen Neigung zu dem poetischen Försterssohn, und dem Mädchen, das ich liebe, ist mein Anblick ein Gräuel. Ich wollte, ich wäre nun auch erst todt.“

„Nein, nein, Henri,“ rief die gutmüthige Emma, „sage

das nicht, ich kann dich so nicht sprechen hören; ach, ich fühle mich ja selbst so unglücklich!" und sie brach wieder, auf ihren Sessel zurücksinkend, in Thränen aus.

„Warum bist du unglücklich?" sagte Henri, „hast du nicht Alles, was dein Herz begehrt: einen Vater, der dich abgöttisch liebt, der jeden deiner Wünsche erfüllt, noch ehe du ihn ausgesprochen hast? Einen Bruder, der sich in der Sphäre, die ich ihm erschließen half, wohl fühlt und sein harmloses Leben im Sonnenschein des Glückes vertändelt? Umgiebt dich nicht der Glanz und die Fülle des Reichthums? Kannst du nicht deine schönen Talente frei entfalten, dir zur Freude und den Andern zur Lust? Hat je die Sorge deine Wangen gebleicht, je der Kummer eine Furche in deine Stirn gegraben? Emma, Emma — ich habe nur das Eine Gebet, daß du nie, nie erfahren mögest, was wirkliches Unglück sei, wie ich es Zeit meines Lebens genug, und jetzt zum Uebermaße erfahren habe."

Emma's Thränen flossen noch immer. Sie wußte freilich jetzt noch weniger als vorher, worüber sie eigentlich weinte; aber Henri sprach so gefühlvoll, so ganz anders als er sonst zu sprechen pflegte. Sie hatte so oft behauptet, daß sie das empfindlichste Herz von der Welt habe; und es war ja doch am Ende rührend, wie leicht sie zu rühren war.

„Ach, Henri," wiederholte sie schluchzend, „sprich nicht so, ich kann das nicht hören!"

„Du mußt es hören," sagte Henri, den ein so unerwarteter Erfolg immer kühner machte, „du mußt es hören, weil ich ein Recht habe, von dir zu verlangen, daß du mich wenigstens in Zukunft nicht ebenso falsch beurtheilst, wie du mich vielleicht bis jetzt falsch beurtheilt hast. Sieh', Emma, du hast mir neulich vorgeworfen — und dieser

Vorwurf brennt wie ein Feuertropfen der Hölle auf meiner Seele — ich sei niedrig genug, um dich nicht als um das liebe, geliebte Mädchen zu werben, sondern deines Reichthums wegen. Nein, laß mich ausreden, Emma! Du hattest neulich kein Recht, mir das zu sagen. Ich wußte damals nicht anders, als daß ich aus einer Familie stammte, die, wenn sie sich auch an Glücksgütern mit der deinen nicht messen konnte, doch immer noch wohlhabend genug war, und was ihr an Vermögen abging, vielleicht durch den Glanz eines uraltadeligen Namens ersetzte. Ich konnte in aller Ehre um dich werben. Von heute an ist das anders. Ich weiß nicht, ob der Onkel dir gesagt hat, daß mein Vater, so weit sich die Sache jetzt übersehen läßt, seine Verhältnisse vollkommen zerrüttet hinterlassen hat. Wußtest du es noch nicht, so weißt du es jetzt. Ich bin heute, wofür du mich damals hieltest: der pfenniglose Baron, der, wenn er seine Stellung in der Welt behaupten will, ein reiches Mädchen heiraten muß. Merke dir's Emma für die Zukunft! Trau keinem meiner Worte, denn ich will dich doch nur belügen! Trau keinem freundlichen Gefühl, das sich etwa für deinen armen Vetter in deinem Busen regt, denn es ist doch nur eine Schlinge, in der du dich fangen könntest!"

Henri war aufgesprungen und lief im Zimmer hin und her. Emma hatte die dunkle Vorstellung von einer fürchterlichen That, die ihr Vetter, dessen Energie sie immer bewundert hatte, in diesem Zustande begehen könnte; noch mehr aber quälte sie der Gedanke, daß sie vor den Augen der Welt wirklich um den Ruhm naiver Uneigennützigkeit den sie von jeher für sich beansprucht hatte, durch Henri gebracht werden könne. Sie rief: „Das habe ich nicht verdient, Henri! Ich habe nie danach gefragt, ob der Mann,

den ich liebe, reich oder arm ist, und ich dächte, du wüßtest das am besten. Hast du mich nicht selbst eine romantische Schwärmerin genannt, weil ich jenen Mann bewunderte, der —“

Emma wußte nicht wie sie den Satz beenden sollte, und nahm wieder zu ihrem Taschentuch ihre Zuflucht. Ueber Henri's Gesicht zuckte ein unheimliches Lächeln. Er blieb stehen, indem er die Arme über der Brust verschränkte, und sagte:

„Nun, warum sprichst du es nicht aus? Ich weiß es ja, daß dir jener Abenteurer als der Held der Helden erscheint, ich weiß es; und, Emma, du kannst froh sein, daß nur ich und nicht die Welt es weiß. Auch die Uneigennützigkeit und die Großmuth haben ihre Grenzen, über die hinaus die Welt, die mit ihrem Urtheile im Ganzen und Großen immer Recht hat, nicht mehr von Uneigennützigkeit und Großmuth sondern einfach von — aber, was soll ich dich das letztemal, daß wir vielleicht uns so frei gegen einander aussprechen können, erzürnen? Ich schwöre dir, daß, wenn jenes klägliche Fiasco, über das sich jetzt die Zeitungen lustig machen, durch die gerichtliche Verurtheilung des bewunderten Helden eine sehr ernste Bestätigung erhalten hat — kein Wort des Spottes je über meine Lippen kommen soll! Mein Gott! Wer irrte sich nicht einmal in seinen eigenen Empfindungen oder in denen des Andern! Habe doch auch ich einmal für möglich gehalten, daß du mich liebest!“

„Henri,“ schluchzte Emma, „du bist grausam, wie kannst du mir eine momentane Wallung so hoch anrechnen, wie kannst du —“

Henri that, als ob er nicht hörte, was Emma sagte; die Gewißheit, daß das so mühsam angestrebte Ziel jetzt

oder nie erreicht werden würde, versetzte ihn in jenes Fieber der Erwartung, das er so oft am Spieltische durchgemacht hatte, und lieh ihm Töne, die auch wohl ein feineres Ohr als das Emma's von wahrer Leidenschaft kaum unterschieden hätte.

„Aber, denke nicht," rief er, indem er wieder im Zimmer auf und nieder zu gehen begann, „daß ich den schmachtenden Schäfer spielen und die Schläge des Schicksals geduldig hinnehmen werde! Arm, wie ich bin, mein alter Name blieb mir noch und meine Verbindungen sind noch dieselben. In den höchsten Kreisen, in die ich strebe, und die sich mir zum Theil erschlossen haben, kommt es auf ein paarmal hunderttausend Thaler mehr oder weniger nicht an. Dem Prinzen bleibe ich immer der Baron von Tuchheim, immer ein Mann aus dem Holze, aus welchem ein kluger Fürst seine Vertrauten und seine Minister macht. Wir werden uns sobald nicht wiedersehen, Emma. Möge es dich nie gereuen, daß du mich einst wie einen Bettler von dir gewiesen hast! Und nun gieb mir noch einmal die liebe Hand und dann sei's geschieden!"

Henri fuhr sich mit der linken Hand über die Augen und reichte die andere Emma hin. Emma konnte dieselbe nicht erfassen; sie hatte zu viel mit ihrem Tuche zu thun, das sie abwechselnd auf das eine und dann auf das andere Auge drückte.

„O, geh nicht fort, Henri, verlaß mich nicht so!"

„Wie kann ich bleiben, Emma?"

„Du sollst nie wieder — ich will nie wieder — ach! Ich bin so unglücklich! so unglücklich!"

Henri hatte jetzt gegen einen Ausdruck, der ihn vorhin so beleidigt hatte, nichts einzuwenden.

„Wie kann ich bleiben, Emma?“ wiederholte er, „da du mich nicht liebst, da du mich von dir stößt?“

„Ich will dich ja nicht von mir stoßen — ich will —“

Emma hatte sich von ihrem Sessel erhoben und streckte beide Hände mit dem Taschentuche nach Henri aus. Henri ließ sie nicht weitersprechen, er schloß sie in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen, gegen die sie sich nicht länger sträubte.

„Ist es möglich?“ rief Henri, und dann, da ihm einfiel, daß es sehr mißlich sei, etwas auch nur redeweise in Zweifel zu ziehen, was ein- für allemal entschieden sein mußte: „Ja, es ist, es ist wirklich, wahr und wahrhaftig! Du bist mein, Emma! Ich habe mir dich errungen, und keine Macht der Erde soll uns je wieder trennen. Dies ist der unseligste und der seligste Tag meines Lebens! Höchster Schmerz und höchste Lust, mein süßes Mädchen, meine liebe Braut!“

„Aber jetzt muß es der Onkel wissen,“ fuhr er fort, „zwischen uns muß Alles klar sein. Lebe wohl, mein Mädchen! Mein Mädchen!“

Henri küßte Emma noch einmal stürmisch auf Mund und Augen und eilte fort. Emma nahm ihrem Verlobten die Eile, mit der er sie verließ, keineswegs übel. Sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Es war eine so zarte Rücksicht, daß er ihr Zeit gönnte, sich in dies neue Verhältniß zu finden. Da lag der Brief an die Freundin, in welchem sie sich das unglücklichste Geschöpf auf der weiten Welt genannt hatte! Gott! Sie mußte den ganzen Brief umschreiben; es paßte kein Wort mehr. Es war ja Alles anders geworden! War sie denn noch dieselbe?

Emma eilte an den Spiegel, ſich zu vergewiſſern, ob ſie noch dieſelbe ſei.

Unterdeſſen ging Henri mit ſehr andern Empfindungen, als mit welchen er die Treppe hinaufgeſtiegen war, dieſelbe hinab. Seine Knie freilich wankten wieder etwas, aber es war auch eine ſehr angreifende Scene geweſen. Er hatte ſie meiſterhaft geſpielt, meiſterhaft!

Mit Einemmale verſchwand das Lächeln von ſeinen Lippen. Wenn Emma's Vater nun Nein ſagte? Emma's Vater war ein ſehr kluger Mann! Er könnte ein Spiel, das doch am Ende ziemlich offen lag, ſehr leicht durchſchauen. Und was dann?

Aber hier war kein Beſinnen möglich. Morgen vielleicht ſchon konnte „der alte Schleicher" dem Bankier mittheilen, was er ihm vorhin mitgetheilt hatte, und dann war Alles wieder in Frage geſtellt oder vielmehr für immer zu ſeinen Ungunſten entſchieden.

Henri ſtand, ſchwankend und zögernd, auf dem unteren Flur, als er Alfred's leichtes Gig die Rampe herauffahren hörte. Das traf ſich glücklich. Alfred hatte ſich um das Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter freilich ſo wenig ernſtlich gekümmert wie um irgend etwas Anderes auf der Welt; aber er zweifelte nicht, daß Alfred ſich im entſcheidenden Augenblicke auf ſeine Seite ſtellen werde.

„Sieh, da biſt du ja noch!" rief Alfred, ſobald er ſeinen Vetter erblickte. „Ich dachte eben, ob du nicht mit dem Mittagszuge gefahren ſein würdeſt."

„Ich ſagte dir ja geſtern ſchon, daß ich nicht nach Tuchheim reiſen werde," erwiderte Henri, indem er Alfred die Hand reichte.

Alfred zog ſeine Hand zurück und ſagte, indem er Henri mit ſeinen großen matten Augen ernſthaft anblickte: „Das

ist aber gar nicht hübsch von dir! Ich würde in deiner Stelle unter allen Umständen hinreisen. Es ist immer dein Vater, der gestorben ist. Ich finde es schon gar nicht recht, daß Papa nicht hingeht und mir hinzugehen verbietet; aber du?"

Alfred schüttelte den Kopf und fing an, sich seine Handschuhe auszuziehen. Die schnelle Fahrt durch den Park hatte ihn äußerst angegriffen; er hatte seine Pflicht gethan, indem er seinen Vetter an seine Pflicht erinnerte; jetzt wünschte er zu frühstücken.

„Na," sagte er, „da du nun einmal noch hier bist, so komm mit mir auf mein Zimmer; der Rappe ist eine Schandmähre, er hat mich mit seinem ewigen Scheuwerden ganz mürbe gemacht; ich muß ein Glas Madeira trinken. Aber zum Tausend, was hast du denn, du siehst ja heute ganz curios aus?"

„Alfred," sagte Henri, „glaubst du, das ich dein Freund bin?"

Alfred blickte seinen Vetter fragend an.

„Wenn du glaubst, daß ich dein Freund bin," fuhr Henri mit leiserer Stimme fort, „und wenn du mein Freund bist, so kannst du es jetzt beweisen. Ich habe mich soeben — frage nicht, wie Alles gekommen ist, ich will es dir zu einer andern Zeit erzählen — mit deiner Schwester verlobt. Wir — sie und ich — sind einig; aber ich muß deine Zustimmung, ich muß deines Vaters Einwilligung haben; mein Glück, mein Leben — Alles steht auf dem Spiel. Komm mit mir zu deinem Vater."

Alfred starrte seinen Vetter mit weit geöffneten Augen an.

„Aber mein Gott," sagte er.

„Ich wußte es ja, daß ich keinen Freund habe!“ murmelte Henri.

„Aber, mein Gott,“ begann Alfred von neuem.

„Komm mit zu deinem Vater!“ rief Henri, indem er Alfred's Arm ergriff und den Widerstrebenden nach dem Cabinet des Bankiers führte.

Herr v. Sonnenstein ging mit auf den Rücken gelegten Händen in seinem Cabinet auf und ab. Er hatte, als er aus seinen Bureaux zurückgekommen war, seinem Bedienten geklingelt und durch denselben erfahren, daß Excellenz das Haus verlassen habe und der Herr Baron nach oben gegangen sei. Er war äußerst neugierig, den Inhalt des geheimen Gesprächs zwischen dem General und seinem Neffen zu erfahren. Ein specieller Auftrag des Königs! Worin konnte der bestanden haben? Offenbar handelte es sich um den verstorbenen Schwager. Der hochselige König war ein Freund des Freiherrn gewesen; sehr wahrscheinlich daß der König sein Beileid zu erkennen gab, vielleicht Henri mit einer Botschaft für die Damen des Hauses nach Tuchheim zum Begräbniß schickte. Das wäre sehr fatal. Der Bankier hatte den lebhaften Wunsch geäußert, daß Henri unter irgend einem Vorwande nicht nach Tuchheim ginge. Was sollte er dort? In solchen Augenblicken der allgemeinen Rührung und Trauer muß man, um dem Augenblick zu genügen, Concessionen machen, die Einen hernach bitter gereuen. Fräulein Charlotte hatte ihm die Fünfzigtausend, die sie in seinem Geschäfte stehen hatte, vor acht Tagen gekündigt, das heißt: sie wollte ihren eigenen Weg gehen. Mochte sie das! je eigener, je besser. Der Bankier wollte in der Tuchheimer Affaire nicht länger genirt sein. Er war es lange genug gewesen. Er brauchte gerade jetzt zu einer gewissen Manipulation Geld,

viel Geld. Er mußte freie Hand haben, die Fabriken zu verkaufen, wenn es ihm convenirte, ja und nachträglich vielleicht auch die Güter, die er schon der Fabriken wegen auf jeden Fall an sich bringen mußte und jetzt, wenn er mit den Gläubigern des Freiherrn unter der Hand rechtzeitig accordirte, vielleicht zu einem sehr billigen Preise bekam. Nein, nein! Er durfte nicht genirt sein, durch Niemanden, auch durch Henri nicht. — Will oder kann Henri die Rücksichten gegen seine Familie nicht vergessen, so mag er zusehen, wie er das anfängt; ich muß für mich selber sorgen. Nun, es wird sich ja bald genug entscheiden. Geht er nachträglich doch noch zum Begräbniß, so ist das der erste Schritt, der uns auseinanderbringt.

Der Bankier war im Begriff, dem Bedienten wiederum zu klingeln und zu fragen, ob der Herr Baron noch immer beim gnädigen Fräulein sei, als Henri mit Alfred hereintrat.

„Nun," rief er eifrig, „Henri, was hast du für Geheimnisse mit dem General gehabt? Oder darf man's nicht erfahren? Du gehst nun doch noch nach Tuchheim, nicht?"

„Ich gehe nicht nach Tuchheim," sagte Henri mit einem Seitenblick auf Alfred; „der König hat nichts Derartiges von mir verlangt; im Gegentheil, er wünschte, daß Alles vermieden werde, was der in Tuchheim herrschenden Aufregung Nahrung geben könnte. Der General, der übrigens selber nicht hingehen wird, ist mit mir einverstanden, daß mein Erscheinen dort gerade nicht zur Beruhigung der Gemüther beitragen würde."

„Dann gehe ich hin," sagte Alfred, dessen blasse Wangen sich während der letzten Worte Henri's mit einer schwachen Röthe überzogen hatten. „Ich finde es unver-

antwortlich, daß Keiner von uns zugegen sein soll und wir die Damen in solcher Lage allein lassen."

„Alfred!" sagte der Bankier im Tone sanften Vorwurfs, während Henri seinen Vetter finster anblickte.

„Ja, ja, Papa!" fuhr Alfred fort, „unverantwortlich. Henri hat ja hinterher noch immer Zeit, seine Werbung —"

„Es ist gut, Alfred," sagte Henri mit blassen Lippen, „ich habe dich in diesem für mich so wichtigen Augenblicke um deine Freundschaft gebeten — du verweigerst sie mir. Wie werden künftig zusehen müssen, wie wir ohne einander fertig werden."

„Aber was habt ihr nur?" rief Herr von Sonnenstein.

„O, nur dies," erwiderte Henri, „ich theile eben Alfred mit, daß der ernste Augenblick über mich und Emma entschieden hat, und deutete ihm an, daß er jetzt Gelegenheit habe, zurückzuzahlen, was ich vielleicht im Leben bis jetzt für ihn habe thun können. Er hat meine Bitte nicht verstehen wollen oder vielmehr in seiner Weise verstanden. Freilich ist es bequemer, seine Großmuth nach einer Seite hin zu richten, wo Niemand damit gedient ist —"

„Mein Gott!" rief Alfred, „du bist aber wahrlich heute Morgen ganz entsetzlich. Es fällt mir ja gar nicht ein, dir Emma nicht zu gönnen! Du, oder ein Anderer! Und dann habe ich dich doch schließlich lieber zum Schwager, als Herrn v. Erlbach, der mir zum Dank dafür, daß ich ihm immer zum Cotillon mit Emma verhalf, seine Schandmähre von Rappen für ein heilloses Geld aufschwatzt, oder Herrn v. Sturmfeld, dessen Leidenschaft für Emma ich mit Gott weiß wie vielen Partien Ecarté bezahlen muß! Heirathet euch in Himmels Namen, ich will nur nicht —"

„Du guter, lieber Junge!“ rief Henri, indem er Alfred's beide Hände ergriff, „ich wußte es ja! Wir sind gute Cameraden bis jetzt gewesen und werden es auch bleiben; ja werden es, als Schwäger, erst recht werden. Nicht wahr, Onkel,“ — Henri wendete sich jetzt zum Bankier und erfaßte dessen Hände, wie er eben die Alfred's erfaßt hatte, „wir haben deine Einwilligung?“

„Die Sache kommt ein wenig plötzlich,“ sagte der Bankier, seine dunklen Brauen noch dichter zusammenziehend.

Henri empfand das Zögern seines Onkels als eine grimmige Beleidigung; während er sich im Innern gelobte, die Schmach, die ihm „das verdammte Judenpack“ anthat, über kurz oder lang nach besten Kräften zu rächen, versuchte er freundlich zu lächeln, indem er sagte: „Ich habe dein Wort, Onkel, daß du mir Emma geben wolltest, wenn sie selbst mich haben wollte, und eines Edelmannes Wort ist heilig.“

„Hm, hm,“ sagte der Bankier.

„Und nun kommt zum Frühstück!“ rief Alfred, „ich bin fast ohnmächtig vor Hunger und Durst.“

„Du siehst übel aus, mein Junge,“ sagte der Bankier, der jetzt erst auf Alfred's Blässe und hohle Augen aufmerksam wurde. „Du mußt dich mehr schonen, du mußt in diesem Sommer nach Meran.“

Der Bankier blickte noch immer seinem Sohne in die hohlen Augen. Zum erstenmale kam ihm der Gedanke, daß sein Stolz, sein Alfred, sein Junge, sein glänzender Cavalier vor ihm sterben könne. Das Herz schwoll ihm vor Angst und Wehmuth. Er griff nach Alfred's Hand. Die Hand war heiß und trocken.

„Du bist krank, mein Junge!“ rief der Bankier.

„Es hat dich aufgeregt. Warum regt ihr ihn auch so auf?"

„Ich bin nicht krank, laß uns nur frühstücken."

„Ja, ja, laß uns nur frühstücken!" sagte der Bankier, indem er Alfred's Arm nahm.

„Oben bei Emma!" rief Alfred.

„Ja, oben bei Emma," sagte der Bankier, „wie du willst, was du willst, mein Sohn."

Der Bankier ging mit seinem Sohn nach der Thür. Alfred bog den Kopf an des Vaters Ohr und flüsterte schnell ein paar Worte. Der Bankier ließ Alfred los und kam zu Henri zurück, der noch auf derselben Stelle stand.

„Verzeihe, lieber Henri, aber Alfred's Aussehen ängstigte mich sehr — sehr!"

Die Augen des Mannes füllten sich mit Thränen; er warf sich, der Stütze und des Trostes bedürftig, an Henri's Brust. Henri erwiderte die Umarmung. „Emma und ich wollen ihn pflegen," sagte er in einem Tone, der brüderlich klingen sollte.

„Nun aber kommt!" rief Alfred, der noch in der Thür stand.

„Komm', Henri!" sagte der Bankier, sich aus der Umarmung aufrichtend. „Du hast jetzt eine doppelte Pflicht, über Alfred zu wachen."

„Verlaß dich auf mich!" sagte Henri.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der General war erst spät am Nachmittage nach Hause gekommen, gänzlich erschöpft von all' den Anstrengungen, die er seinem geschwächten Körper hatte zumuthen müssen, aber sehr befriedigt von dem Resultat, das schon erreicht war, und voller Erwartung und Unruhe wegen dessen, was noch bevorstand. Er vernahm sehr ungern, daß das gnädige Fräulein in der Meinung, daß Excellenz nun doch nicht mehr zum Mittag zurückkehren würden, eine Einladung der Gräfin Schlieffenbach angenommen habe. Er mußte nothwendig Josephe sprechen und schickte sofort den Jäger, der heimlich über den verwetterten Dienst in den großen Bart brummte, mit einem Billet, in welchem er seine Tochter bat, ihren Besuch abzukürzen, da er ihr die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe, nach dem Hôtel der Gräfin.

Bei dem Diner, welches ihm in aller Eile servirt wurde, stocherte er nur eben in den Speisen, schenkte sich aber mit zitternder Hand ein paar Gläser alten schweren Rheinweines ein, um seine Nerven wieder etwas zu beleben; befahl, ihm sofort zu melden, wenn das gnädige Fräulein eingetroffen sein würde, und begab sich in sein Zimmer, um einige Augenblicke auf dem Sofa auszuruhen.

Aber die Ruhe wollte nicht kommen. Er hatte gar zu viel zu überdenken, zu überlegen. Da war er, ehe er's sich versehen hatte, mitten in einer Intrigue, deren Tragweite freilich noch gar nicht abzusehen war, die aber in Anbetracht der darin verwickelten Personen und der höchst complicirten Verhältnisse, die dabei in Rechnung kamen, in jeder Beziehung sehr bedeutungsvoll zu werden versprach. Was Sara in die Hand nahm, pflegte selten zu mißlingen; aber der wunderbare Scharfsinn, den sie in dieser ganzen Angelegenheit entwickelt hatte, übertraf doch alle ihre früheren Leistungen. War die merkwürdige Unterredung mit dem Könige nicht so verlaufen, als wenn sie dieselbe Wort für Wort soufflirt hätte? Nur in einem Punkte war eine Differenz. Sara hatte ihm ausdrücklich aufgetragen, sobald er etwas erreicht habe, sie sofort zu benachrichtigen; der König hatte sich ebenso ausdrücklich vorbehalten, Tante Sara, oder die junge Dame — es war nicht recht ersichtlich gewesen, ob eine, oder die andere, oder beide — zu überraschen. Der General hatte noch unterwegs diesen schwierigen Punkt reiflich erwogen, war aber zu keinem Resultate gelangt. Erst jetzt — in der Ecke seines Sofas — sagte er sich, daß es doch wol gerathener sei, dem Befehle Sara's als dem Wunsche des Königs Folge zu leisten, und so mußte denn der unglückliche Jäger, der eben erst von seiner Commission zurück war, sogleich wieder zu Fräulein Gutmann auf das Schloß mit einem Billet.

„Jetzt weiß sie, woran sie ist," sagte der General, als er das Billet expedirt hatte und sich wieder in sein Sofa setzte, um zu überlegen, was er, wie viel er Josephen, die jede Minute eintreten konnte, mittheilen dürfe. „Es hält so schwer, ihr eine politische Situation

klar zu machen; sie hat durchaus nur für das rein Persönliche Interesse; würde sie begreifen, daß die Pflicht der Klugheit jetzt erfordert, diesen Doctor auf jede nur mögliche Weise zu gewinnen, an uns zu fesseln? Sie hat mir neulich die schwersten Vorwürfe gemacht, wie ich es habe wagen können, ihr diesen Menschen so ohne weiteres auf ihr Zimmer zu bringen — aber dies, dies muß sie doch einsehen; dies ist ja mit Händen zu greifen. Sie möchte immer so gern oben hinaus, und doch hat sie damals so wenig verstanden, den König zu fesseln, als er noch nicht so blasirt wie heute, im Gegentheil, von einer Schönheit, wie Josephe, so leicht zu fasciniren war. Nun, die Gelegenheit ist für immer vorüber, aber hier kommt eine zweite, vielleicht noch bessere Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen — dieser Doctor Gutmann ist binnen zweier Stunden vielleicht eine Macht im Staate. Er hat mir heute wahrlich noch mehr gefallen als neulich; ich möchte nur wissen, wo ich neulich meine Augen gehabt habe. Aber man muß eben so viel Kapital herauszuschlagen suchen, als irgend möglich ist — und Josephe muß mir helfen."

Der General drückte sich die Hände gegen seine Schläfen. „Ich lüge wahrhaftig nicht, wenn ich nach Tuchheim telegraphire, daß ich krankheitshalber nicht kommen kann; ich fürchte, ich werde ernstlich krank werden; aber heute freilich muß ich auf dem Posten sein. Gott sei Dank, da ist Josephe!"

Josephe kam in sehr ungnädiger Laune. Die Gräfin Schlieffenbach, Gemalin des erst kürzlich am diesseitigen Hofe accreditirten *** Gesandten, war ein paar Jahre jünger als sie, aus einer notorisch gänzlich verarmten süddeutschen Adelsfamilie, dabei nicht einmal auffallend hübsch — ihre schlanke, graziöse Gestalt etwa abgerechnet — auch

nicht eben sehr geistreich, höchstens anmuthig — nichtsdestoweniger hatte sie eine der glänzendsten Partien gemacht, die sich denken ließen. Die kostbar gediegene Einrichtung ihrer nur wenige Schritte von der Wohnung des Generals gelegenen Villa, die Leichtigkeit, mit der sich die junge Dame in diesen Glanz hineingefunden hatte, die Ungezwungenheit, mit der sie von ihren und ihres Gemals Beziehungen zu dem und jenem souveränen Hause sprach — das Alles hatte Josephe mit tiefstem Neid gegen die neue Freundin erfüllt. Und während eben der Graf in's Zimmer zu den Damen getreten war, um seine Gemalin zu fragen, ob sie vor der Soirée bei dem englischen Botschafter noch eine Stunde in die neue Oper zu fahren wünsche, mußte sie nach Hause auf Befehl eines alten anspruchsvollen Vaters, der vermuthlich mürrisch und angegriffen von seinen langen Visiten zurückgekommen war, und dessen Laune aufzuheitern das Vergnügen ihres Abends sein würde. Oder sollte sich gar der Vater in der zwölften Stunde nun doch noch entschlossen haben, nach Tuchheim zu gehen?

Ueber den letzteren Punkt durfte sich Josephe sehr bald beruhigen; die ersten Worte des Vaters sagten ihr, daß er nichts weniger als eine nächtliche Eisenbahnfahrt beabsichtigte.

„Wie lange Zeit brauchst du, um eine recht hübsche Haustoilette zu machen?"

„Weßhalb?"

„Wir werden in einer Stunde den Besuch des Dr. Gutmann haben, und eine halbe Stunde später etwa wird der König kommen."

Josephe blickte ihren Vater mit großen forschenden Augen an. Sein Aussehen war so sonderbar, so verstört;

hatte er zu viel Wein getrunken, oder sprach er irre? Was hatte Dr. Gutmann, der im Gefängnisse saß, mit dem Könige zu thun?

„Ja, aber so antworte doch," fuhr der General, als seine Tochter noch immer schwieg, in gereiztem Tone fort, „wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich habe dir vorher noch viel zu sagen. Wie lange brauchst du?"

„Eine Viertelstunde," erwiderte Josephe, die Augen starr auf den Vater gerichtet, dessen Betragen ihr mit jedem Momente räthselhafter erschien.

„So setze dich und höre mir aufmerksam zu."

Josephe überlegte, ob sie lieber gleich nach Hilfe klingeln solle, bedachte dann aber, daß dazu auch später Zeit sei, und nahm in einiger Entfernung von dem Sofa Platz, jede Miene, jede Bewegung des Vaters scharf beobachtend.

Der General fühlte sich sehr unbehaglich unter diesem forschenden Blick, dessen Meinung er allerdings zu ahnen weit entfernt war. Er wußte nicht recht, wie er seiner Tochter das Nothwendige mittheilen sollte, ohne die Intimität seines Verhältnisses zu Sara und die Rolle, welche er bereits Silvia in der ganzen Affaire zugedacht hatte, allzu deutlich durchblicken zu lassen, und diese Unsicherheit machte seinen Bericht im Anfang so verworren, daß Josephe in ihrem Verdacht nur noch bestärkt wurde. Je weiter indessen der General in seiner Erzählung kam, umsomehr erkannte Josephe, daß sie sich geirrt hatte, und daß die Aufregung des Vaters in der That durch das Außerordentliche des Falles hinreichend motivirt war.

„Und ich kann dich versichern, Josephe," fuhr der General fort, „Herr v. Sturmfeld — der Bruder, weißt du, von dem andern, der deiner Cousine Emma so den

Hof macht — er hat die Stelle erst seit ein paar Monaten — hatte in den paar Tagen schon herausgefunden, daß es mit dem Manne etwas Besonderes sei. „Ich hatte keine besonderen Instructionen," sagte er, „aber es war mir nicht möglich, den Herrn wie das übrige Literatengesindel zu behandeln, das von Zeit zu Zeit meiner Obhut anvertraut wird. Ich habe ihm für seine Freistunden meinen Garten zur Promenade angeboten. Er hat es freilich nicht angenommen, ebenso wenig wie die andere Offerte, etwaige Besuche hier in meinem Zimmer zu empfangen, aber ich bin nun doppelt froh, Beides gethan zu haben." Ich hatte Mühe, Sturmfeld's neugierige Fragen abzuschneiden. Eine Minute später trat der Doctor, von Sturmfeld, der sich sogleich wieder entfernte, geführt, in das Directorial-Zimmer. Was soll ich dir noch lange schildern, wie mir der Mann entgegentrat, so ruhig, so sicher, so selbstbewußt, als ob er bereits ahnte, weßwegen ich gekommen war. Ja, er sagte geradezu, daß ihn meine Botschaft keineswegs überrasche. Aber Sie werden noch heute Abend Sr. Majestät vorgestellt werden! „Warum nicht," erwiderte er, „ich habe diesem Augenblicke lange entgegengesehen, ich bedarf dazu keiner Vorbereitung."

„Du kannst dir denken, Josephe, daß meine Versicherung, die Verantwortung auf mich zu nehmen, jede Formalität überflüssig machte. Nachdem ich Sturmfeld noch einmal bis auf weiteres die strengste Discretion befohlen hatte, stieg ich mit dem Doctor in meinen Wagen, der während der ganzen Zeit vor Sturmfeld's Dienstwohnung gehalten hatte, und brachte ihn in Schreiber's Hôtel, wo ich zwei Stunden in der merkwürdigsten Unterhaltung mit ihm zugebracht habe, bis seine Koffer — durch Sturmfeld's Vermittlung — ankamen. Zuletzt — und

zur glücklichen Stunde — fiel mir ein, ihn zu fragen, ob er, im Falle er nicht hinreichend mit Geld versehen sei, mir die Ehre erweisen wolle, ihm bei meinem Bankier einen Credit eröffnen zu dürfen. Er acceptirte das lächelnd; ich verabschiedete mich, fuhr zu Nathanson und besorgte die Sache. Jetzt ist vorläufig Alles von mir gethan, was in meinen Kräften stand; nun kommt die Reihe an dich, meine liebe Josephe. In einer halben Stunde wird der Doctor eintreffen. Du wirst ihn unterhalten, bis der König kommt. Ich empfange den König im Salon, während der Doctor bei dir bleibt. Wenn dann der König ihn zu sehen wünscht, hole ich ihn von dir. Das Andere wird der Augenblick lehren. Nun aber geh', mein Kind, und zieh dich einfach, aber recht geschmackvoll an; die Leute dürfen nicht ahnen, daß hier eine Verabredung zu Grunde liegt; es muß sich eben Alles von selbst zu machen scheinen. Ich kann also auf dich als auf eine gute, kluge Tochter rechnen?"

Josephe versprach den Wünschen des Vaters möglichst nachkommen zu wollen und ging, einige nothwendig gewordene Befehle zu ertheilen und Toilette zu machen. Die fieberhafte Aufregung des Vaters hatte selbst sie aus ihrer kühlen Ruhe gebracht. Sie hatte ihn noch nie, auch nur annähernd, mit solchem Respect von irgend einem Menschen sprechen hören; und gesetzt auch, es verhielt sich Alles nicht genau so, wie er sagte, etwas mußte doch daran sein! Die einfache Thatsache, daß der König sich zu einem so ungewöhnlichen Schritte verstehen konnte, bewies es ja. Das war allerdings ein entschiedener Erfolg! Die Bewunderung, die der Mann in dem Sonnenstein'schen Kreise erregt hatte, war am Ende sehr gleichgiltig gewesen. Wen und was bewunderten solche Menschen nicht? Auf die

Anerkennung, die ihm von Seiten des Freiherrn zu Theil geworden, hatte man auch nichts geben können, man hatte das für eine der beklagenswerthen Extravaganzen halten müssen, ohne die man sich ja den Onkel nicht denken konnte; aber jetzt erschien freilich das Alles in einem anderen Licht. Es mußte doch eine Macht in diesem Menschen sein, obgleich es allerdings räthselhaft war, worin denn nun diese Macht so recht eigentlich bestand.

Josephe sann über dieses Räthsel nach, während sie nach Beendigung ihrer Toilette vor dem Spiegel ihr schönes Gesicht nachdenklich betrachtete. Wie oft hatte sie so gesessen, nachdem sie für diesen oder jenen Zweck Toilette gemacht hatte: Gesellschafts-Toilette, Ball-Toilette, Theater-, Concert-Toilette. Sie war immer sehr schön gewesen und man hatte sie immer sehr schön gefunden; hundertmal hatte sie geglaubt, am Ziele ihrer Wünsche angekommen zu sein, und — es war immer noch dasselbe. Diese blonde, insipide Person, die weiter nichts hatte, als ihre weiche Stimme und ihre sanften blauen Augen, mit denen sie alle Welt anlächelte, war aus einem obscuren Land-Edelfräulein Gräfin Schlieffenbach geworden, und hatte das fürstliche Vermögen eines Gemals, der sie anbetete, zu ihrer Verfügung; und sie, die tausendmal schöner war, der tausendmal gesagt war, daß keine der glänzendsten Partien für sie zu glänzend sei, die, als sie vor acht Jahren zum erstenmale auf dem Hofballe erschien, ein so beispielloses Furore machte, in deren Leben seitdem Triumph sich an Triumph gereiht hatte — sie war noch immer, was sie gewesen war.

Und nicht einmal das mehr. Sie hatte es während des verflossenen Winters empfunden. Es waren zum erstenmale Lücken auf ihren Ballkarten gewesen, die häufig

nicht ohne Mühe und manchmal gar nicht ausgefüllt worden waren. Als ihr eifrigster Bewunderer in der letzten Saison hatte sich der junge Graf von der Hasseburg gezeigt. Sie hatte sehr unter dieser jugendlichen Bewunderung gelitten. Hatte doch die alte, bissige Baronesse Barton die Frechheit gehabt, ihr noch in der letzten Soirée bei dem spanischen Gesandten zuzuflüstern: Alles sehr schön, meine Liebe; aber einen Fähndrich kann man doch nicht heiraten, auch wenn er Majoratsherr ist. Warten Sie doch wenigstens, bis er seine Epauletten hat!

Josephe strich sich eine kleine Falte weg, die sich während dieser peinlichen Reminiscenzen über ihrer linken Augenbraue gebildet hatte.

Und weßhalb saß sie nun heute hier? Für wen war sie heute schön? Für einen Mann, der doch, Alles in Allem, nichts Besseres als ein Abenteurer war, eines verkommenen Häuslers Sohn, so viel sie wußte, der sich durch Gott weiß welche Mittel dem Könige interessant zu machen verstanden hatte. Wenn sich der Vater nun doch in der seltsamsten Verblendung befände? Wenn doch Alles nur auf einen augenblicklichen Einfall, auf eine wunderliche Laune des Königs hinauslief? Wenn er den Menschen so schnell fallen ließ, als er ihn aufgenommen? Und die Rolle, die der Vater, die sie selbst in dieser seltsamen Geschichte spielten, ausgeplaudert würde? Und sie den Schaden und den Spott zu tragen hätte, und sich compromittirte, wie ihre alberne Cousine Amélie sich durch ihre Neigung für den Walter, der ja noch überdies ein Vetter dieses Menschen war, bereits in den Augen aller Verständigen compromittirt hatte?

Josephe zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ich muß für den Vater mit vorsichtig sein,“ dachte sie, „er

kann von mir nicht verlangen, daß ich mich für eine Laune des Königs compromittire."

„Excellenz läßt das gnädige Fräulein bitten, in den kleinen Salon zu kommen," sagte das Kammermädchen, den Kopf zur Thür hineinsteckend.

„Ist Jemand da?" fragte Josephe. „Du siehst, ich habe mich schon umgekleidet."

„Ach, es ist nur ein Doctor, gnädiges Fräulein; ich weiß nicht, wie er heißt. Er war neulich schon einmal bei Excellenz."

„Es ist gut, ich werde kommen."

„Es ist nur ein Doctor," sagte Josephe, während sie langsam die Treppe hinabschritt.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Als Josephe den kleinen Salon betrat, fand sie die beiden Männer mitten im Zimmer im lebhaften Gespräch, das bei ihrem Eintritte abgebrochen wurde. Der General wendete sich zu seiner Tochter und sagte:

„Da ich weiß, liebe Josephe, wie gern du dich mit dem Herrn Doctor unterhältst, bitte ich nicht um Verzeihung dafür, daß ich dich habe rufen lassen. Ich will dir aber nur gleich gestehen, und auch Ihnen, Herr Doctor, ich werde Ihre Gesellschaft auf kurze Zeit verlassen müssen. Se. Majestät hat soeben die Gnade gehabt, sich bei mir melden zu lassen — bitte, nein, das soll Sie eben nicht derangiren, und auch dich nicht, liebe Josephe! Ich habe befohlen, die Lichter im großen Saale anzuzünden. Majestät kann jeden Augenblick kommen, wird aber, wie er das immer thut, nur einen Augenblick bleiben. Ich will mich deßhalb, mit Ihrer Erlaubniß, auf meinen Posten begeben; aber kein Dérangement irgend welcher Art, bitte! bitte!“

Der General ging, Leo hatte ihm freundlich nachgeblickt, und als er auf der Schwelle stand, noch einmal leicht gegrüßt; dann wendete er sich zu Josephe, die unterdessen auf dem Sofa Platz genommen hatte, und sagte in

demselben heiter geselligen Tone, in welchem er bisher gesprochen:

„Das ist nun das drittemal, mein gnädiges Fräulein, daß uns der Schaffner Zufall auf unserer Lebensreise in einem Coupé allein zusammenbringt. Ich weiß mir diese Hartnäckigkeit nicht zu erklären; haben Sie eine Deutung dafür, mein gnädiges Fräulein?“

Leo hatte sich, ohne Josephe's Aufforderung abzuwarten, in ihrer Nähe, nachlässig bequem, die Arme über eine der Lehnen des Stuhles schlagend, niedergesetzt. Josephe hätte unter allen Umständen auf eine Frage, die nur geistreich spielte, schwer eine passende Antwort gefunden; jetzt vollends, da sie beschlossen hatte, vorsichtig zu sein, gab sie sich nicht einmal die Mühe, sondern begnügte sich mit einem kurzen Nein.

„Es sind eigentlich zwei Deutungen möglich,“ fuhr Leo fort, als ob er das Nein Josephen's gar nicht gehört hätte, „die eine ist, daß das Schicksal mich Ihnen und Sie mir im Kampfe des Lebens noch einmal gegenüberstellen und uns vorher Gelegenheit geben will, einander unsere schwachen Seiten abzulauern; die andere, daß, wie auch der Schein dagegen sprechen mag, wir von einer höheren Macht prädestinirt sind, einander zu helfen und zu fördern, und die Schuld also nur an uns läge, wenn wir der Hand, die nun zum drittenmale winkt, nicht folgten.“

Josephe war von ihren Kreisen her an eine Unterhaltung dieser Art in keiner Weise gewöhnt; sie wußte auch nicht genau, ob dieser Mann im Ernst sprach, oder ob er sich einen unziemlichen Scherz mit ihr erlaube, den zurückzuweisen ihre Pflicht sei. Aber sie hatte dem Vater versprochen, artig gegen ihn zu sein, und dann war doch

in der sichern Ruhe des Mannes ein Etwas, das ihr, der Haltung das höchste gesellschaftliche Ideal war, wider ihren Willen Achtung abnöthigte.

„Ich fürchte nur," erwiderte sie, indem sie sich zu einem Lächeln zwang, „wir werden wenig gemeinsame Interessen haben."

„Sie meinen, weil zwischen unseren gesellschaftlichen Stellungen ein so großer Zwischenraum liegt?"

„Das wollte ich nicht sagen."

„Weßhalb nicht? Sie haben von Ihrem Standpunkte aus vollkommen Recht, diesen Zwischenraum für sehr reell zu halten. Das Gegentheil wird Ihnen so selten bewiesen! Und doch, glaube ich, daß Ihre Furcht, unsere Interessen möchten so gar weit auseinander liegen, nicht ganz gegründet ist."

„Ich wüßte vorläufig keinen gemeinsamen Punkt anzugeben," sagte Josephe mit demselben erzwungenen Lächeln.

„Ich auch nicht," erwiderte Leo in demselben heiter gesellschaftlichen Ton, „wenn nicht gleich das Interesse, das wir Beide offenbar haben, die Minuten, die uns Ihr Herr Vater allein läßt, schicklich auszufüllen, ein solcher gemeinsamer Punkt genannt werden darf. Aber nun nehmen Sie noch gleich Folgendes: Ich habe mehr als Einen Grund, zu wünschen, daß Ihr Herr Vater sich der Elasticität seines Geistes, die doch wieder von der größtmöglichen Solidität der physischen Basis bedingt ist, recht lange erfreue; Sie, als liebende Tochter, müssen, wenn nicht ganz aus den nämlichen Gründen, doch ganz den nämlichen Wunsch haben. Sehen Sie, da haben wir schon ein, wie mir däucht, ganz respectables gemeinsames Interesse."

„Halten Sie meinen Vater für krank?" fragte Josephe,

die sich des sonderbaren Eindrucks, den das Benehmen des Vaters vorhin auf sie gemacht hatte, und zugleich des Umstandes, daß sie es „nur mit einem Doctor" zu thun habe, erinnerte.

„Das will ich nicht sagen, mein gnädiges Fräulein; aber es geht durch die ältere Generation der Tuchheim-schen Familie eine nervöse Sensibilität, die geschont sein will. Viele, aber nur mäßig anregende Bewegung in frischer Luft, nicht zu viel und nicht zu anstrengende geistige Arbeit, vor Allem eine möglichst große Freiheit von starken Gemüths-Affecten — ist für solche Constitution dringend geboten; die Hintansetzung dieser Vorsichtsmaßregeln hat sich bei Ihrem Herrn Onkel nur zu schwer gerächt. Ich bin Ihres Herrn Vaters halber sehr froh, daß ihm, wie er mir heute sagte, der König verstattete, die Amtswohnung im Schloß während des Sommers mit dieser reizend gelegenen Villa zu vertauschen."

Josephe wußte sich immer weniger in diesen sonderbaren Mann zu finden. Hielt er wirklich den Zustand des Vaters für bedenklich? und woher nahm er den Muth, in diesem Augenblicke, wo doch offenbar für ihn so viel auf dem Spiele stand, so ruhig über andere Dinge zu sprechen?

In diesem Moment hörte man auf der um diese Zeit stillen Parkstraße das Klappern der Hufe von einem Paar Pferde, die im scharfen Trabe daherkamen. Von der Stelle aus, wo Josephe und Leo saßen, konnte man durch das breite, tief ausgeschnittene Fenster, dessen Vorhänge nicht zugezogen waren, sehr gut sehen, was auf der Straße vorging, und folglich auch den rothen, geschlossenen, zweisitzigen Wagen, dessen gummiüberzogene Räder lautlos herangerollt wären, wenn das Geklapper der Pferdehufe

ihn nicht verrathen hätte, und der nun plötzlich vor der Gartenthür der Villa stand.

Josephe warf einen schnellen Blick auf ihren Besucher. Er hatte offenbar den Wagen mit den hellleuchtenden Laternen, von dessen Bock der Jäger rasch herabsprang, so gut gesehen wie sie; aber keine Muskel zuckte in seinem Gesicht und mit unveränderter Stimme fuhr er fort:

„Selbst für Sie, mein gnädiges Fräulein, muß, däucht mir, dieser Ortswechsel nach den Anstrengungen einer langen Wintersaison unendlich wohlthuend sein. Wenn Sie auch nicht gerade eine idyllische Natur sind, so werden Sie doch hin und wieder die Leere eines überfüllten Ballsaales und die Inhaltslosigkeit von Conversationen, in denen man nur spricht, weil man nicht wol schweigen kann, empfunden haben. Da thut es denn gar wohl, des Nachts beim leisen Rauschen der Bäume unter unserem Fenster einzuschlafen und des Morgens von dem Gesang der Vögel in den Zweigen eben dieser Bäume geweckt zu werden. Sind Sie darin nicht meiner Meinung, mein gnädiges Fräulein?"

„O, gewiß," erwiderte Josephe.

Sie wußte kaum, was sie sagte. Von dem großen Salon nebenan ertönte eine sehr helle, dem Fräulein wolbekannte Stimme. Sie fühlte, was ihr recht selten begegnete, ihr Herz ängstlich klopfen; aber noch immer zuckte keine Muskel in dem Gesicht des Mannes ihr gegenüber und seine Stimme klang wo möglich noch heiterer, als er jetzt sagte:

„Diese Freude an der Harmlosigkeit eines ländlichen Aufenthalts ist eine sehr erklärliche Reaction unserer wahren Natur gegen die Unnatur, in welche uns die Gesellschaft mit ihren tausend tyrannischen Anforderungen hineinzwingt,

und der wir uns auch deshalb mit ganzer Seele hingeben sollten; umsomehr, als es bei unserer Lebenseinrichtung im Allgemeinen sehr schwer hält, das nöthige Gleichgewicht zwischen dem Leben in der Natur und dem gesellschaftlichen Leben herzustellen. Wir haben unverhältnißmäßig mehr Zimmerdecke als Himmelsdecke über uns. Das raubt unseren Männern allzu früh die geistige Elasticität und stiehlt unseren Damen vor der Zeit die Rosen von den Wangen. Ich war, als ich zum erstenmale nach England kam, über die Menge blühender Frauen- und Mädchengesichter, die mir überall begegneten, erstaunt; aber freilich, das Schlendern in den weiten, schattigen Parks, das dolce far niente in den Seebädern, ein schneller Ritt auf muthigem Rosse über die schottischen Haiden — das erhält jene Blüthen lange frisch, trotz der Monotonie der drawing rooms und des Staubes und der Hitze auf den überfüllten routs."

Die helle Stimme nebenan hatte sich unterdessen wiederholt hören lassen; Josephe war so befangen, daß sie Leo nicht mehr anzublicken wagte. Sie sah nicht, wie seine dunklen Augen, während er scheinbar so harmlos plauderte, in fieberhaftem Glanz leuchteten und sich jetzt, wie die Thür zum Salon sich öffnete, mit einer blitzgleichen Schnelligkeit dorthin richteten.

Der General trat mit leisen, raschen Schritten herein und sagte mit halblauter Stimme:

„Verzeihe, liebe Josephe, verzeihen Sie, Herr Doctor! Ich hatte im Laufe des Gespräches gegen Se. Majestät erwähnt, daß Sie uns in diesem Augenblicke die Ehre erwiesen, und Se. Majestät, der sich Ihrer von Tuchheim her noch sehr wohl erinnert, hat den Wunsch geäußert, Sie zu sehen. Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen.

Majestät weiß, daß Sie ganz unvorbereitet sind: also keine Umstände!"

„Ich hoffe noch die Ehre zu haben," sagte Leo, indem er sich vor Josephe verbeugte und dem General folgte, der bereits den Griff der Thür zum Salon in der Hand hatte.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Der König stand, als der General und Leo eintraten, an einem Tisch in der Mitte des Salons und blätterte in einem Album. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen scharf den Eintretenden entgegen, senkte dann aber sofort den Blick wieder auf das Album und blätterte weiter, bis die beiden Männer in einiger Entfernung vor ihm stehen geblieben waren. Dann erst hob er das Haupt, legte das Album hinter sich auf den Tisch und sagte: „Ach, da ist ja unser junger Freund aus dem Forsthause in Tuchheim, an dem ich ein schweres Unrecht wieder gutzumachen habe, und, Dank meiner lieben Sara Gutmann und meinem würdigen Freunde hier, wieder gutmachen kann. Wir haben uns ja schon einmal bei den Händen gehabt, lieber Doctor; so nehmen Sie denn noch einmal meine Hand und damit die Satisfaction, die ich Ihnen bieten kann.“

Der König reichte Leo lächelnd die Hand und wendete sich dann zu dem General:

„Ich kann es nicht verantworten, lieber Tuchheim, daß Ihre liebenswürdige Tochter meinethalben ganz ohne Gesellschaft bleiben soll. Ich habe eine Viertelstunde für unseren jungen Freund — die Zeit der Könige fliegt,

lieber Doctor, während die anderer Leute nur stürzt — dann hoffe ich Sie wieder zu sehen, lieber Tuchheim."

Der General verbeugte sich und ging. Der König nickte ihm freundlich nach; dann wendete er sich mit Lebhaftigkeit zu Leo und sagte:

„Nun möchte ich aber aus Ihrem eigenen Munde hören, wie Sie eigentlich in dieses Rencontre mit meiner Staatsanwaltschaft, aus dem ich Sie nicht ohne einige Mühe befreit habe, gekommen sind? Was wollten Sie, was wollten die Leute?"

„Ich wollte zu Ihnen, Majestät; die Leute wollten mich nicht durchlassen, und da sie für den Augenblick die Stärkeren waren, behielten sie natürlich Recht."

„Natürlich? Warum natürlich? Das sollte gar nicht natürlich sein."

„Aber es ist, Majestät, und ist ganz besonders natürlich. Mir ist aus meinen naturwissenschaftlichen Studien kein Fall erinnerlich, wo es sich anders verhalten hätte."

„Ja, in der Naturwissenschaft, da mag das gelten; da mögen Macht und Recht identisch sein; aber wir sprechen hier nicht von der Natur, sondern vom Staate."

„Der doch auch ein Stück Natur ist, Majestät!"

„In dem Munde der Naturrechts-Philosophen; aber in der Wirklichkeit sieht das verteufelt anders aus, mein Lieber. Sie selbst sind ja ein lebhaftes Beispiel. Man hat Sie sans façon eingesteckt, trotzdem Sie sich darauf köpfen lassen würden, daß Sie Recht hatten, und nicht die, welche Sie einsteckten."

„Verzeihen, Majestät, ich sagte schon, daß meine Gegner Recht behielten, folglich war ich im Unrecht, im bittersten Unrecht, und ich hätte eine viel härtere Strafe verdient. Ein Politiker, der sich in seinen Mitteln ver-

rechnet, ist wie ein Kaufmann, der falsch speculirt. Der Mann mag ein sehr ehrlicher Mann sein, und doch kann ihn in diesem Falle all' seine Ehrlichkeit nicht vor dem Bankerott schützen."

Der König machte eine ungeduldige Bewegung.

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Sie von mir wollten?"

„Ich wollte Ihnen die Tuchheimer Arbeiter-Deputation zuführen, Majestät."

„Zu welchem Zweck?"

„Damit Majestät die von Angesicht zu Angesicht sehen, auf die sich meiner Meinung nach die Majestät stützen muß, wenn das Recht, ich meine die Macht, die jetzt noch bei der Majestät wohnt, sich nicht bald in Unrecht, das heißt in Ohnmacht verwandeln soll."

„Sie sind ein Schwärmer, lieber Freund; diese Verquickung des gesalbten Königthums und der sehr ungesalbten Menge — das ist ein Utopien."

„Bis ein geistvoller Monarch das Ei des Columbus hinstellt."

„Louis Philippe hat es versucht. Das Ei hat nicht lange gestanden."

„Weil er demselben die Basis nicht breit genug gemacht hatte. Mit einem Bürgerkönig ist es freilich nicht gethan."

„Sie wollen mich doch nicht gar zu einem Bauern- und Arbeiterkönig machen?"

„Wenn ich könnte, Majestät, ja! Aber das kann ich nicht. Dazu können Sie sich nur selbst machen."

Der König nahm sein Lorgnon und blickte Leo scharf an. Die eigenthümliche, von Anmaßung wie von Schüchternheit gleich weit entfernte Ruhe, mit der Leo Alles, was er sprach, vorbrachte, fing an, ihm zu imponiren,

während er doch die entschiedene Absicht gehabt hatte, seinerseits durch geistreiche Sicherstelligkeit zu glänzen. Jetzt erregte Leo's dunkles Gesicht, dessen Ausdruck mit seiner Sprechweise so vollkommen harmonirte, sein künstlerisches Interesse.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er, „oder vielmehr wie kann ich das? Aber setzen wir uns doch! Sie haben freilich ein paar Tage hintereinander gesessen, aber l'appétit vient en mangeant. Wie soll ich das also anstellen?“

„Die Antwort, Majestät, fürchte ich, dürfte so lang werden, als die Frage kurz ist,“ erwiderte Leo, indem er, dem Winke des Königs folgend, auf einem Stuhle Platz nahm.

„Nun, so zeigen Sie mir wenigstens eine Klaue, wenn ich den ganzen Löwen nicht zu Gesicht bekommen kann. Wie den Leuten wirklich helfen? Da liegt der Hase im Pfeffer! Es geht ihnen zum Theil schlecht genug, ich glaube das gern; indessen, so ist es gewesen, seitdem die Welt steht. Ja sehr wahrscheinlich befinden sie sich jetzt durchschnittlich besser, als zum Beispiel im Mittelalter; aber die Begierden sind schneller gewachsen als die Mittel, sie zu befriedigen. Machen Sie mir die Menschen wieder schlicht und bescheiden wie damals; machen Sie, daß die Menschen sich wieder andächtig jenem Höchsten zuwenden, das über ihren Geschicken waltet, und sich seine Diener und Werkzeuge auf Erden auserwählt; geben Sie ihnen mit Einem Worte die Frömmigkeit und den Glauben wieder — und es wäre eine Lust, König zu sein, wie es jetzt eine Qual ist, die freilich wol nur von den tiefsten Geistern begriffen werden kann.“

Der König war mit der letzten Phrase sehr zufrieden; überhaupt gefiel ihm die Unterhaltung, in welcher von

beiden Seiten mit gleicher Gewandtheit und Schlagfertigkeit gesprochen wurde; er verglich diese Conversation mit einem Violinen-Duett, das er gestern Abend im Salon der Königin gehört hatte; er war neugierig zu vernehmen, was Leo nun erwidern würde. Leo sagte:

„Diese Frömmigkeit und dieser Glaube, die Majestät mit den Stadtmauern und den Waldeinsamkeiten des Mittelalters verschwunden glauben — sie leben noch heute in den Gemüthern der Menschen, wenn auch die Formen, in welchen sie sich äußern, sich verändert haben. Und selbst diese Veränderung ist nicht einmal so groß. Oder worin unterscheidet sich eine Schaar frommer Pilger, die singend das Land durchziehen nach einem Heiligenbilde, zu dem sie in ihrer Noth beten wollen, denn so sehr von einer Deputation armer Arbeiter, die vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben ihr Heimathsthal verlassen, nach ihrem Könige zu wallfahren, zu dem sie das feste Vertrauen haben, er werde sie aus ihrem Elend erretten?"

Leo, dessen Augen unermüdlich fest an den beweglichen Mienen des Königs hingen, bemerkte wol den Eindruck, den dieser Vergleich auf die romantische Phantasie desselben gemacht hatte. Er fuhr, ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu lassen, in eindringlicherem Tone fort:

„Aber die Bourgeois, auf die sich Louis Philippe von Orleans stützen wollte, die Bourgeois, die ihren Wohlstand und ihren Reichthum mit ihrem moralischen und intellectuellen Bankerott bezahlt haben — sie sind es nicht, bei denen man noch Glauben und Frömmigkeit oder überhaupt eine sittliche Regung, einen großen Gedanken suchen darf. Sie sind dem steinigen Felde vergleichbar, an dem der kluge Säemann ohne sich aufzuhalten vorübergeht. Der gute Acker, in welchen er die goldene Saat der Zukunft

streut, damit sie fröhlich aufgehe und Frucht bringe hundert- und tausendfältig — das sind eben die Armen und Elenden — diese mit dem Schweiß und dem Blut der Jahrhunderte gedüngte Brache voll unermeßlicher Kraft. Ich bin ein Bauernkind, Majestät; ich bin zwischen den niedrigen Wänden einer Bauernstube, zwischen den dornigen Hecken einer Dorfgasse groß geworden; hernach habe ich als Arzt vielfach Gelegenheit gehabt, den kleinen Mann in der drückenden Enge der Straßen einer volkreichen Stadt, in Keller- und Mansarden-Wohnungen kennen zu lernen. Welche Frömmigkeit, Majestät, habe ich hier gefunden! Welchen tiefen leidenschaftlichen Drang nach dem Höchsten! Welch heiligen Glauben an eine Kraft, die, alle Kraft des Einzelnen überragend, das Ganze trägt und hält! an eine Weisheit, welche, erhaben über die individuelle Klugheit, die nur für die Befriedigung des Bedürfnisses sorgt, immerdar das Gemeinwohl im Auge behält und verwirklicht! O, Majestät, wahrlich, es ist kein kleiner Gedanke, ein Bauern- und Arbeiterkönig zu sein! Ich könnte mir vorstellen, daß ein genialer Fürst, der den edlen Ehrgeiz hätte, in den Reihen seiner gekrönten Brüder wie ein hellleuchtender Stern durch die Ewigkeit zu glänzen, gerade diesen Gedanken mit der ganzen Kraft seines hellen Geistes, mit aller Leidenschaft seines reichen Herzens zu verwirklichen strebte."

„Ob aber auch verwirklichen könnte, das scheint mir die wichtige Frage," rief der König mit einem Eifer, welcher verrieth, wie lebhaft eine verwandte Seite in seiner Seele berührt war; „ich will Ihnen gern zugeben, daß dieses ganze moderne Constitutions-Unwesen nimmermehr im Stande ist, den tiefen und unabweislichen Bedürfnissen des Volkes zu genügen; aber es hat nun einmal den

schlimmen Geist der Zeit für sich, der von der natürlichen Gliederung der Stände nichts wissen will. Ohne Concession an die geldstolzen Krämer geht es nun einmal nicht mehr."

„So werden auch die Herrscher des Mittelalters gedacht haben, wenn sie ihren übermüthigen Baronen und Grafen Freiheiten und Privilegien aller Art einzuräumen genöthigt waren."

Der König lachte.

„Nun, das heißt unseren Bankiers und Cotton-Lords denn doch ein wenig zu viel Ehre anthun!

„Ich weiß nicht, Majestät, ob sich die Parallele nicht noch weiter ziehen läßt. Der Cotton-Lord ist der Bannerherr der Neuzeit; seine Fabrik ist seine Veste, der Maschinensaal seine Rüstkammer. Rings um die Fabrik entstehen Hütten, die zu Dörfern, zu Städten wachsen, wie im Mittelalter sich die Flecken an die Burgen anlehnten. Wie der Feudalherr jener Zeit über seine Vasallen und Hörigen gebot, ihre Kräfte gebrauchen und mißbrauchen konnte, wie es ihm beliebte, so müssen jetzt dem Fabrikherrn seine Arbeiter frohnden; er drückt ihnen das Joch so fest auf den Nacken, als es ihm beliebt. Wer kann dem Mächtigen widerstehen, als wer noch mächtiger, das heißt, noch reicher ist? Das Faustrecht ist zum Geldrecht geworden, eine immerwährende wüste Fehde um Mein und Dein, die kein Gottesfriede jemals unterbricht. Und das Recht der Faust war dem gehudelten, an die Scholle gehefteten Sklaven des Mittelalters noch unendlich günstiger, als das Recht des Geldes dem Arbeiter der Jetztzeit ist. Arm und elend, wie jener war, einmal kam doch vielleicht die Stunde, wo das Recht, unter dem Beide, Herr und Knecht, standen, das heißt die Macht, auf seiner Seite

war, wo er Mann gegen Mann dem Dränger gegenüberstand und Rache nehmen konnte für Alles, was er gelitten. Wann kommt diese Stunde je für den modernen Sklaven, den Fabrikarbeiter? Die Rache ist mein, spricht das Gesetz, aber es hat keine Rache für den Frevler, es leiht ihm im Gegentheil den schützenden Arm; es giebt ihm sicheres Geleit auf seinen Zügen; es baut ihm Schienenwege durch öde Haiden, es überbrückt ihm die Ströme, es dampft ihn über den Ocean, es trägt sein Commandowort mit der Schnelligkeit des Blitzes von einem Ende der Welt zum andern. Hinterher sichert es ihm den unbedingten Besitz seines Raubes und häuft ihm Zins auf Zins des mit dem Schweiß und dem Blut der Armuth gewonnenen Kapitals."

Des Königs bewegliche Züge zeigten die Theilnahme, mit welcher er Leo's Schilderung gefolgt war. Er rieb sich die Hände und rief leise: „Sehr gut, sehr gut!" als ob ihm eine schöne Arie von einem guten Sänger zu seiner Zufriedenheit vorgetragen würde. Dann, als Leo schwieg: „Weiter, weiter! Sie haben mir noch nicht Alles gesagt, oder vielmehr, Sie sagen ja nur, was ich auch gesagt habe, daß die geldstolzen Krämer das Recht, oder, wie Sie sagen, die Macht für sich haben. Wer soll sie brechen, diese Macht?"

„Der natürliche Schirmherr der Armen und Elenden. Wie der Regulator in einer Maschine die einzelnen Räder, die, wenn sie sich selbst überlassen wären, sich gegenseitig zerreiben, und zermalmen würden, in ihrem tollen Umlauf hemmt und regelt, so muß eine Macht existiren, welche die einzelnen Stände des Volkes gegeneinander balancirt, daß keiner auf Kosten des Andern sich nähren, keiner den anderen schonungslos ausbeuten kann. So oft dieses

Gleichgewicht, auf das Alles ankommt, das die Gesundheit des Staats-Organismus ist, gestört wird, sei es durch das Uebergewicht dieser oder jener Seite, so findet eben ein Appell statt an die Macht, die der Inbegriff und die Personification der Ganzheit ist: an die königliche Macht. Dann ist es der höchste Ruhm des Herrschers, wenn ihm Ohr und Herz für den Nothschrei seines Volkes erschlossen waren, wie sie die unglücklichsten unter den gekrönten Häuptern sind, die diesen Ruf mißkannten oder mißachteten. Majestät! das erlauchte Haus, aus dem Sie entsprossen sind — weßhalb ist es so groß geworden und so machtvoll, als weil seine Söhne immerdar dem Herzschlag ihres Jahrhunderts lauschten, und so im Stande waren, der nach Verwirklichung ringenden Idee Form und Gestalt zu geben! Majestät! Ihre Vorfahren waren es, die, als der freche Uebermuth jener stolzen Ritter von der Faust keine Grenzen mehr kannte, und das arme Volk gar in den Staub getreten war, die schützende Hand breiteten über das arme Volk, und die Burgen jener stolzen Ritter brachen. Wenn dem Enkel jener großen Fürsten nun eine noch größere, weil unendlich complicirtere Aufgabe gestellt wäre, der er sich nicht entziehen kann, weil es eben seine Aufgabe ist; wenn dieser Enkel das Geldrecht vernichten müßte, wie Jene das Faustrecht, und so die letzte und furchtbarste Form der Sklaverei, die je auf Erden geherrscht hat, zerstörte — unsere Sprache hätte keinen Ausdruck für den Dank, den ihm sein Volk, den ihm die Menschheit zollen würde; in dem Pantheon aller Zeiten wäre kein Platz erhaben genug für ihn."

„Vortrefflich, ganz vortrefflich!" rief der König, „magnifique! Sie müssen mir in die Kammer gewählt werden! Früher las ich wol noch hie und da eine Rede —

aber ich mußte es aufgeben: Worte, Worte! nichts als Worte! Mit Ihnen käme doch einmal ein geistreicher Mensch hinein; aber die Leute würden erschrecken, sehr erschrecken — ein Geist hat sich in dem hohen Hause bis jetzt noch nicht sehen lassen. Apropos des hohen Hauses. Das ist nun so, um in Ihrem Bilde zu bleiben, eine Zwingburg der modernen Raubritter. Was soll ich — die Frage interessirt mich, da ich sie in den nächsten Tagen ebenfalls beantworten muß — mit meinen Lieben, Getreuen machen?"

„Sie sitzen ja beinahe sechs Monate, Majestät, da ist es wol die höchste Zeit, daß sie einmal gehen; und daß die Kammer nicht im Stande ist, die Arbeiter-Angelegenheit zu ordnen, ja nicht einmal die Hand dazu reichen will, hat sie ja durch ihren Beschluß vom Fünfzehnten klärlich bewiesen. Die Angelegenheit ist jetzt an die höchste Instanz zurückgelangt und wird jetzt in letzter Instanz entschieden werden."

„Das wäre aber so recht was für unsere Radicalen, die schon seit wer weiß wie lange auf diesem Pferde herumreiten."

„Aber ohne von der Stelle zu kommen, Majestät! Indem Majestät die Sache selbst in die Hand und damit den Radicalen ihr einziges Agitationsmittel nehmen, setzen Sie nicht blos diese Leute auf den Sand, sondern eben so gut auch die Liberalen, die ja gleichfalls aus diesem Boden, und nur aus diesem ihre Lebenskraft saugen. Unterbinden Sie die Adern, durch welche sich diese Parasiten nähren, und das Blut strömt zum Herzen zurück. Der ganze Körper des Staates, der jetzt trostlos dahinsiecht, wird in kürzester Zeit zu neuer, nur von Wenigen geahnter Kraft und Fülle erblühen."

Der König rieb sich die Stirn.

„Sehr gut, sehr gut; aber um solche Operation vorzunehmen, bedarf es geschickter Helfer, geschickterer, als ich zu haben mir schmeicheln kann. Ich fürchte, unter den plumpen Händen meiner Assistenten möchte der arme Teufel verbluten, ehe wir ihm nur den ersten Verband anlegen können. Haben Sie sich denn die Aufgabe, die Sie hier in großen Zügen hingezeichnet haben, nun auch in den Einzelheiten detaillirt?"

„Ich habe Jahre meines Lebens, ja, ich darf sagen, so lange ich logisch denken kann, der Lösung dieser Aufgabe nachgedacht, Majestät; ich glaube, daß mir nicht viele Punkte, auf die es in der Ausführung ankommt, entgangen sein dürften."

„Sagten Sie mir nicht, Sie hätten die Naturwissenschaften studirt?"

„Ich bin Arzt, Majestät."

„Und dennoch?"

„Verzeihen, Majestät! Gerade deßhalb. Ich erlaubte mir schon vorhin zu bemerken, daß auch der Staat ein Stück Natur sei. Das Einzelne ist nur aus dem Ganzen zu erklären, und gute Gesetze sind die besten Recepte."

„Sie sind ein geistvoller Mensch!"

Leo verbeugte sich; der König erhob sich und ging vor Leo, der seinem Beispiele gefolgt war, ein paarmal auf und ab, ohne ihn dabei aus dem Auge zu verlieren.

Indem wurde die Thür geöffnet und der General erschien auf der Schwelle. Der König wendete sich schnell um und rief:

„Ach, lieber General, ist die Viertelstunde schon um? Lassen Sie uns noch einen Augenblick allein; ich habe noch ein paar Worte mit dem Herrn Doctor zu sprechen."

Der General verschwand wieder mit einer tiefen Verbeugung.

„Sie sind ein geistvoller Mensch," wiederholte der König, indem er näher an Leo herantrat, „ich möchte sehen, ob Sie ein eben so geistvoller Arzt sind. Ihre meisten Collegen sind Pfuscher, wissen Sie das?"

„Sehr genau, nur zu genau, Majestät; und es sollte mich gar nicht wundern, wenn Majestät Gelegenheit gehabt hätten, diese Erfahrung auf eigene Kosten zu machen."

„Warum?"

„Weil ich, so weit der Physiognom und der Psycholog dem Physiologen überhaupt vorarbeiten können, behaupten möchte, daß eine Natur, wie die Ihre, nur von wenigen Aerzten richtig beurtheilt und demgemäß richtig behandelt sein dürfte."

„Aus welchem Grunde?"

„Der einzelne pathologische Vorgang ist und bleibt freilich immer den allgemeinen Regeln unterworfen, die man dem Stümper zur Noth begreiflich machen kann; aber je reicher, je origineller, so zu sagen, die individuelle Natur, um so eigenthümlicher, origineller ist die Modification, welche mit der generellen Krankheit vorgeht, und in demselben Maße selbstverständlich die Diagnose schwieriger. Hier ist es mit der bloßen Gelehrsamkeit — und das pflegt der einzige Maßstab zu sein, den man an die Aerzte der Fürsten legt — keineswegs gethan; hier kann oft nur die Inspiration entscheiden, jenes wissenschaftliche Aperçu, das weiter nichts ist, als die umfassende Synthese der disjecta membra der Analyse."

Der König ging wieder ein paarmal auf und ab, diesmal aber auf Leo nur gelegentliche, fast scheue Blicke

werfend. Dann stellte er sich dicht vor ihn hin und sagte in einem leiseren und hastigeren Tone:

„Und glauben Sie, meine Natur beurtheilen zu können?“

„Ja, Majestät.“

„Sehr kühn! In der That sehr kühn! Auch wenn es sich um einen individuellen, ja individuellsten Fall handelt?“

„Auch dann.“

Der König blickte Leo fest in die Augen, Leo erwiderte ruhig den Blick, mit wie ungeduldiger Spannung er auch der Mittheilung entgegensah, die der König auf der Zunge zu haben schien. Aber der König athmete nur tief auf und sagte dann, plötzlich in einen anderen Ton fallend: „Es freut mich, daß ich Sie mir habe kommen lassen, Sie interessiren mich, ich wünsche Sie öfter zu sehen, und hoffe dann, mich mit Ihnen über diese Materien ausführlicher zu unterhalten, als es jetzt möglich ist. Ich bin heute Abend sehr pressirt, und da habe ich gleich noch einen Auftrag für Sie. Ich habe Ihrer Tante, meiner lieben alten Gutmann, versprochen, mich Ihrer anzunehmen. Ich habe mein Versprechen erfüllt. Nun gehen Sie hernach zu ihr und grüßen Sie die alte Dame von mir, und sagen Sie ihr, daß Sie statt meiner kämen.“

„Majestät haben nur über mich zu befehlen.“

„Bei Ihrer Tante werden Sie noch eine junge Dame finden, bei der Sie sich zu bedanken ja nicht vergessen wollen, da sie eigentlich die Anstifterin dieses ganzen Complots ist. Wissen Sie, wen ich meine?“

„Nein, Majestät.“

„Desto besser, und nun will ich Sie meinen liebenswürdigen Wirthen wieder bringen, denen ich Sie so lange entzogen habe.“

Leo öffnete dem Könige die Thür zu dem Zimmer, in welchem sich der General und seine Tochter befanden. Der König begrüßte Josephe und machte ihr ein Compliment über ihr Aussehen. Er war in der heitersten Laune.

„Sehen Sie, liebe Baronesse, so muß sich unsereiner abquälen! Da wollte ich eine harmlose Reminiscenz aus der schönen Jugendzeit aufsuchen, und ehe ich mir's versehe, verwickelt mich unser junger Freund hier in ein Gespräch über die wichtigsten Dinge, daß mir noch der Kopf von all den Gedanken, die wir in der Eile aufgestöbert haben, schwirrt. Davon wißt ihr holden Frauen nun nichts. Euch verschont man wohlweislich mit dergleichen; euch darf man nur Rosen und Lilien auf den Weg streuen: similia similibus . . . Lassen Sie sich das von diesem Jünger Aesculaps übersetzen. Und auch Sie, mein würdiger Freund, empfehle ich seiner Wissenschaft. Sie sehen angegriffen aus. Und das erinnert mich daran, daß ich Sie Alle nun lange genug incommodirt habe. Adieu, meine liebe Baronesse! halten Sie mir den Doctor nicht zu lange auf, er hat noch einen Auftrag von mir auszuführen. Sie, mein würdiger Freund, geleiten mich doch wol hinaus?"

Der König reichte erst Josephen, dann Leo die Hand, faßte den General unter dem Arm und ließ sich von ihm aus dem Zimmer führen, leise und eifrig mit ihm sprechend. Als sie schon aus der Thür waren, hörte man nur deutlich die Worte: Ein ganz merkwürdiger Mensch!

Leo und Josephe waren wieder allein. Josephe war über die Vorgänge dieser letzten Stunden auf das höchste erstaunt. Sie hatte jetzt mit eigenen Augen gesehen, was sie nie geglaubt haben würde, was ihr selbst jetzt kaum glaublich erschien. Sie blickte Leo an, als ob sie eine

Erklärung dieser Räthsel von ihm erwarte, aber Leo's Gesicht hatte genau denselben Ausdruck wie vorhin, nur daß seine Augen in einem noch höheren Glanze leuchteten. Sie wußte nicht, wie sie sich diesem Manne gegenüber benehmen sollte. Leo schien ihre Verlegenheit nicht zu bemerken. Er nahm die vorhin abgebrochene Unterhaltung wieder auf und plauderte, als wäre nichts vorgefallen, weiter von England und dem gesellschaftlichen Leben Londons, bis der General nach einigen Minuten in sichtlicher Erregung wieder eintrat.

„Ich kann Ihnen zu dem Eindrucke, den Sie auf Majestät gemacht haben, gratuliren," sagte er. „Ich habe Majestät selten mit einer solchen Befriedigung von einem Menschen sprechen hören."

„Der König ist eine Natur, die für neue Eindrücke sehr empfänglich ist," erwiderte Leo, „und ich muß meinerseits gestehen, daß er meine Erwartungen übertroffen hat. Aber jetzt wollen Sie mir gestatten, den Befehlen Sr. Majestät pünktlich nachzukommen und Sie der Ruhe zu überlassen, deren Sie gewiß bedürfen."

Leo empfahl sich. Der General begleitete ihn mit ausgesuchter Höflichkeit bis an die Thür und warf sich dann, vollkommen erschöpft, auf einen Sessel, die Augen mit der schmalen weißen Hand bedeckend.

„Du sollst sehen, Josephe," murmelte er, „dieser Mann ist binnen einem Jahre allmächtig."

Josephe saß da, wie sie vorhin vor ihrem Spiegel gesessen hatte. Sie strich wieder mit dem Finger über die linke Augenbraue. Die Worte ihres Vaters hatte sie wohl nicht gehört; jedenfalls erwiderte sie nichts.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Tante Sara kehrte von der Unterhaltung mit dem General nicht ohne Sorge zu Silvia zurück. Wenn auch die Wahrscheinlichkeit, daß das junge Mädchen, nachdem es erst einmal so tief in Leo's Angelegenheit verwickelt war, jetzt noch dem Wunsche des Vaters Folge leisten und nach Tuchheim reisen werde, Tante Sara nicht eben groß zu sein schien — möglich war es doch noch immer, und Tante Sara wußte aus langer Erfahrung, daß Vorsicht die Mutter der Klugheit sei. Die Vorsicht aber gebot, Silvia die Hoffnung, aus dieser Intrigue wie aus tausend anderen als Siegerin hervorzugehen, in keiner Weise merken zu lassen, sondern im Gegentheil die Rolle der zweifelnden, besorgten mütterlichen Freundin consequent fortzuspielen. Die Folge würde dann schon lehren, was etwa weiter zu thun sei.

Silvia saß noch an dem kleinen Schreibtisch in genau derselben Stellung wie vorhin, als sie der Tante den Brief an den König übergeben hatte, den Kopf in die linke Hand gestützt, während die Rechte schlaff an der Seite herunterhing. Tante Sara umfaßte sie und drückte ihr einen Kuß auf den Scheitel. Silvia blickte auf und lächelte die Tante traurig an.

„Wir müssen uns in Geduld fassen, liebes Kind,“

sagte Sara, „Rom ist auch nicht an Einem Tage erbaut, und wer, wie ich, erfahren, und gelitten, hat auch zu warten gelernt."

„Es ist nicht das, Tante," erwiderte Silvia. „Jetzt wo wir endlich einmal etwas haben thun können, wo wir gethan haben, was wir konnten, haben wir das Recht, ruhig zu sein, bin ich verhältnißmäßig ruhig. Nein! worüber ich trauere, das ist die Disharmonie des Menschenlebens, die uns auch nicht Einen vollen Accord gestattet, nicht das reine Ausklingen auch nur Einer Empfindung. So lange ich in dem Bann der Familie so dahinlebte, geliebt, ja verzogen und verwöhnt von Allen, die mich umgaben, verzehrte mich die Sehnsucht nach der Verwirklichung meiner Ideale, der Drang nach etwas, das doch den Anschein wenigstens einer That hatte — und jetzt, wo ich vollbracht, was vollbringen zu können ich schon verzweifelte, wo ich wie von Götterhänden dem Alltagsdasein entrückt bin in eine Sphäre, in welcher Alles, was geschieht, mir noch immer wie ein seltsam-phantastischer Traum erscheint, aus dem ich jeden Augenblick zu erwachen fürchte — jetzt ergreift es mich wie Heimweh nach jenem engbegrenzten Dasein; jetzt denke ich schaudernd des Kummers, den ich, will ich mir selbst gehören, vielleicht den Menschen bereiten werde, die mich nie verstanden, nie verstehen werden, und die ich doch so liebe!"

Silvia drückte das Gesicht in beide Hände; ihr Athem ging schwer, ihr Busen hob und senkte sich ungestüm, aber keine Thränenfluth erleichterte das beklommene Herz. Tante Sara betrachtete die Gebeugte mit Blicken, die sehr wenig Sympathie, aber desto mehr Ungeduld, ja Aerger verriethen. Um ihre fest zusammengekniffenen Lippen spielte ein böses Zucken, aber ihre Stimme klang sehr weich, als

sie jetzt, Silvia das Haar streichelnd, sagte: „Mein armer, schöner Edelfalke, den sie so lange eingesperrt gehalten haben, daß er sich nun gar nicht an die Freiheit gewöhnen kann! Komm', setze dich zu mir, und ich kann dir vielleicht etwas sagen, was, wenn es dich auch nicht tröstet — wer zöge Trost aus dem Unglück seines Nächsten? — dir doch wenigstens zeigt, daß ich nicht blos im Blut, sondern auch in meinem Denken und Empfinden, und vielleicht auch im Schicksal deine Verwandte bin."

Tante Sara legte ihre Arme um Silvia's Nacken. Silvia stand auf und folgte der Tante nach dem Sofa, wo sie neben derselben Platz nahm. Tante Sara ergriff ihre Hand und sagte:

„Sieh', geliebtes Kind, je länger ich über dich nachdenke und dich, wie man denn das ja so thut, mit mir vergleiche — dich, die in der Fülle der Jugend und der Schönheit blüht, mit mir, die Kummer und Gram vor der Zeit gealtert haben — je mehr entdecke ich zwischen uns Beiden die Unglückszüge, die nur durch den einen Theil unserer Familie gehen, während der andere gänzlich davon verschont blieb. Ich habe oft dem Geheimniß nachgedacht, das in der körperlichen und geistigen Verschiedenheit der Kinder eines und desselben Elternpaares scheinbar so offen am Tage und doch in seinem Grunde so unfindbar tief verborgen liegt. Bei uns Kindern ließ sich diese Verschiedenheit fast mit Händen greifen. Anton und ich, die beiden Jüngsten, hatten der Mutter dunkleres Haar und schärfere Züge, dein Vater und Malchen die helleren Augen und die offen-gutmüthige Miene des Vaters. Vielleicht waren wir Beide auch die Begabteren, jedenfalls hatten wir ganz im Gegensatz zu den älteren Geschwistern, die Sehnsucht aus der engen Sphäre unseres elterlichen

Hauses nach der bunten Welt, die draußen jenseits der Grenze unseres Waldes lag. Jenen genügte die Gegenwart, für die allein sie Sinn und Verständniß hatten; Anton und ich, wir träumten nur von der Zukunft, die wir uns nach unseren Wünschen ausmalten, und die wir nach unseren Wünschen gestalten zu können wähnten. Jene nannten uns Phantasten und warfen uns vor: wir wollten oben hinaus; wir sagten dagegen: sie seien Duckmäuser und thäten allerdings besser, wenn sie bei ihrem Leisten blieben. So gab es ein Necken hinüber und herüber, und aus dem Necken wurde Hader, aus dem Hader Zank, aus dem Zank offener Krieg, in dem wir Jüngeren natürlich stets den Kürzeren zogen, um uns in Folge dessen enger und enger aneinanderzuschließen. Daß so der Riß, der nun einmal durch die Familie ging, nur immer größer werden mußte, kannst du dir denken.

„Seltsamerweise wurde in der freiherrlichen Familie dieselbe Tragödie der feindlichen Geschwister abgespielt. Auch dort waren es die Aeltesten: Karl, der Freiherr, und Fräulein Charlotte, die es gegen die Jüngeren, Joseph, den General, und Elfriede, die spätere Frau von Sonnenstein, hielten. Auch dort war die Verschiedenheit der Sinnesart und des Temperaments physiognomisch, ja selbst in der Farbe des Haares und der Augen auf's deutlichste ausgeprägt. Braune Augen hatten alle Tuchheim'schen Kinder, wie wir blaue; aber die jüngeren hatten das dunklere, glänzendere Braun, wie Anton und ich das dunklere Blau. Der Unterschied war so merklich, daß es Jedem auffiel, und da die jüngeren sich natürlich mehr zu den jüngeren hingezogen fühlten, und die älteren wieder zu den älteren hielten, nannte man jene die Lichten und uns die Dunklen, eine Bezeichnung, deren Sinn

selbst noch in der Quadrille, die wir vier Paare auf dem Friedensfeste tanzten, von dem dir dein Vater und deine Tante gewiß erzählt haben, in den dunkleren und helleren Schleifen Ausdruck fand.

„Von diesem Abend, kann ich sagen, datirt mein und Anton's Unglück. Anton hatte sich geschworen, daß dies der letzte Tag des geschäftigen Müßigganges sein sollte, wie er das Landleben nannte, und er führte diesen Schwur aus, indem er am nächsten Tage in die weite Welt ging; ich, die ich damals siebzehn Jahre alt war, hatte nicht minder die Einförmigkeit unseres elterlichen Hauses herzlich satt, und weinte während der Tanzpausen in dem Gedanken der Trennung von Anton meine heißen Thränen. Freilich stand mir noch ein anderer Schmerz bevor. Der General, damals freilich noch ein blutjunger Lieutenant, war, als er aus Frankreich zurückkehrte, auf kurze Zeit zum Besuch auf dem Schlosse gewesen, und — ich brauche mich nicht zu schämen und schäme mich auch nicht, dir zu gestehen — ich liebte ihn vom Herzen und er liebte mich. Auf dem Balle sagten wir es uns und sagten uns auch, daß für uns keine Hoffnung auf Erden und der erste Kuß auch der letzte gewesen sei."

Tante Sara drückte das parfümirte Tuch gegen die Augen; Silvia ergriff ihre Hand und sagte leise: „Arme, arme Tante! So jung für immer entsagen zu müssen — das ist hart, sehr hart!"

„Es war hart, liebes Kind," fuhr Tante Sara fort, indem sie Silvia dankbar anlächelte, „aber härter, sich grenzenlos unglücklich zu fühlen, und doch sich sagen lassen zu müssen, daß man das Unglück nur heuchle, um ein heimliches Glück nur desto sicherer zu verbergen. Niemand glaubte mir, daß ich, die Leidenschaftliche, Entschlos-

ene, so leicht entsagen könne. Als ob nicht die Leidenschaft den Entschluß erzeugte! als ob nur die mattherzigen Menschen ein Recht hätten, tugendhaft zu sein! Leider gab Joseph durch seine Unvorsichtigkeit dem Gerede willkommene Nahrung. Seine Kraft war geringer als die meine. Er konnte das Versprechen, das er mir gegeben, meine Ruhe nicht weiter zu stören, nicht halten. Nicht eben oft, aber doch je zuweilen kam er von der Kreisstadt, wo er in Garnison lag, nach Tuchheim; jeder dieser Besuche war für mich die Quelle unsäglichen Jammers. Ich sollte ihn zu kommen gebeten, ich sollte ihn nicht aus meinen Netzen lassen, ich sollte ihm heimliche Rendezvous gegeben haben. Es war, als ob die Menschen nichts zu thun hätten, als ein armes Mädchen zu quälen; und leider muß ich dir hier gestehen, daß dein Vater zu denen gehörte, welche die Tyrannei, die man gegen mich ausübte, mit am weitesten trieben. Ach, ich weiß es ja, daß er, was er that, nur in seiner jugendlichen Beschränktheit, in der besten Absicht that; aber sind Thränen, die man uns in der besten Absicht auspreßt, deßhalb weniger Thränen?

„Man spürte mir nach, man horchte mir nach, man beobachtete mich auf Tritt und Schritt; man hätte mich am liebsten eingeschlossen. Ich war der Verzweiflung nahe. Kannst du, kann irgend ein denkender Mensch sich wundern, daß ich, das siebzehnjährige, heißblütige Mädchen, in dieser Verzweiflung zu verzweifelten Mitteln griff? Daß ich, theils um mich der ewigen Ueberwachung zu entziehen, theils um mich zu betäuben, theils in einer Art von dämonischem Humor mit den gefährlichen Gaben, mit denen die Natur mich ausgestattet haben sollte, zu kokettiren begann? Daß ich auf den ländlichen Festen den plumpen Bewunderern die plumpen Köpfe verrückte? Daß ich

die böse Nachrede, in die ich so unschuldig gekommen war, herauszufordern und zu verhöhnen begann, indem ich mich stellte, als ob ich sie verdiente? Ach, meine wilde Lustigkeit sahen die Thoren, aber die unzähligen Thränen, mit denen ich meine Triumphe bezahlte, die sahen sie nicht.

„So konnte es nicht lange bleiben, wenn ich nicht wahnsinnig werden sollte. Ich gestand das deinem Vater, der damals nach dem Tode des Vaters die Försterei erhalten hatte, und für uns jüngere Geschwister — ich brauche dir das nicht zu sagen — nach Kräften sorgte; und gestand ihm auch, daß ich entschlossen sei, in die Residenz zu gehen, um mir dort — so oder so — mein Brot auf ehrliche Weise zu verdienen. Er wollte nichts davon wissen. Er habe Brot genug für sich und uns; ich könne mich auch auf der Försterei nützlich genug machen; wolle ich durchaus nicht anders, so könne er mir eine Stelle als Wirthschafterin oder Gesellschafterin oder Erzieherin — denn ich hatte in dem gemeinschaftlichen Unterrichte mit den Freifräulein Manches gelernt — sehr leicht irgendwo in der Nähe verschaffen. In der Nähe! Als ob es nicht gerade die Ferne gewesen wäre, in die ich strebte; nach Allem, was geschehen war, streben mußte. Wir konnten uns natürlich nicht verständigen; es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen uns, und am nächsten Morgen war ich zu Fuß unterwegs hieher.

„Du erläßt mir die Beschreibung dieser romantischen Wanderschaft; erläßt mir, dir ausführlich zu erzählen, wie ich hier angekommen, wie ich, mit nur wenigen Thalern in der Tasche, ohne Freunde, dem Untergang rettungslos verfallen schien; wie ein Zufall mich dem alten Sonnenstein, dessen Sohn sich unterdessen mit Elfriede v. Tuchheim verlobt und den ich wiederholt in Tuchheim gesehen

hatte, in den Weg führte; wie der gute alte Herr sich meiner annahm und mir die Stelle einer zweiten Wirthschafterin oder Helferin der Wirthschafterin in dem Hause des Ministers v. Falkenstein verschaffte.

„Eine schlechtere Wahl hätte der alte Herr freilich nicht treffen können; aber doch habe ich sein Andenken immerdar gesegnet, denn einmal bin ich überzeugt, daß er gewiß nur mein Bestes gewollt hat, und sodann ist es sicher ein wahres Wort, daß dem Guten, oder dem, welcher sich gut zu sein wenigstens ernstlich bemüht, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

„Es dauerte lange, es hat jahrelang gedauert, bevor mir armem Landmädchen die Augen über die arge Welt aufgingen, in der ich so harmlos, wie ein unschuldiges Kind in der Grube des Löwen, gelebt hatte. Daß es in dem mit fürstlicher Pracht eingerichteten Hause hoch herging — ei, das wußte ich freilich — denn ich hatte Arbeit die Hülle und Fülle; aber wenn mir auch diese Arbeit wenig zusagte, es war doch Arbeit, rechtschaffene Arbeit, die rechtschaffen müde machte und mich in meinem Kämmerlein im Hinterhause sehr gleichgiltig gegen das ließ, was unterdessen in den glänzend erleuchteten Sälen des Vorderhauses vor sich ging. Ja, wenn mich einmal die Ungeduld erfaßte und ich mir sagte, daß ich zu etwas Besserem geboren sei, als mein Leben in Küchen und Speisekammern hinzubringen, dann tröstete mich immer nur der Eine Gedanke: prosaischer hätten doch selbst diejenigen, die dich immer als eine Phantastin verschrieen und dir nachsagten, daß du stets oben hinaus wolltest, dir deine Existenz nicht einrichten können. Mag es sein wie es will, jetzt bist du doch wenigstens sicher, nicht verkannt zu werden! Ach, ich hatte keine Ahnung, daß mir nicht einmal

dieser erbärmliche Trost bleiben sollte, daß, während ich eine Buße für Sünden, die ich nie begangen, auf mich nahm, man mich schon längst für verloren ausgegeben hatte!

„Joseph v. Tuchheim war ungefähr um dieselbe Zeit, als ich das Forsthaus für immer verließ, hieher versetzt worden. Natürlich mußte Alles ein zwischen uns abgekartetes Spiel sein, trotzdem ich ihn die vier oder fünf Jahre, die ich nun bereits im Hause des Ministers war, kein einzigesmal gesehen hatte. Aber das war das Wenigste; ich mußte an dem freien Leben, das man im Hause des Ministers führte, theilnehmen; ja man machte mich wo möglich dafür verantwortlich. Ich will deine keuschen Ohren nicht mit Allem, was man mir nachsagte, beleidigen. Durch einen Zufall erfuhr ich, für was ich in den Augen der Leute galt. Jetzt sah ich freilich, was eine Klügere schon längst gesehen haben würde, daß das Haus des Ministers allerdings kein gutes Haus war; aber — ein starker Geist wie der deine wird das verstehen — jetzt kam der Trotz über mich; jetzt wollte ich die Welt, die mich nun einmal durchaus aufgegeben hatte, brüskiren, nicht dadurch, daß ich schlecht wurde wie mein Ruf, sondern durch eine zur Schau getragene Gleichgiltigkeit gegen dieses sinnlose, grausame, blinde Urtheil der Welt. Mochten sie sagen, mochten sie denken, was sie wollten — ich blieb was ich war — mir blieb ich es, und das war mir von jetzt an genug.

„So vergingen Jahre. Endlich kam die Katastrophe. Die unheilbare Krankheit, an welcher der Minister schon lange dahinsiechte, trat plötzlich in ein letztes schreckliches Stadium. Seine treulosen Freunde blieben aus; die habgierigen Diener rafften zusammen, was sie erraffen konn-

ten und machten sich davon; die Maitressen, die er reich gemacht hatte, ließen sich nicht mehr blicken; der Unglückselige war den Händen roher Krankenwärter überantwortet, die, da Niemand sich um ihn bekümmerte, ihn elend verkommen ließen. Da that ich, was mich mein Herz, was mich die Nächstenliebe thun hießen. Ich setzte mich an das Bett des Kranken, Sterbenden, den Alles floh. Ich hätte es gethan, hätte der beste Ruf für mich auf dem Spiele gestanden; warum denn nicht jetzt, wo ich keinen Ruf mehr zu verlieren hatte? Sie haben mich seine Maitresse genannt, dachte ich, wo Hunderte mir den Platz beneidet hätten; jetzt will ich es sein, wo er Niemanden mit all seinem Geld für den Platz mehr kaufen kann."

Tante Sara schwieg und blickte sinnend vor sich nieder; Silvia, die sehr bewegt war, nahm die Hand der Tante und drückte sie an die Lippen. Tante Sara lächelte.

„Ich danke dir, mein Kind; der Kuß von so reinen Lippen wäre ein süßer, ausreichender Lohn für das, was ich gethan, selbst wenn ich meinen Lohn in der Münze dieser Welt nicht schon längst empfangen hätte. War es doch, als wollte das Schicksal mich ohne mein Zuthun erheben, wie es mich ohne mein Zuthun erniedrigt hatte.

„Das Ende des unglücklichen Mannes nahte heran. Der verstorbene König, der ihm in den letzten Jahren seine Gnade entzogen hatte, erinnerte sich der Dienste, die der Minister in besseren Jahren seinem Hause geleistet, und wie er ihm einst ein gar gnädiger Herr gewesen war. Eines Tages kam er ganz unversehens, um von dem ehemaligen Freunde Abschied zu nehmen. Er hatte keine Ahnung gehabt von dem Entsetzlichen, das ihn erwartete; sprachlos stand er da, schaudernd wendete er sich ab,

schaudernd winkte er mir, ihm zu folgen. Er fragte mich aus; ich hatte weder etwas zu verhehlen, noch etwas hinzuzufügen, ich sagte ihm die reine Wahrheit. Er notirte sich Manches, nickte, sagte in seiner kurzen soldatischen Weise, er würde an mich denken, und ging.

„Der Minister starb. Ich sorgte dafür, daß man ihn nicht wie einen Hund begrub; dann ging ich still aus dem verödeten Hause — nicht so reich, wie mir die Verleumdung, die sich natürlich wieder an meine Fersen heftete, nachsagte, aber doch auch nicht so arm, wie ich gekommen. Der Minister hatte mir noch kurz vor seinem Tode in einer Dankbarkeit, die vielleicht nicht übertrieben war, ein Jahrgeld für die Zeit meines Lebens ausgesetzt. Es war nicht viel, aber ausreichend, um mit den geringen Ansprüchen, die ich machte, recht wohl leben zu können. Ich hatte es längst aufgegeben, auf das Urtheil der Welt noch einen Werth zu legen. So wohnte ich denn allein, ganz dem Studium der neueren Sprachen, die ich liebte, der Uebung der Künste, in denen ich mich nicht ohne allen Erfolg versuchte, hingegeben, und in dem Umgang mit Personen, die Geist genug hatten, sich über die engen Vorurtheile wegzusetzen, Entschädigung suchend und zum Theil findend für das Familienglück, das ich entbehren mußte.

„Unter den geistvollen Personen, die ich in meinem kleinen Salon sah, war auch der General, damals Major v. Tuchheim. Er hatte, obschon er mit dem Minister sehr befreundet war, meinen Entschluß respectirt und keinerlei Versuche gemacht, sich mir zu nähern. Jetzt kam er; aber, wie ich bald erfuhr, in einer besonderen Mission. Man suchte für das schwächliche, geistvolle prinzliche Kind eine Dame, die Krankenpflegerin, Gespielin, Lehrerin zugleich

sein könnte. Der König hatte sich meiner erinnert, seine Wahl war auf mich gefallen. Der General — ich meine der Major — er hatte sich unterdessen verheiratet und war glücklich in seiner Ehe; die Männer haben in Herzens-Angelegenheiten ein kürzeres Gedächtniß als wir Frauen, liebes Kind — der Major rieth mir, die verantwortliche Stelle anzunehmen. Nach einigem recht sehr erklärlichen Sträuben that ich es, und — meine Geschichte ist zu Ende, liebes Kind, denn das Uebrige weißt du selbst, siehst du selbst. Du weißt, daß ich dem Kinde eine Mutter gewesen bin — du siehst, mit wie königlicher Dankbarkeit er meine für ihn durchwachten Nächte, meine täglichen Sorgen belohnt hat. Und was ist dieser äußere Erfolg gegen die süße Befriedigung, die mir die Ueberzeugung gewährt, daß ich in aller Stille und Verschwiegenheit — warum soll ich dir es nicht sagen — des Guten gar Vieles habe wirken können! Des Königs Gemüth ist wie eine reich besaitete Harfe, aber man muß die rechten Saiten zu berühren wissen. Das versteht Niemand, weder die Königin, seine Gemalin — eine vortreffliche Dame, die der geistvolle Monarch aber zu weit übersieht, — noch irgend Einer seiner officiellen Umgebung. Er leidet, wie wol nur ein König leiden kann, unter dieser geistigen Vereinsamung; er, der, wenn je ein Mensch, nach Menschen schmachtet. Und weil er in mir einen einfachen, ehrlichen Menschen gefunden zu haben glaubt, vielleicht gefunden hat, deßhalb hält er zu mir mit einer Treue, die unter diesen Umständen nicht blos rührend, sondern geradezu erhaben ist. Aber schon längst habe ich gefühlt, daß ich ihm nicht mehr das sein kann, was ich ihm gern sein möchte. Meine Kränklichkeit, meine Gebrechlichkeit machen mir es oft unmöglich, ihm mit jener geistigen Frische zu

begegnen, die für ihn, der sich eben in meinem Umgang erholen will, nothwendig ist. Der gestrige Abend hat mir bewiesen, wie wenig ich mich noch auf mich verlassen kann, wie sehr ich der Schonung bedarf, wenn der Rest der Kraft, die mir noch blieb, nicht vor der Zeit erschöpft werden soll. Eine jüngere Freundin sollte an meine Stelle treten, die den unermeßlichen Schatz der Freundschaft eines Königs mit eben so reinen, eben so treuen, aber kräftigeren Händen hütete. Und vielleicht kann eine Frau — so sehr ihn auch, den im schönsten Sinne des Wortes frauenhaft Gesinnten, das ewig Weibliche anzieht und hinanzieht — nicht Hüterin, die alleinige Hüterin dieses Schatzes sein. Ein König hat gar Vieles zu erwägen, zu beschließen, auszuführen, was eine Frau, und wäre sie auch die geistreichste, nicht versteht, wobei ihm nur ein Mann zu rathen und zu helfen vermag. Ich will dem Gedanken, den wir Beide jetzt in der Seele hegen, liebes Kind, keinen Ausdruck geben. In großen Dingen ziemt dem edleren Menschen eine ehrfurchtsvolle Scheu, auch nicht einmal mit der Rede dem Erwarteten, Erhofften vorzugreifen. So wollen denn auch wir dem klugen Schatzgräber gleichen, der nicht seitwärts und nicht rückwärts sieht, der sich durch die fälschlich warnenden Stimmen nicht äffen und nicht abschrecken läßt, still und thätig das zu thun, was ihm zu thun obliegt. Und nun, liebes Kind, nachdem du der alten Plauderin so geduldig zugehört hast, thu' ihr den Gefallen und mache mit ihr eine kleine Erholungs-Promenade durch die Zimmer."

Tante Sara erhob sich. Silvia bot ihr den Arm und führte die Gebrechliche mit liebevoller Sorgsamkeit. Sie hatte sich vom ersten Augenblicke zu der interessanten Dame hingezogen gefühlt; jetzt empfand sie Ehrfurcht vor

dieser Frau, die so viel gelitten, so Großes gethan hatte und mit einer solchen Einfachheit von ihren Verdiensten sprach. Die kurzen, lügenhaften Bruchstücke, die ihr Sara aus der Geschichte ihres Lebens mitgetheilt, waren der Arglosen einzelne Accorde aus einer großartigen Symphonie gewesen, die sie nun mit nachschaffender Phantasie in Verbindung zu bringen suchte und in ihrem Sinne weiter ausführte. Tante Sara ihrerseits schien von dem tiefen Eindrucke, den ihre Erzählung auf das junge Mädchen gemacht hatte, keine Ahnung zu haben. Sie plauderte scheinbar harmlos weiter, während sie ihre Nichte durch alle Räume der Wohnung führte, selbst in die Küche, in der es wie in einem Schmuckkästchen aussah, und in der, wie Tante Sara erzählte, auch nicht eigentlich gekocht werde, da sie ihre Malzeiten aus der königlichen Küche erhalte; in das Zimmer, das für die Gesellschafterin des Fräuleins bestimmt war und nun leer stand, nachdem die letzte Bewohnerin — ein schönes, liebes Mädchen, das Tante Sara sehr geliebt, und dem sie die kostbare Aussteuer bereitet hatte — kurz vor dem bereits festgestellten Hochzeitstage gestorben war; in die anderen Zimmer, die Silvia bereits gesehen hatte und doch jetzt erst eigentlich kennen lernte. Tante Sara erwies sich vor den Kunstschätzen, die diese Räume in fast verschwenderischer Fülle bargen, als eine geschmackvolle Kennerin. Sie wußte genau, auf welchen Punkt man sich stellen mußte, um dies oder jenes Gemälde, diese oder jene Statue richtig zu sehen; sie holte ihre Mappen hervor und zeigte Silvia, worauf es bei einem Kupferstiche ankomme; sie ließ Silvia ihre Skizzenbücher sehen, die ein nicht gewöhnliches Talent verriethen.

So vergingen die Stunden und Silvia erschrak, als

gegen vier Uhr Lisette erschien, zu melden, daß servirt sei. Tante Sara bemerkte den Ausdruck auf Silvia's Gesicht; sie sagte aber nur: wir müssen eben Geduld haben.

Nach der Malzeit, die sehr schnell beendigt wurde, da Tante Sara stets nur wenig Appetit zu haben behauptete, und Silvia vor Aufregung kaum einen Bissen genießen konnte, schlug Tante Sara eine Spazierfahrt vor, „aber mit heruntergelassenen Gardinen, denn ich habe gestern bemerkt, liebes Kind, daß dir in deiner augenblicklichen Stimmung der Anblick so vieler Menschen unbehaglich ist, und auch ich möchte für mich alle Aufregung vermeiden, da ich dir nur gestehen muß, daß sich bei mir die ersten Anzeichen von einer Migräne bereits wieder zu melden beginnen.“

Diesmal sprach Tante Sara nicht die Unwahrheit. Sie, die sonst den Vormittag mit einem französischen Roman in der Sofa-Ecke zu verdehnen oder mit ihren Besuchern zu verplaudern pflegte, fühlte sich heute, wo sie so viel ernsthafte Dinge hatte sprechen müssen, sehr angegriffen, ja bereits unwohl, und fürchtete — was sie allerdings bei jedem Unwohlsein that — ernstlich krank zu werden. Sie ließ sich denn auch von Silvia, die ihre Hinfälligkeit wohl bemerkte, leicht bereden, die Spazierfahrt für heute lieber aufzugeben, und der Wagen, der bereits im Schloßhofe hielt, wurde wieder weggeschickt. Tante Sara bat dann, ihr etwas vorzulesen, da sie nicht schlafen könne und die Lectüre ihre aufgeregten Nerven beschwichtigen werde. Sie wählte „Wilhelm Meister's Lehrjahre“. Silvia begann und Tante Sara lehnte sich in ihre Sofa-Ecke zurück.

Sie hörte wenig oder nichts von dem, was Silvia las; sie hatte sich um ganz andere Dinge zu bekümmern, als um die Liebesfreuden und Leiden des enthusiastischen

Kaufmannssohnes. Bis jetzt war Alles, soweit sie es selbst hatte in die Hand nehmen können, vortrefflich — über ihre kühnsten Erwartungen gut gelungen. Sie hatte Silvia nicht zum ruhigen Nachdenken über ihre Situation kommen lassen, sie aber immerfort in Spannung erhalten, ihr vor allen Dingen eine möglichst günstige Meinung von sich selbst beibringen wollen. Sie konnte nach allen Seiten hin mit ihren Erfolgen zufrieden sein. Nur das Eine machte ihr schwere Sorge: Silvia war auf den Brief des Vaters, demzufolge sie noch heute, spätestens heute Nacht nach Tuchheim abreisen mußte, mit keinem Worte zurückgekommen. Hielt sie es für selbstverständlich, daß sie reisen müsse, und sprach sie deßhalb nicht davon? Oder umgekehrt, hatte sie bei sich selbst schon beschlossen, nicht zu reisen, und scheute sich nur, diesem Entschlusse Ausdruck zu geben? Unter allen Umständen war das entscheidende Wort noch nicht gesprochen, die Partie war noch nicht gewonnen.

Aber der General? Hatte er seine Karten gut gespielt? Er pflegte leicht einen Schnitzer zu machen, wenn man ihm nicht über die Schulter sah. Hatte er dem Könige Silvia's Brief gegeben? Was hatte der König geantwortet? Sehr gut konnte die Sache wol nicht stehen, sonst würde er jetzt nach Verlauf von so viel Stunden wol schon Nachricht gegeben haben. Oder stand die Sache so schlecht, daß er gar nicht Nachricht zu geben wagte?

So peinliche Erwägungen besserten Tante Sara's Zustand keineswegs. Ihre Schläfen schmerzten ihr mit jedem Augenblicke heftiger. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie Lisette, welche den Auftrag hatte, eine etwa vom General einlaufende Botschaft ihr nicht in Gegenwart Silvia's zu bringen. Endlich erschien Lisette in der Thür

und fragte, ob das Fräulein nach ihr geschellt habe. Das Fräulein hatte nicht geschellt, aber, als Lisette das Zimmer verlassen, fiel ihr ein, daß sie dem Mädchen noch einen Auftrag zu geben habe. Sie ging in das Schlafzimmer und erbrach eilig das Billet des Generals, das Lisette ihr schon entgegenstreckte. Der alte Narr! Mußte er nun auch heute der von den beiden Verbündeten angenommenen Gewohnheit, sich sehr wichtige Dinge nur in der Einkleidung eines für Uneingeweihte unverständlichen Bildes mitzutheilen, treubleiben? Was sollte dies heißen: „Das Wetter ist vortrefflich, noch heute Abend wird das Zusammentreffen des Mondes und des Jupiter, nach dem Sie sich erkundigen, stattfinden, und gerade über meinem Hause culminiren. Es soll für Alle, die, wie wir und Ihre liebenswürdige Nichte, das Schauspiel noch nicht beobachtet haben, in jeder Beziehung eine glänzende Ueberraschung sein. Sie werden heute Abend Gelegenheit haben, den Schöpfer so großer Herrlichkeiten, den Herrn Herrn zu loben."

Sara's Kopf war heute nicht so klar wie sonst. Sie mußte das Billet noch einmal lesen, bevor sie den Sinn erfaßte. War es möglich? Schon heute Abend sollte Leo den König sprechen? Und in dem Hause des Generals? Und was bedeutete der letzte Satz? Wir sollen heute Abend Gelegenheit haben, den Schöpfer so vieler Herrlichkeiten, den Herrn Herrn, also den König, zu loben — das heißt: er wird kommen, wird uns glänzend überraschen. Uns? Vielleicht kommt es ihm mehr auf die liebenswürdige Nichte als auf mich an. Er ist gestern gar nicht ungehalten gewesen, sie allein zu finden; er wird auch heute nicht ungehalten sein.

Sara's Entschluß war gefaßt. Sie kehrte zu Silvia zurück.

„Silvia, Silvia! O Gott! Die Glieder fliegen mir! Er ist gerettet! Soeben schreibt mir's der General! Der König will uns heute Abend selber die frohe Botschaft bringen; es soll eine Ueberraschung für uns sein. Aber der General that Recht daran, es uns zu melden. Von Königen darf man sich nur zum Schein überraschen lassen; aber Mädchen, wie ist dir denn?"

Silvia hatte sich bei den ersten Worten Sara's erhoben, bleich, mit großen, starren Augen, dann war sie wieder in den Stuhl zurückgesunken und hatte sich das Gesicht mit den Händen bedeckt. Ihr ganzer Körper zitterte. Die gewaltsame Spannung, in der sie alle diese Stunden hingebracht hatte, machte sich in krampfhaftem Schluchzen Luft.

„O Gott," jammerte Tante Sara, „wenn dich der Muth und die Kraft verlassen, was soll aus uns werden? Meine Kraft ist gebrochen. O!"

Sara ließ sich auf das Sofa sinken. Silvia kniete bei ihr nieder.

„Nein, nein! Muth und Kraft haben mich nicht verlassen, Tante! Es war nur die Freude, das Entzücken. Nun ist es wieder gut. Du Gute, Edle! Du sollst nicht Alles allein auf dich nehmen. Du sollst sehen, daß ich stark bin, daß ich dir im Blut und im Geist verwandt bin. Du hast nun genug für ihn, für mich, für uns gesorgt; jetzt laß mich auch einmal für dich sorgen und vertraue mir das Uebrige."

„Ich will es," sagte Tante Sara, „ich müßte es, selbst wenn ich es nicht wollte; ich kann nicht mehr."

Sara's Unwohlsein hatte in der That einen ziemlich hohen Grad erreicht, sie brauchte nicht mehr wie gestern die Kranke zu spielen. Auch hatte sie heute, nachdem

Silvia sie mit Lisettens Hilfe zu Bette gebracht hatte, durchaus nichts dagegen, daß nach dem Hofarzt, Geheimrath Weber, gesendet wurde, der denn auch nach kurzer Zeit kam, eine Medicin verschrieb und die größte Ruhe empfahl.

„Sie sind eine Verwandte unserer lieben Patientin, mein werthes Fräulein?" fragte der Geheimrath, als ihn Silvia in das nächste Zimmer begleitete.

„Ja."

„Und zu einem längeren Besuche hier, wie ich vermuthe?"

„Ja," erwiderte Silvia zögernd.

„Nun, das trifft sich ja herrlich, ich meine für unsere liebe Patientin, die wol einige Tage das Bett wird hüten müssen, und ja nun der sorgsamsten Pflege gewiß ist. Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Eine Stunde später war Silvia allein in dem Salon, der wieder wie gestern und vorgestern im hellen Kerzenlichte schimmerte. „Der König ist es so gewohnt, der König darf seine alten Gewohnheiten nicht vermissen," hatte Tante Sara noch zuletzt gesagt.

Der König!

Wie sollte sie ihm heute entgegentreten? Heute, wo er als der Gott kam, der das Dankesopfer der Creatur, die er beglückt hat, entgegennehmen will? O gewiß war sie ihm dankbar — aber war es königlich, die Schuld so bald einzufordern, als wenn sie ihm nicht gewiß wäre? Als wenn die Summe des Dankes nicht wüchse, je länger sie sich in den Händen des Schuldners befindet?

Silvia konnte von diesem Gedanken nicht loskommen. Wie von einer kleinen dunklen Wolke am Horizonte sich allmälig ein grauer Nebelschleier über den ganzen Himmel breitet, so wurde ihr trüb und trüber zu Sinn, je länger diese Zeit des Wartens auf den königlichen Besuch währte. Wir dürfen warten — wir! Wir müssen jederzeit bereit sein! Was sagte die Tante? Er weiß nicht, was mich diese seine Gnade gekostet hat, wie oft mich meine schmerzenden Glieder kaum aufrechterhalten haben. Aber freilich! dieses Geduldspiel ist doch auch nicht um nichts und wieder

nichts, wie das banale Treiben unserer Salons, bei dem für Niemanden etwas herauskommt als Langeweile und Ueberdruß. Leo ist gerettet! Was will dagegen alles Andere sagen!

Tante Sara hatte Silvia nichts von der Zusammenkunft, die heute Abend zwischen dem Könige und Leo im Hause des Generals stattfinden sollte, gesagt; für Silvia war Leo nur aus dem Gefängniß befreit — das war wol etwas; aber jetzt konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, daß dies noch lange nicht genug sei, daß, wenn Leo nicht jenen seinen höchsten Wunsch, persönlich mit dem Könige zusammenzukommen, ausführen konnte, seine Sache noch immer hoffnungslos daniederlag. Also hatte sie dem Könige nicht blos zu danken, sie mußte abermals eine Bitte an ihn richten, eine Bitte, die gewiß viel schwerer zu erfüllen war, als jene andere. Eine Gefängnißthür öffnen, was will das sagen, wenn man König ist? Dazu bedarf man nur eines einzigen Machtwortes; aber den Traumdeuter anhören; und nicht blos das, sondern auch seinem Rathe folgen, im festen Vertrauen zu dem gottbegnadigten Seher die Vorkehrungen treffen, die das Volk von dem hereindrohenden Verderben bewahren — das war ein hohes, aber erst aus weiter Ferne herüberschimmerndes Ziel.

Und wie würde sie Leo begegnen?

Silvia's Herz erbebte, aber nicht in freudiger Erwartung. Was mußte er, der Stolze, gelitten haben in diesen Tagen? Das Scheitern seiner Pläne bis zur persönlichen Entwürdigung! der Hohn seiner Feinde, den Starken entwaffnet, von dem Kampfplatz auf lange Zeit, für immer vertrieben zu haben! Was konnte ihm eine Freiheit sein, die er nicht mehr für die Verwirklichung

seiner Ideen verwenden konnte? War es Gnade, den Besiegten dem Spotte seiner Sieger preiszugeben? Würden die Menschen nicht jetzt, wenn er in eine Gesellschaft trat, die Köpfe zusammenstecken und lächeln? Würden sie nicht auf der Gasse mit Fingern auf ihn weisen? Ach, es konnte keine freudige Begegnung sein zwischen ihm und ihr!

Aber weßhalb sich überhaupt begegnen?

Es war ja gar nicht wahrscheinlich, daß Leo erführe, wem er seine Rettung verdankte. Verdankte? Abscheuliches Wort! Wollte die Tante Dank? Wollte sie selbst Dank? Und gesetzt auch, er erführe es; Leo war nicht der Mann, um einer sentimentalen Wallung willen einen Schritt aus seiner Bahn zu gehen. Wenn es in seinem Plane lag, die Residenz zu verlassen, wie es ja doch sehr wohl möglich war — keinen Tag, nicht eine Stunde würde er bleiben, einem Mädchen zu Gefallen, an dessen Wohl und Wehe er doch nur immer sehr vorübergehenden Antheil genommen hatte. War doch von ihm in der letzten Zeit gar kein Versuch gemacht worden, sich ihr zu nähern. Waren doch selbst ihre Briefe ohne Antwort geblieben! Er würde sein Zelt abbrechen und in andere, ferne Gegenden tragen! Er hätte am liebsten auf heimischer Erde der Freiheit einen Tempel gegründet, freilich! Aber wenn es eben nicht möglich war, so würde er, der Weltbürger, auch darüber wegkommen, und gegen Tyrannei zu kämpfen, gab es ja doch überall auf der weiten Erde.

Und was sollte dann aus ihr werden?

Hatte sie nicht ihr Alles auf diesen Einen Wurf gesetzt? sich nicht bereits losgesagt von Allem, was ihr bis jetzt ein Halt im Leben gewesen war? unwiderruflich losgesagt? Konnte sie jetzt noch zurück, selbst wenn sie wollte?

Zurück in das Haus des Freiherrn, um Miß Jones zu erklären, was Miß Jones in Ewigkeit nicht verstehen würde? Um sich von den alten Dienstboten mit Kopfschütteln, von den jüngern mit Hohnlächeln betrachten zu lassen? Nein, jenes Haus konnte ihr niemals wieder eine Heimat werden, selbst wenn der Freiherr noch lebte.

Aber war denn das ihre Heimat?

Warum nicht zurück zu ihm? Zurück zum guten alten Vater?

Silvia streckte die Arme aus, als wollte sie eine liebe Gestalt umfangen; dann blickte sie, wie aus einem Traum erwachend, verstörten Antlitzes um sich.

Es war Alles noch wie vorhin. Da schimmerten die Lichter, da glänzten die Marmorvasen und Marmorbilder in dem schimmernden Licht; da schauten die schönen Frauengesichter aus dem dunklen Hintergrund wie Sterne aus dem nächtlichen Himmel; da blinkte der silberne Kessel, in dem das Wasser brodelte; da funkelten die Krystallflaschen und Gläser; da war an der Wand die Stelle, wo sich die Thür öffnen würde, durch die der König hereintrat. Warum kam er nicht? Die Stunde, in der er gestern und vorgestern gekommen, war bereits vorüber; hatte der General sich nicht doch vielleicht verhört? Oder der König über anderen Dingen seine Zusage vergessen? Aber er war gestern so freundlich, so echt menschlich gewesen, hatte so gar nicht den König herausgekehrt, hatte so ganz dem Bilde entsprochen, das die Tante von ihm entwarf, dem Bilde eines geistvollen edeldenkenden Mannes, der sich auf seiner einsamen kalten Höhe das warme Herz bewahrt hat und dazu die hellen Augen, zu sehen, und die leisen Ohren, zu hören, nur daß es sein königliches Unglück ist, kein Herz zu finden, daß dem seinen ebenso warm entge=

genschlüge, niemals ein ungeschminktes ehrliches Menschenantlitz zu sehen, niemals die unverstellte Stimme der Wahrheit zu hören. Warum kam er nicht?

Sie trat an das Fenster. Tief unter ihr brauste und donnerte das rastlose Leben der gewaltigen Stadt, das, wie Meereswogen den Felsen, die altersgrauen Mauern der königlichen Burg umfluthete. Zahllose Lichter schimmerten nach allen Richtungen; hierhin und dorthin drängte sich die geschäftige Menge in dunklen beweglichen Linien, unablässig rollten die Fuhrwerke: von flüchtigen Rossen gezogene Equipagen mit hellschimmernden Laternen, langsame Fiaker, unbehilfliche, mit Menschen überfüllte Omnibus, rasselnde Lastwagen. Und wie sie den Blick nach oben richtete, glänzten ihr aus dem tiefblauen Himmel einzelne Sterne, dieselben Sterne, zu denen sie auch als Kind von der stillen Waldwiese emporgeschaut hatte, wenn die Rehe aus den Büschen traten und aus dem dunkelnden Walde der Ruf des Nacht-Aars ertönte.

Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich ihrer. „Ich will ja nicht den seligen Frieden der Kindheit wieder," dachte sie, „nicht die süße Ruhe jener holden Jugendzeit. Frieden und Ruhe — das sind für mich von jetzt an Märchenträume; nur stark möchte ich sein, stark und — einig in mir selbst, daß meine Seele ein Spiegel wäre seiner Seele."

Das Geräusch draußen und die tiefe Versunkenheit in ihre Gedanken hatten Silvia nicht hören lassen, daß, von Lisette geführt, ein Mann in's Zimmer gekommen war, der sich zuerst, nicht ohne daß sich eine flüchtige Verwunderung auf seinem Gesichte gemalt hätte, in dem prächtigen Gemache umschaute, dann, als er Silvia im Fenster stehend erblickte, der hübschen Lisette ein Zeichen

gab, das Zimmer zu verlassen — und jetzt mit einem Lächeln auf den Lippen an sie herantrat.

„Silvia!“

Mit einem leisen Schrei fuhr Silvia herum. Ihre erste Regung, als sie den geliebten Mann vor sich sah, war, sich an seine Brust zu stürzen; aber es war nicht Liebe, was um seinen Mund spielte, nicht Liebe, was aus seinen Augen blickte. Die hocherhobenen Arme sanken schlaff herunter; sie athmete tief auf.

„Du bist's,“ sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich bin's,“ erwiderte Leo, „und du kannst nicht verwunderter sein, mich hier zu sehen, als ich es bin, dich hier zu finden. Lieblicher freilich konnte sich das Räthsel, das für mich über all diesen Vorgängen war, nicht lösen. Du bist also die andere Dame, die er mich hier aufsuchen hieß!“

Leo drückte Silvia's Hand. Silvia entzog sie ihm sanft und sagte:

„Wer hieß dich das?“

„Der König.“

„So hast du ihn gesprochen?“

„Ich komme eben von einer langen Unterredung mit ihm im Hause des Generals v. Tuchheim. Er hat mir aufgetragen, die Tante und die andere Dame, die also du bist, zu grüßen, da er selbst nicht kommen könne. Aber erkläre mir nur, wie kommst du hieher, wie geschah es, daß ich dich hier treffe?“

„Später,“ erwiderte Silvia, „erst das Wichtigere. Wie hast du den König gefunden?“

Silvia's Stimme bebte und ihre Glieder bebten; sie schwankte fast, während sie nach einem der Sopha's ging, die um den Theetisch herum standen. Leo nahm an ihrer Seite Platz.

„Wie ich ihn gefunden habe? Gerade so wie ich ihn zu finden erwartete; vielleicht noch geistvoller, für Ideen empfänglicher, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich habe ihm freilich meine Gedanken in seine romantische Sprache übersetzen müssen, aber gleichviel! Er versteht doch, während man sich mit jenen Tröpfen in keiner Sprache verständigen kann."

Silvia drückte die Hände gegen die Stirn; der Uebergang aus der bangen Erwartung zu der vollkommenen Erfüllung war so plötzlich gekommen. Sie konnte es kaum glauben, daß das langersehnte, mühsam erstrebte Ziel nun wirklich erreicht sei. Und Leo schien keineswegs erregt, seine Stimme klang wie sonst. Woher nahm er die Ruhe in einem solchen Augenblick?

„Was hast du?" fragte Leo, „ist dir nicht wohl?"

„O nein, nein! Es ist nur die Freude, die mich schwindeln macht; die Freude und — die Furcht. Ich sehe dich auf der Höhe, die du erstrebt hast, und du stehst so sicher da, so gar nicht, als ob du fallen könntest."

„Auf der Höhe?" sagte Leo verwundert, „und auf der Höhe, die ich erstrebte? Hab' ich nichts weiter gewünscht, als einmal mit einem König zu sprechen, um zu erfahren, was ich längst wußte, daß er ein Mensch ist, wie wir? Nein, Silvia, das ist die Höhe nicht, die ich erstrebte; aber es ist eine Stufe dahin, eine große Stufe vielleicht, aber doch nur eine Stufe. Was ist mir der König, was kann er mir sein, als ein Mittel zum Zweck? Wir müssen abwarten, wie weit ich damit komme."

„Es ist ein kostbares Mittel, Leo, schwer zu gewinnen, leicht zu verlieren. Sei vorsichtig, Leo, daß du den rechten Gebrauch davon machst. Die Gunst des Königs, hättest du sie einmal verscherzt — und wie leicht

könnte das geschehen! — würde sich dir nie wieder zuwenden."

„Ich kenne dich nicht wieder, Silvia; wie bist du, das muthvolle Mädchen, auf einmal so ängstlich geworden? Nein, Silvia, nicht Zagen und Zaudern, nicht Abwägen und Abmessen geziemt dem, der Großes groß erreichen will. Ich glaube heute mehr als je an meinen Stern, und nicht deßwegen, weil ich heute auf einen Erfolg blicken kann, sondern weil heute nur geschehen ist, was ich schon seit zehn Jahren wußte, daß es geschehen würde."

Silvia blickte erstaunt auf; Leo's für sie so schönes, blasses Gesicht zeigte die plastische Ruhe, die sie immer so sehr bewundert hatte, aber in den dunklen Augen brannte ein Feuer, vor dem sie — sie wußte selbst nicht weßhalb — fast erschrocken die Wimpern senkte.

„Ich bin ein wenig abergläubisch, mußt du wissen," fing Leo wieder an, „so würden wenigstens Andere meine Ueberzeugung nennen, daß die sich an großen Entwürfen abarbeitende Seele mit einer Providenz, die wir wunderbar nennen müssen, weil wir sie nicht recht erklären können, in Momenten ganz besonderer Erregung nicht blos die Erfüllung ihrer Pläne sieht, sondern auch in einem bestimmten Bilde sieht, das scheinbar gar nichts mit jenen Dingen zu thun hat, aber sich dem rechten Deuter eben als Bild für den tieferen Gehalt sattsam offenbart. — Es war in der ersten Nacht, die ich im Gefängnisse zubrachte, in einer engen, dumpfen, dunklen Zelle. Es hatte lange gedauert, bevor ich eingeschlafen war; ein paarmal hatte mich aus dem Halbschlafe ein Klopfen geweckt, das dicht an meinem Ohr an der Wand erschallte. Es mochte ein Gefangener in der Nebenzelle sein, der sich mit seinem Nachbar unterhalten wollte. Erst gegen Morgen schlief

ich fest, und da träumte ich einen wunderlichen Traum, den ich genau, aber mit allen Einzelheiten genau so, schon einmal geträumt hatte an jenem Morgen, als mich dein Vater bei den Wasserfällen schlafend fand. Mir träumte, ich saß an einer großen runden Tafel inmitten eines prachtvollen Marmorsaales, dessen Wände den Glanz unzähliger Lichter machtvoll zurückwarfen. Die Tafel war mit den herrlichsten Speisen bedeckt, Kuchen und Früchte in goldenen und silbernen Schalen. Ich war nicht allein, viele Männer saßen mit mir an der Tafel in prächtigen, ordengeschmückten Uniformen. Und seltsam, ich konnte keines der Gesichter deutlich sehen, so sehr ich mich auch bemühte; nur das Gesicht des Einen, der mir zur Linken saß, sah ich ganz deutlich. Es war ein junger Mann mit hellen, blauen, übermüthigen Augen und hoher weißer Stirn. Er war der Gastgeber und der Herr, denn alle Andern neigten sich ehrfurchtsvoll vor ihm. Aber er achtete der Andern nicht; nur mit mir sprach er, nur mir lachte er zu, und lachend häufte er Kuchen und Früchte auf meinen Teller, und lachte immer heftiger, und häufte immer mehr auf den Teller, daß der Teller nichts mehr fassen konnte, und plötzlich klatschte er lachend in die Hände, und Speisen und Gäste — Alles war verschwunden. Der Gefängnißwärter stand vor mir, um mir zu sagen, daß es Zeit sei aufzustehen, und daß er mir mein Frühstück gebracht habe."

„Und des Traumes Deutung?" fragte Silvia, die mit klopfendem Herzen zugehört hatte.

„Des Traumes Deutung?" wiederholte Leo. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte sinnend vor sich nieder.

„Man möchte sagen, daß gleiche Ursachen gleiche

Wirkungen haben; daß ich diesesmal, wie damals, hungrig und durstig eingeschlafen war, und ich also sehr erklärlich von Essen und Trinken träumen konnte, und meine Phantasie die gefällige Form, in die sich damals mein Verlangen gekleidet hatte, weil sie in meiner Seele unvergessen war, einfach copirte. Das könnte man sagen, ich aber sage es nicht. Denn, Silvia, jener junge Mann, der mir so gnädig war, den ich damals nicht kannte, und auch diesmal nicht kannte —"

„Du kennst ihn jetzt?" rief Silvia in einem Schrecken, der ihr das Blut in den Adern stocken machte.

„Ich kenne ihn jetzt," sagte Leo, „so, genau so stand er eben jetzt vor meinen leibhaftigen Augen, mit denselben hellen blauen Augen, mit derselben hohen weißen Stirn; und jenes übermüthige Lachen, das mir noch im Ohre tönte, ich hörte es jetzt aus seinem Munde."

Silvia's Glieder flogen; ihre starren Blicke hingen an Leo's Mienen; sie wußte nun, weßhalb sie vorhin das Lodern seiner dunklen Augen so erschreckt hatte. Es war ein Abglanz aus dem Geisterreiche gewesen, das sich dem gefeiten Blicke dieses Mannes erschloß.

Leo hatte sich erhoben und war ein paarmal vor ihr auf und ab gegangen, jetzt sagte er:

„Du siehst, was jetzt, was heute geschehen ist, war nur ein Schritt auf die erste Stufe. Es sind noch viele zu ersteigen, bevor ich auf die Höhe gelangt bin; aber ich werde hinaufgelangen, so gewiß, als wir heute in demselben Zimmer stehen, zu dessen Fenstern wir in jener Nacht mit einer dunklen Sehnsucht, die in ihrem Schoße diesen Augenblick trug, hinaufschauten. Dann — aber auch erst dann — mag die Treppe hinter mir zusammenstürzen: der Tempel, den ich bauen will, wird vollendet

dastehen. Doch von diesen Dingen ein andermal; jetzt sage mir, nicht, warum du hier bist — das weiß ich, aber wie kamst du hieher? Wie ist dies Alles so geschehen?"

Leo hatte sich wieder zu ihr gesetzt; der Ton seiner Stimme war klar und fest wie sonst; die phantastische Dämmerung, die er heraufgezaubert hatte, war verschwunden, es sollte wieder Tag sein. Silvia suchte ihre Aufregung zu beherrschen und klar und kurz Alles zu erzählen, aber ihre Rede, die sonst so leicht floß, stockte wiederholt; Leo mußte oft fragen und es wurde ihr schwer, diese Fragen immer zu beantworten. Endlich sagte er:

„Und was gedenkst du nun zu thun, Silvia? Doch das ist eine jener Fragen, die uns ein Anderer beantworten muß, weil wir selbst in das dunkle Chaos sich widerstreitender Gefühle kein Licht bringen können. Du scheust dich, deinem Vater nach dem, was geschehen ist, zu begegnen, und mit Recht. Er wird es dir schwer vergeben, was du gethan hast, wird dir nie glauben, daß er sich in Tante Sara irre, von jeher geirrt habe. Sie ist vielleicht nicht so gut und groß, wie sie dir bis jetzt erschienen ist; immerhin aber ist sie eine merkwürdige Frau, die von einem anderen Standpunkte aus beurtheilt sein will, als dem einer engherzigen Moral. Warum sollte dir dein Vater glauben, was er der Tante selbst nicht geglaubt hat, die doch gewiß in früheren Jahren kein Mittel unversucht gelassen haben wird, den Bruder von ihrer Schuldlosigkeit zu überzeugen? In solchen Dingen wachsen bei gewissen Naturen die Vorurtheile mit den Jahren. Wie kann man überhaupt Jemanden von etwas überzeugen, das er nicht versteht, und brav und gut, wie dein Vater ist — dies versteht er nicht. Ein Geist, wie der der Tante, ein Geist, der mit unwiderstehlicher Kraft die

alten hergebrachten Formen sprengt, in die ihn Geburt und Erziehung gebannt hatten, um sich mit froher Werdelust den seiner Individualität genehmen und bequemen Körper selbst zu schaffen — ist für deinen Vater ein Buch mit sieben Siegeln, ein unheimliches, unheiliges Buch. Die Sympathie seiner Tochter für die von ihm, von der Familie Ausgestoßene, muß ihm als eine schwere Verirrung der Natur erscheinen."

Silvia's Antlitz war bei diesen letzten Worten sehr blaß geworden. Leo fuhr fort:

„Ich darf dir dies nicht verschweigen, denn du mußt deine Situation ganz klar sehen. Du bist bereits zu weit gegangen, um ohne Erklärung zurück zu können. Diese Erklärung wird im besten Falle für dich unendlich peinlich sein; dein Vater wird eine Entschuldigung wollen, keine Erklärung. So fällt ein Schatten vor dir her auf deines Vaterhauses Schwelle, und dieser Schatten wird sich immer weiter breiten und nach und nach das ganze Haus erfüllen. Wie kann da — ich sage nicht von Glück — ein albernes Wort, das ein Narr erfunden hat, und das ich hasse — aber auch nur von einem Leben, wie es erträglich ist, die Rede sein? Du kannst am wenigsten von allen Menschen lügen, nicht in deinen Gedanken, geschweige denn mit Worten, ja nicht einmal mit deinen Mienen. Dein trübes Auge, dein schmerzlich geschlossener Mund müssen es aussprechen, denn es ist die einfache Wahrheit: Ich kann euch nicht helfen, und ihr nicht mir; ihr müßt mich anders wollen, damit ich zu euch passe; ich aber kann nicht anders sein, als ich bin. So lebe ich euch zur Qual — und mir.

„Und willst du wissen, welches dein Leben in Tuchheim sein würde? Erinnerst du dich des schönen jungen

Falken, den wir damals in einem großen hölzernen Gitterkäfig auf dem Hofe hielten? Wenn man vorüberging, sträubte er immer zornig sein Gefieder; wenn er sich unbeobachtet glaubte, saß er auf seiner Stange und blickte mit den großen glänzenden Augen in den Himmel hinein. Eines Morgens fanden wir ihn todt in einer Ecke des Käfigs liegend. Er hatte die beste Atzung gehabt, und Schutz vor der Kälte und Alles, wessen er bedurfte — und hatte doch nicht weiter leben können, nicht weiter leben wollen.

„Das würde dein Leben sein, Silvia — und so würdest du es enden. Du würdest sterben, weil auch du ohne das Stückchen blauer Himmelsfreiheit nicht würdest weiter leben können, nicht weiter leben wollen.

„Ich möchte dich vor diesem Schicksal bewahren, Silvia. Du mußt dich entscheiden, so verlängere die Qual der Entscheidung nicht. Schreibe deinem Vater; versuche — denn das bist du ihm schuldig — versuche, ihm begreiflich zu machen, um was es sich für dich handelt, und daß du jetzt nicht kommen könntest. Es ist ja möglich, daß er dich versteht — und dann ist Alles gut; versteht er dich nicht — und das ist wahrscheinlich — nun denn, du darfst nach Allem, was du mir gesagt hast, die Tante jetzt nicht verlassen. Du hast dem König versprochen, daß er dich wieder sehen soll; wenn du dein Versprechen nicht hieltest, würde er es die Tante entgelten lassen, die das nicht um uns verdient hat; ja, Silvia, und er würde es mich entgelten lassen. Der König ist einer jener unschuldigen Menschen, die sich immerdar sehnen, von einer Frau zu hören, was sie thun und was sie lassen sollen. Ich würde, und wenn ich die Erde durchsuchte, keine Frau finden, die mich so ganz verstände, wie du mich verstehst,

die meine Gedanken so lauter, so unverfälscht, und höchstens durch eine schönere Form geadelt, an einen Andern weiter zu geben vermöchte, wie du es vermagst. Ich würde die romantische Sprache, die ich heute mit ihm gesprochen habe, nicht immer sprechen können, nicht immer sprechen wollen. Dann würdest du, die Meisterin der Form, mit Einem Worte den Mißklang lösen, eine Verständigung herbeiführen. Ja, je länger ich dies Alles bedenke, umsomehr überzeuge ich mich, daß du die Kette sein mußt, an der ich die schwere königliche Erde zu der olympischen Höhe unserer Weltanschauung emporziehe. Silvia, schreib' deinem Vater. Willst du?"

Leo war aufgestanden, um zu gehen. Er hatte Silvia's Hand ergriffen; Silvia war sehr bleich, und ihre Stimme war sehr unsicher, als sie erwiderte:

„Ich will; es ist ja nicht für immer."

„Und wenn es wäre — ich hoffe zuversichtlich, daß es nicht ist — aber wenn es wäre, Silvia? Sieh, ich meine, wenn du einem Manne vermählt wärest, den du liebtest, und du müßtest wählen zwischen Gatte und Vater — so würde doch die Wahl sehr kurz sein. Und ist denn nicht Freundschaft der Ehe bester Theil? Und sind wir nicht Freunde? Ja, haben wir nicht doppelt und dreifach Recht, auf unserem Sinne zu beharren, da wir, frei von jedem kleinlichen Egoismus, nichts für uns wollen? Leb' wohl, Silvia! Ich sehe dich morgen wieder und dann hoffentlich auch die Tante."

Leo war gegangen. Silvia war auf derselben Stelle stehen geblieben, ihre Hand hing noch so herab, wie sie aus Leo's Hand geglitten war. „Wenn du einem Manne vermählt wärest, den du liebtest! — Ja, ich darf an den Altar treten und Gott muß mein Opfer annehmen, denn

meine Gaben sind ohne Fehl, und rein sind meine Hände. Ich will nichts für mich; Gott weiß es, daß ich nichts für mich will."

Silvia's Busen hob sich in unendlicher Wehmuth; sie wollte stark sein, sie wollte nicht weinen, aber wie ein unaufhaltsamer Strom brachen die Thränen hervor; sie sank auf das Sopha zurück und verbarg schluchzend ihr Gesicht in die Kissen.

Lisette kam, die Theesachen abzuräumen und die Lichter auszulöschen. Silvia erhob sich und begab sich in Tante Sara's Schlafzimmer.

Ende des dritten Bandes.

Spielhagen, Friedrich,

In Reih' und Glied ein Roman in neun Büchern

Bd.: 3. Band

Berlin 1866